



IWAN FRANKO
SACHAR BERKUT

IWAN FRANKO

SACHAR BERKUT



IWAN FRANKO

SACHAR BERKUT

Ein Bild des öffentlichen Lebens der Karpatenrus
im 13. Jahrhundert

KIEW
VERLAG DNIPRO
1982

Originaltitel:

ІВАН ФРАНКО
ЗАХАР БЕРКУТ

Образ громадського життя
Карпатської Русі в XIII віці

Aus dem Ukrainischen
von Sabine und Alexander Kusmin

Man schrieb das Jahr 1241... Ein malerisches Tal in den Karpaten. Ein verliebter Jüngling und ein Mädchen... Der Vater des Mädchens, ein reicher Bojar, will sich nicht mit einem einfachen Menschen verschwägern. Das stolze und unabhängige Mädchen ist bereit, für ihre Liebe zu kämpfen. Aber eine neue, tiefe Erschütterung wartet auf die beiden: die Horden des Batu-Khans nähern sich dem Karpatengebirge. Der Vater des Mädchens tritt auf die Seite des Feindes über. Der Vater des Burschen, Sachar Berhut, ruft die Bevölkerung zum Kampf gegen die Eroberer auf. Die entscheidende Schlacht naht...

So entwickelt sich die Handlung am Anfang der Erzählung des hervorragenden ukrainischen Dichters und Prosaikers Iwan Franko (1856—1916). Farbenprächtige Beschreibungen der majestätischen Natur der Karpaten, lyrische Szenen der Liebe und dramatische Schlachtszenen sowie das Sujet der Erzählung werden der Aufmerksamkeit des Lesers wert sein.

*Die Taten längst vergangener Tage
sind ferner, alter Zeiten Sagen...*

A. S. PUSCHKIN

I

Ach, wie düster und trübselig ist es jetzt in unserer Gegend um Tuschlja geworden! Wie in alten Zeiten, so fließen auch heute noch Stryj und Opir an den mit Kieselsteinen und Grün bedeckten Ufern vorbei. Die umliegenden Bergwiesen werden im Frühling mit Gräsern und Blumen überzogen, und wie dazumal kreist in der himmelblauen klaren Luft der Königsadler. Wie aber hat sich alles andere bloß verändert! Die Wälder, die Dörfer und die Menschen! Einst muß wohl die ganze Umgebung von dichten, undurchdringlichen Wäldern bestanden gewesen sein, und Hochgebirgsweiden zogen sich bis zu den Flußtäälern hin. Jetzt aber sind sie wie Schnee an der Sonne geschmolzen. Ja, an einigen Stellen sind sie sogar gänzlich verschwunden. Sie wurden klein und licht und hinterließen nur Kahlschläge. Von den Urwäldern blieben stellenweise nur verkohlte Baumstümpfe übrig, zwischen denen hier und da verkümmerte Edeltannen und kläglicher Wacholder hervorlugten. Einst herrschte hier Stille, die nur durch die Hirtentrembita* auf einer entlegenen Weide oder durch das Gebrüll eines wilden Auerochsen oder aber durch einen Hirsch im Dickicht unterbrochen wurde. Sonst ließ sich hier kein Laut vernehmen. Jetzt aber treiben die Hirten die Ochsen auf die Hochgebirgsweiden; in den Schluchten und im Dickicht hört man Holzfäller, Sägearbeiter und Zim-

* Trembita — ein bis drei Meter langes, rohrförmiges ukrainisches Holzblasinstrument.

merleute einander zurufen. Sie gleichen einem unermüdlichen und nie sterbenden Wurm, der an der Schönheit der Tuchljaer Berge, an ihren hundertjährigen Tannen und Edeltannen nagt, sie zu Fall bringt, um dann die zersägten Überreste zu den neuen Dampfsägemühlen flußabwärts schwimmen zu lassen oder aber aus den Baumstämmen gleich an Ort und Stelle Bretter oder Schnittholz herzurichten.

Am meisten aber haben sich wohl die Menschen verändert. Es scheint einem, als sei ihre „Kultur“ gestiegen, dabei sind sie bloß zahlenmäßig mehr geworden. Jetzt gibt es Dörfer und Vorwerke. In den Dörfern gibt es auch mehr Katen. In diesen Katen jedoch sind Hunger und Not noch größer. Das Volk ist ausgemergelt, eingeschüchtert und verdrießlich. Im Umgang mit Fremden zeigt es sich scheu und ungeschickt. Ein jeder denkt nur an sich allein, ohne zu begreifen, daß eben das die Kräfte entzweit und die Gemeinde schwächt. Einst war es hier ganz anders! Das Volk war kleiner. Aber was für ein Volk war das! Was für ein Leben brodelte in diesen Bergen, in diesen undurchdringlichen Wäldern am Fuße des mächtigen Selemen!

Jahrhundertlang war diesem Volk ein grimmiges Los zuteil. Harte Schicksalsschläge hatten seinen Wohlstand untergraben; das Elend brach seine starke freiheitsliebende Seele. Nur die Überlieferung erzählt den Urenkeln von einem glücklicheren Leben der Vorfahren. Sollte jedoch einmal eine Alte, auf der Ofenbank am Spinnrad sitzend, ihren kleinen Enkeln etwas über die grauen, uralten Zeiten, von den Überfällen der furchteinflößenden Mongolen und von Berkut, dem Anführer aus Tuchlja, erzählen, so hören die Kinder aufgeregt zu, so daß in ihren grauen Augen Tränen glitzern. Ist dann diese packende Erzählung zu Ende, so stoßen alt und jung Seufzer aus und flüstern einander zu: „Ach, was war das nur für ein herrliches Märchen!“

„Ja, ja“, sagt dann die Alte kopfschüttelnd. „Ja, ja, Kinder, für uns ist das nur noch ein Märchen, einmal aber war das wirklich wahr!“

„Vielleicht kehren jene Zeiten irgendwann einmal wieder“, meint einer der Erwachsenen.

„Alte Leute sagen doch, daß sich diese Zeit wiederholen werde, doch sicher erst kurz vor dem Weltuntergang.“

Düster und trübselig ist es heute in unserer Gegend um Tuchlja bestellt! Wie ein Märchen erscheint uns die Erzählung von längst vergangenen Zeiten und Menschen. Die Menschen von heute, die in Elend, Unterdrückung, Ketten und in jahrhundertealtem Gehorsam leben, schenken all dem kein Vertrauen. Mag es so gewesen sein oder auch nicht! Des Dichters Gedanke aber vermag in jene alten Zeiten hinüberzufliegen, läßt die Menschen von damals auferstehen. Derjenige, dem ein reines Herz und wahrlich menschliche Gefühle eigen sind, wird in ihnen seine Brüder, noch heute lebende Menschen sehen und in ihrem Leben, das dem heutigen so gar nicht ähnlich ist, etwas finden, was auch für unsere Zeit der „Kultur“ sehr wünschenswert wäre!

Man schrieb das Jahr 1241. In den Tuchljaer Bergen war es Frühling. Eines schönen Tages ertönten an den waldreichen Selemen-Hängen die Jagdhörner und das Rufen zahlreicher Jäger. Der hier kurz vorher ansässig gewordene Bojar von Tuchlja, Tuhar Wowk, veranstaltete eine ausgedehnte Jagd auf Großwild. Das stellte den Auftakt für sein Leben an diesem neuen Ort dar; denn vor kurzem hatte ihm der Fürst Danylo * ausgedehnte Hochgebirgsweiden und einen ganzen Selemenhang im Tuchljagebiet geschenkt. Und vor kurzem war er nun in dieser Berggegend erschienen, hatte sich ein schönes Haus gebaut. Nun gab er das erste Gastmahl und machte sich mit den benachbarten Bojaren bekannt. Im Anschluß an diesen Schmaus gingen sie in die Tuchljaer Wälder auf Jagd.

Die Großwildjagd ist nicht nur reines Vergnügen, sie ist ein harter und nicht selten blutiger Kampf auf Leben und

* Danylo Romanowytsch (1201—1264), Fürst und seit 1254 König von Galizien, hervorragender Staatsmann der Alten Rus. Er vereinigte unter seiner Macht die Vorkarpaten und die Karpatenfürstentümer sowie auch Wolhynien.

Tod. Die Auerochsen, Bären und Wildschweine sind gefährliche Gegner. Sehr selten nur gelang es einem, ein solches Tier mit dem Pfeil, ja nicht einmal aus geringer Entfernung mit dem langschaftigen Jagdspeer zu erlegen. Die entscheidende Jagdwaffe war immer der schwere Speiß. Man holte zu einem mächtigen Schwung aus und versetzte dem Gegner den Stoß aus nächster Nähe und mit aller Kraft. Verfehlte der Stoß sein Ziel, so setzte der Jäger sein Leben einer zweifellos großen Gefahr aus, wenn er nicht noch in letzter Minute einen sicheren Unterschlupf fand oder sein Schwert oder eine schwere Axt zu seiner Verteidigung ziehen konnte.

So ist es also nicht verwunderlich, daß sich Tuhar und seine Gäste für diese Jagd wie zu einem Kriege gerüstet hatten. Sie trugen genügend Vorrat bei sich: Pfeile und Spieße sowie Proviant. Zahlreiche Bedienstete und sogar ein Mediziner, der die Wunden beschwören konnte, waren mit dabei. Und so war es auch kein Wunder, daß Tuhar und seine Gäste eine beinahe vollständige Rüstung angelegt hatten, bei der nur die Harnische fehlten. Harnische würden sich nur als hinderlich erwiesen haben, hatte man sich doch durch Bruchholz und Dickicht hindurchzukämpfen. Wirklich verwunderlich war es dagegen, daß sich Tuhars Tochter Myroslawa, die sich von ihrem Vater nicht trennen wollte, mit den Gästen zur Jagd begab. Die Bewohner von Tuchlja bewunderten das stolze und kühne Mädchen, das sich inmitten der Schar der Gäste wie eine Pappel unter stämmigen Eichen ausnahm, wie sie da zur Jagd ritt. Sie verfolgten sie voller Begeisterung mit den Augen und sagten dazu: „Ja, das ist ein Mädchen! Sie hätte ein richtiger Mann sein können. Sicher würde sie als Mann dann noch stärker sein als ihr Vater!“

Dies war aber beileibe keine Schmeichelei, denn Tuhar Wowk war ein Mann wie eine Eiche: stämmig, breitschultrig, mit groben Gesichtszügen und borstigen schwarzen Haaren. So war er einem der hiesigen grimmigen Bären, denen er eben den Krieg erklärt hatte, ähnlich. Myroslawa, seine Tochter, war auch kein gewöhnliches Menschenkind: sie war eine

wahrhaftige Schönheit und besaß dazu noch ein gutes Herz. Letzteres gab ihr den Vorzug vor vielen ihrer Altersgenossinnen. Was Myroslawas angeborenes Geschick, ihre ungewöhnliche Kraft, Kühnheit und Entschlossenheit anbetraf, so konnten sich diese noch nicht einmal vergleichsweise mit ihr messen, denn solche Eigenschaften besitzen nur Männer, die gelernt haben, in ständigem Kampf Hindernisse zu überwinden. Auf den ersten Blick sah man, daß sie wohl in großer Freiheit aufgewachsen sein mußte; sie war wie ein Mann erzogen worden, und ihre Schönheit ließ einen kraftvollen, schöpferischen Geist erkennen. Sie war des Vaters einziges Kind, das bei seiner Geburt die Mutter verloren hatte. Myroslawas Amme, eine alte Bäuerin, lehrte sie von klein auf jegliche Handarbeiten zu lieben. Als Myroslawa größer wurde, nahm sie der Vater überallhin mit, um seine Einsamkeit zu verschuchen. Er bemerkte ihre feurige Natur und lehrte sie, Ritterwaffen zu führen, jegliche Hindernisse zu überwinden und allen Gefahren mutig ins Auge zu blicken. Je mehr Schwierigkeiten sie zu bewältigen hatte, desto größer wurde der Elan, mit dem sie an sie heranging, desto deutlicher traten ihre physische Kraft und der entschlossene, offene Charakter in Erscheinung. Dabei blieb Myroslawa jedoch immer eine Frau — zärtlich, warmherzig, mit lebendigen Gefühlen, Bescheidenheit im Gesicht. All das vereinigte sich zu einer solch wundersamen und zugleich bezaubernden Harmonie, daß der, der sie nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen und ihre Stimme gehört hatte, sein Lebtage lang ihr Antlitz, ihre Figur und ihre Stimme nicht vergessen konnte. Klar und deutlich gedachte er ihrer in den schönsten Augenblicken seines Lebens, so wie der Frühling sogar noch den gebrechlichen Greis an seine junge Liebe erinnern kann.

Die Jagd dauerte bereits den dritten Tag an. Viele Hirsche und schwarzmähnige Auerochsen waren von den Pfeilen und Speeren der Bojaren erlegt worden. An einem tosenden Gebirgsstrom hatte man auf einer grünen Waldwiese Jägerzelte aufgeschlagen; hier und da brannten große Feuer, über

denen Kessel hingen und Bratspieße gedreht wurden. Für die Gäste wurde das erlegte Wild gekocht und gebraten. Der heutige letzte Jagdtag war der bedeutungsvollste und zugleich gefahrvollste, denn er war der Treibjagd auf die Bären gewidmet.

Auf einem steilen Berghang, der von undurchdringlichem Waldedickicht umgeben war, wo zum Himmel hochragende Buchen und Edeltannen dicht beieinander standen, gab es dort, wo der Waldboden mit Bruch- und Raffholz bedeckt war, seit altersher eine Bärenhöhle. Hier sollte sich nach Meinung des jungen Bergführers Maxym Berkut aus Tuchlja die Bärenmutter befinden. Von hier aus flößten diese wilden Tiere der ganzen Gegend und auch den Menschen auf den Gebirgsweiden Furcht ein. Obwohl es kühnen Hirten mitunter gelang, dieses oder jenes Tier mit Pfeilen oder Äxten zu töten, oder es in eine Falle zu locken, wo dem Tier ein von oben niederstürzender schwerer Klotz das Rückgrat brach, gab es deren immer noch zu viele, als daß die Umgebung hätte wesentlich erleichtert aufatmen können. Darum ist es nicht verwunderlich, daß der Bojar Tuhar Wowk die Tuchljaer von seinem Vorhaben, eine große Treibjagd auf Bären zu veranstalten, benachrichtigte und um einen Wegführer bat. So wählten die Tuchljaer nicht nur Maxym Berkut, den Sohn des ehrwürdigen Gemeindeältesten Sachar, den kühnsten und geschicktesten jungen Burschen, sondern noch eine ganze Gruppe mit Bögen und Wurfspeeren ausgerüsteter Treiber zur Unterstützung der zur Jagd angetretenen Bojaren. Sie alle sollten nun das Bärenlager umzingeln und die Gegend mit einem Schlage von dem Raubtier befreien.

Mit dem Aufziehen der Morgenröte begann auch im Jagdlager ein reges Treiben. Spannung herrschte. Die Knechte der Bojaren bereiteten schon seit Mitternacht geschäftig für die Jagdteilnehmer Wegzehrung für den ganzen Tag zu; sie füllten die flachen Trinkgefäße mit Met und Apfelsaft. Auch die Jäger aus Tuchlja bereiteten sich ihrerseits auf die Jagd vor: Sie schärften die Messer und die kurzen breiten Schwerter,

zogen feste Schuhe aus weißgegerbtem Wisentleder an, steckten in die kleinen Feldbeutelchen gebratenes Fleisch, Brotlaibe, Quark — all das, was einem bei einer so schwierigen Jagd von Nutzen sein konnte. Maxym Berkut, der sich erst jätzt vor dem wichtigsten und schwierigsten Teil des Unterfangens als bevollmächtigter Kommandeur seiner kleinen Armee bestätigt fühlte, gab mit wahrlich gebieterischer Würde und Besonnenheit Anordnungen, bezüglich dessen, was die ganze Angelegenheit betraf: Er vergaß nichts, war nicht voreilig und verspätete sich in nichts. Alles befahl er rechtzeitig und am richtigen Ort, ohne Durcheinander und Gedränge zuzulassen; er war dort, wo man ihn brauchte und meisterte jede Situation. Maxym Berkut machte in seinem Verhalten keinen Unterschied zwischen seinen eigenen Leuten, den Bojaren und ihren Knechten. Sein Auftreten war gemessen, natürlich in Wort und Geste — ein Gleicher unter Gleichen. Seine Kameraden verhielten sich so zu ihm, wie er sich auch zu ihnen — frei und ungezwungen; sie lachten und scherzten, führten aber seine Anordnungen exakt, schnell und mit solcher Lust und Bereitschaft aus, als ob sie selbiges auch von sich aus zur rechten Zeit getan haben würden. Das Bojarengesinde war wankelmütig und befangen im Umgang mit anderen. Neigte es dazu, die einen überheblich auszulachen, so katzbuckelte es vor den anderen. Aber sogar diese Leute brachten Maxym Berkut Achtung für seine Besonnenheit und Einsicht entgegen. Sie führten, wenn das auch manchmal nicht ohne spöttische Bemerkungen abging, seine Anweisungen korrekt aus. Selbst die Bojaren, meist stolze und in Schlachten gestählte Männer, duldeten ihn, einen „Niederer“ in ihrer Mitte, wenn auch mit Unzufriedenheit, daß ein Höriger sich gewissermaßen für ihresgleichen hielt; jetzt wagten sie es jedenfalls nicht, ihm unverholen ihre Feindschaft zu zeigen. So erfüllten sie die Anweisungen des jungen Wegführers. Nun, sie konnten sich ja auch auf Schritt und Tritt davon überzeugen, daß seine Anforderungen gut durchdacht waren.

Noch lange vor Sonnenaufgang war es, als die Jagdgesellschaft sich anschickte, das Lager zu verlassen. In den Bergen war es noch still. Noch schlummerte die nächtliche Dämmerung in den Wipfeln der Edeltannen, und an den dichten federnden Farnen hingen Tautropfen; rankender grüner Bärlapp breitete sich unter den Füßen aus, irrte zwischen riesigen entwurzelten Bäumen umher, um sich letztlich mit den biegsamen und stacheligen Brombeersträuchern und den gekrümmten Stengeln des wild hochkletternen Hopfens zu einem undurchdringlichen Knäuel zu verflechten. Aus dem geheimnisvollen schwarzen Dickicht stiegen wie aus einem Abgrund milchig-graue Nebel empor. Das war ein Zeichen dafür, daß auf dem Grund dieser mit Waldesdickicht bestandenen Kluft kleine Waldbäche dahinirrten. Die Waldesluft war erfüllt von Nebel und vom Duft des Harzes. Sie verschlug einem den Atem und man schien eine breitere Brust zu benötigen, um sie frei einatmen zu können.

Die Jagdgesellschaft bahnte sich schweigend aufs Geratewohl einen Weg durch Windschlag und Buschwerk,— durch das in der Morgendämmerung liegende Waldesdickicht. Voran ging Maxym Berkut, ihm folgten Tuhar Wowk und die anderen Bojaren. Myroslawa hielt sich neben ihrem Vater Tuhar. Ihnen folgten Hirten aus Tuchlja. Im Gehen schauten sie sich um und lauschten gespannt.

Der Tag war angebrochen und der Wald erwachte zum Leben. Ein buntgefiederter Eichelhäher rief im Wipfel einer Edeltanne, ein Grünspecht, wie an den Baum geklebt, schlug mit seinem eisernen Schnabel in dessen Rinde und scheute die vorbeiziehenden Menschen nicht. Von den entfernten Tälern her waren das Gebrüll der Auerochsen und das Geheul der Wölfe zu vernehmen. Zu dieser Zeit hielten wohl die gesättigten Bären auf einem Bett aus Moos unter dem Bruchholz noch ihr Schläfchen. Irgendwo im Dickicht grunzte, sich im eiskalten Schlamm kühlend, eine Wildschweinherde.

Wohl eine Stunde war schon vergangen, seit die Gruppe auf diesem schwierigen Pfad dahinschritt, den noch niemals

vorher ein Mensch betreten hatte. Der Atem ging schwer und schnell. Von Zeit zu Zeit wischten sie sich große Schweißperlen von der Stirn. Maxym blickte sich oft um. Er war es gewesen, der von Anfang an dagegen war, daß eine Frau gemeinsam mit den Männern an einer solch gefährvollen Jagd teilnehmen wollte. Doch setzte Myroslawa ihren Willen durch. Es ist das erste Mal, daß sie an einer solch großen Jagd teilnimmt und da sollte sie wegen irgendwelcher Schwierigkeiten um das Interessanteste gebracht werden?! Nein. Sie ließ auch Maxyms Argumente nicht gelten. Nicht der schwierige Weg, nicht die drohenden Gefahren und auch nicht wütende Kraft des Bären konnten sie davon abhalten. „Desto besser! Desto besser!“ sagte sie mit einem kühnen Blick und einem solch bezaubernden Lächeln, daß es Maxym vollkommen gefangen nahm und er ihr nicht widersprechen konnte. Selbst der Vater, der Myroslawa anfangs bat, im Lager zu bleiben, mußte letztendlich ihren Bitten nachgeben. Mit Verwunderung sah nun Maxym, wie dieses ungewöhnliche Mädchen es den Männern gleichtat und alle Schwierigkeiten des anstrengenden Weges überwand, wie leicht sie über verfaultes Bruchholz und riesige Baumstämme zu springen vermochte, mit welcher sicherem Schritt sie am Abhang vorüberging, wie geschickt sie beim Erklettern der Felsenterrassen war und wie sie sich durch die ausgerissenen Baumwurzeln wand. All das tat sie unermüdlich und mit Leichtigkeit, so daß es Maxym dünkte, sie schwebe auf irgendwelchen wundersamen Flügeln. Er blickte sie an und konnte sich nicht sattsehen an ihr.

„Ein wunderbares Mädchen!“ dachte er jedesmal. „Ein solches habe ich noch nie erschaut.“

Endlich waren sie angelangt. Das Bärenlager stellte sich als ein hoher, nur von der Südseite und auch dort nur schwer zugänglicher Hügel dar, der mit stämmigen Buchen und Edeltannen bestanden war und den entwurzelte Bäume und Bruchholz versperrten. Vom Norden, Osten und Westen war der Zugang durch hohe Felsenwände verschlossen, die wohl aus dem Leib des Recken Selemen herausgehauen sein mochten.

Unten, in der engen Bergesschlucht, rauschte und schäumte ein eiskalter Bergstrom. Eine solche Konstellation erleichterte den Jägern das Vorhaben. Sie mußten nur den an und für sich nicht breiten Bergpfad von der Südseite her umzingeln und dann auf diesem Pfad weiter bergauf steigen. Das Tier aber, das keine andere Fluchtmöglichkeit hatte, mußte nun unvermeidlich ihnen und ihren Wurfspeeren zur Beute werden.

Als sie an diesem gefährlichen, aber für sie wichtigen Pfad angelangt waren, befahl Maxym Berkut der Gruppe, eine kleine Rast einzulegen, um vor dem schwierigen Unternehmen noch ein wenig Kraft zu sammeln. Die Sonne ging auf. Noch aber verdeckten sie die dichten Tannenzweige und die umliegenden Hügel. Nach der kurzen Rast befahl Maxym den Jägern, in zwei Reihen Aufstellung zu nehmen und den ganzen Pfad abzuriegeln. Hier, wo der Pfad noch schmal ist, müssen die Jäger im Abstand von fünf Metern voneinander stehen; oben aber, wo sich der Pfad zu einer Waldwiese verbreitert, finden sie mehr Platz. Nur eines beunruhigte Maxym: Was sollte er mit Myroslawa tun, die unbedingt ein eigenes Jagdfeld haben und nicht eins mit ihrem Vater teilen wollte.

„Bin ich denn schlechter als deine Treiber?“ fragte sie Maxym und errötete dabei wie eine Rose. „Denen gibst du ein eigenes Jagdfeld. Mir aber willst du es nicht zugestehen... So geht es nicht! Auch für meinen Vater wäre es eine Schande, jagten wir zu zweit an einer Stelle. Nicht wahr, Vater?“

Tuhar Wowk konnte ihr nicht widerstehen. Als Maxym ihr mit den drohenden Gefahren, der Kraft und der Wut eines rasenden Tieres entgegen wollte, brachte ihn Myroslawa zum Schweigen und sagte: „Hab ich denn keine Kraft? Bin ich nicht in der Lage, Bogen, Jagdspieß und Axt zu führen? Nun gut! Befehle einem deiner Treiber, er möge seine Kräfte mit mir messen! Dann werden wir sehen, wer der Stärkere ist!“

Letztendlich blieb auch Maxym nichts anderes übrig, als zu schweigen und ihrem Willen nachzugeben. Wie hätte er

sich auch einem solch erstaunlich schönen Mädchen widersetzen können? Er wollte ihr ein weniger gefährliches Jagdfeld zuweisen. Doch der Zufall wollte es, daß alle Jagdfelder gleichermaßen gefahrvoll waren. Nachdem Maxym jeden Jäger an seinen Platz gestellt hatte, traf er folgende Anordnung: „Laßt uns jeder zu seinem Gott beten. Danach laßt die Jagdhörner erklingen! Das soll das erste Zeichen sein! Es wird den Bären Angst einjagen. Dann steigen wir den Bergpfad empor, und nehmen dort, wo er sich verbreitert, Aufstellung. Meine Kameraden bleiben am Ausgang zurück, damit uns kein Bär entgeht, und ihr, Bojaren, ihr müßt weiter nach vorn, zum Lager der Bärenmutter gehen!“

Kurze Zeit später erschallten Wälder und Gebirgsweiden vom rauhen Gebrüll der Wisenthörner. Einer haushohen Welle gleich, rollte das Echo durch Wälder und Schluchten, zersplitterte, verklang, um erneut mit doppelter Lautstärke zu erhalten. Die Wälder erwachten. Ein Bussard stöhnte im Wipfel einer Edeltanne, ein aufgeschreckter Königsadler schlug seine breiten Schwingen und stieg in die Lüfte, das Bruchholz knisterte unter den Läufen eines Tieres, das sich ein sicheres Versteck suchen wollte. Plötzlich brach das Horngebrüll ab, und die Jäger stiegen den Pfad empor. Hastig schlugen ihre Herzen in Erwartung geheimnisvoller Gefahren, des Kampfes und des Sieges. Vorsichtig gingen die Reihen der Jäger zu Werke. Die erste Reihe setzte sich aus Bojaren zusammen, dahinter, in einer Reihe, gingen die Jungen aus Tuchlja. Maxym schritt allen voran. Er lauschte gespannt und hielt nach einem Tier Ausschau. Der Bruchholzkönig, der Bär, war bis jetzt noch nicht aufgetaucht.

Die Abteilung gelangte zur schmalsten Stelle des Pfads, wo er ein abschüssiges Plateau bildete. Auf Befehl Maxyms machten die Jäger hier wieder halt und erneut ertönte, noch kraftvoller als vordem, das Wisenthorn. Es schreckte die Bewohner der schummrigen Bärenhöhlen auf. Plötzlich ein Knistern im Bruchholz. Es ist ganz in der Nähe hinter einem Haufen vermoderter Baumwurzeln.

„Vorsicht!“ rief Maxym. „Das Tier kommt näher!“

Kaum hatte aber jener diese Worte zu Ende gesprochen, als auch schon ein riesiges, zottiges Haupt sich in einem breiten Spalt zwischen zwei ausgerissenen Baumwurzeln Platz verschaffte. Zwei graue Augen starrten halb neugierig, halb aufgeregt Tuhar Wowk an, der knappe zehn Schritte vom Spalt entfernt stand. Tuhar war ein erfahrener Krieger und Jäger. Angst war ihm fremd. Deshalb holte er, ohne auch nur zu jemandem ein Wort zu sagen, einen schweren eisernen Pfeil aus dem Köcher, spannte den Bogen und zielte auf das Tier.

„Ziele auf sein Auge, Bojar!“ flüsterte ihm Maxym von hinten zu.

Nach einem Augenblick angespannter Stille sauste der Pfeil durch die Luft; der Bär brüllte wütend auf und stürzte in die Flucht. Obwohl ihn die Jäger aus den Augen verloren hatten, indem er sich hinter einem großen Haufen Bruchholz verbarg, verstummte doch sein Gebrüll nicht und auch das wütende Knistern des Holzes hörte nicht auf.

„Ihm nach!“ schrie Tuhar Wowk und stürzte zum Spalt, in dem das Tier verschwunden war. Zwei Bojaren erklimmen bereits das Bruchholz und wogen ihre Wurfspere in der Hand, um mit einem Stoß von ausreichender Kraft das Tier niederzustrecken. Tuhar Wowk stand schon im Spalt und spannte zum zweiten Mal den Bogen. Er schoß. Das Tier heulte noch stärker auf als vordem. Seine Augen waren von Blut überströmt. Es wollte fliehen, konnte aber keinen Ausweg finden und rannte gegen die Bäume. Der Wurfspere eines der Bojaren saß tief zwischen den Rippen des Bären. Aber noch war ihm damit nicht der tödliche Stoß versetzt! Das wilde Gebrüll des verwundeten Bären wurde immer wütender. Das verzweifelte Tier stellte sich auf die Hinterpfoten, wischte sich mit den Tatzen das Blut aus den Augen, riß Äste ab und schmetterte sie zu Boden. Aber alles war umsonst. Eines seiner Augen war von einem Pfeil getroffen worden, über das andere floß immer wieder Blut.

Das Tier warf sich im Kreise hin und her. So näherte es sich nun Tuhar Wowk. Dieser warf den Bogen beiseite, verbarg sich hinter einer herausgerissenen Baumwurzel und packte mit beiden Händen eine schwere Axt. Als sich nun der Bär zu dem ihm bekannten Spalt tastete und hindurchkam, schlug Tuhar mit solcher Kraft die Axt von oben herab auf den Schädel des Bären, daß er sich teilte wie ein geplatzter Kürbis. Blutiges Mark bespritzte den Bojaren, und das Tier glitt langsam und lautlos zu Boden. Freudig ertönten die Hörner zu Ehren des ersten Sieges.

Das Tier zog man aus dem Bruchholz heraus und enthäutete es. Danach begaben sich die Bojaren tiefer ins Dickicht. Die Sonne, die inzwischen aufgegangen war, ließ ihre Strahlen gleich goldgelben Fäden durch die Zweige auf den Boden fallen. Die Jäger waren jetzt in einer viel besseren Stimmung; sie prahlten mit ihrer Tapferkeit und ihrer Kraft.

„Obwohl ich nur ein Wolf*, ein kleines wildes Tier bin, kann ich mich doch mit einem Tuchljaer Bären messen!“ sprach freudig Tuhar Wowk.

Maxym Berkut hörte diese Prahlerci und ihm wurde es, wer weiß warum, um den Bären leid.

„Tja“, sagte er, „der Bär ist schon ein dummes Tier. Handelt er doch allein. Würden sie aber alle füreinander einstehehen, wer weiß, ob dann sogar ein Rudel Wölfe mit ihnen fertig würde?“

Tuhar blickte ihn zornig an, erwiderte jedoch nichts. Die Jäger mühten sich vorsichtig durch das Bruchholz hindurch. Von einem Stumpf zum anderen, mitunter standen sie bis zum Gürtel im Mulm und Raffholz.

Zwischen diesen Überresten der erhabenen Natur waren hin und wieder Bärenpfade zu sehen, die anscheinend schon vor uralten Zeiten angelegt worden waren. Sie waren schmal, jedoch festgetrampelt und mit ausgebleichenen Knochen von Hammeln, Hirschen und anderem Getier besät. Maxym hielt

* Der Name des Bojaren Wowk bedeutet auf Deutsch „Wolf“.

sich nun hinter den Bojaren. Immer wieder lief er die Jagdstellungen ab, betrachtete Spuren und stellte fest, ob sie frisch oder alt waren. Er half den Ermüdeten, ohne aber selbst eine Spur von Müdigkeit zu zeigen. Erstaunen drückten Myroslawas Augen aus, als er an ihr vorbeiging. Sie hatte schon viele kräftige und kühne junge Burschen gesehen, aber solch einen wie Maxym, in dem sich alle Eigenschaften eines kräftigen Bauern, eines Ritters und eines Anführers vereinten, hatte sie noch nie geschaut.

Plötzlich knackte es im Bruchholz. Den Jägern lief ein mächtiger Bär entgegen. Er lief auf allen vieren, als er aber vor sich Feinde sah, erhob er sich auf die Hinterpfoten; mit den Tatzen packte er einen mächtigen Buchenast, der in einem Sturm vom Stamm abgebrochen war. Er schlug mit dem Ast um sich und stieß dabei abgehackte und herausfordernde Laute aus.

Vor dem Tier standen zwei Bojaren aus dem Vorkarpatenland, die besonders lauthals geprahlt und sich vor allen als erfahrene Jäger ausgegeben hatten. Als sie den schrecklichen Bären unmittelbar vor sich sahen, erblaßten sie und begannen am ganzen Leibe zu zittern. Doch für einen Bojaren gebührte es sich nicht, sich zu verstecken oder gar davonzulaufen. Also mußten sie der Gefahr ins Auge sehen. Zwei Bogen wurden gleichzeitig gespannt; ein Pfeil sauste dicht an dem Ohr des Bären vorbei, während der andere die Seite des Bären traf. Davon wurde das Tier nicht einmal ernstlich verwundet, aber es wurde über die Maßen wütend. Der Bär setzte zu einem mächtigen Sprung an, schleuderte einem Jäger seine Waffe, den Buchenast, entgegen, der mit fürchterlicher Kraft gegen einen Baum krachte. Dann stürzte sich der Bär, ohne einen Augenblick zu zögern und die Gegner zur Besinnung kommen zu lassen, auf den, der auf dem ausgetretenen Pfad stand. Ein Speer glänzte in der zitternden Hand des Bojaren. Er wollte ihn auf das Tier werfen.

„Nicht werfen!“ rief ihm aufgeregt Maxym zu, indem er, Tuhar Wowk und noch ein anderer Bojar, den in Gefahr be-

findlichen zu Hilfe eilten. „Wirf den Speer nicht! Halte ihn zur Verteidigung vor dich!“

Der Bojar aber befolgte diesen Rat nicht. Er schleuderte den Speer auf das Tier. Die Hand des Bojaren zitterte; der Schwung, mit dem er den Speer warf, war schwach. Der Bär stand knappe fünf Schritte von ihm entfernt. Was für ein Wunder war es daher, daß der Speer das Tier nur leicht am vorderen Schulterblatt verwundete. Der Bär riß den Schaft ab, brach ihn entzwei und stürzte sich unter furchterregendem Gebrüll auf seinen Feind. Dieser hielt schon das gerade, zweischneidige Kurzschwert, auch Bärenmesser genannt, in der Hand, bereit, es dem Tier in die Brust zu stoßen. Das Messer rutschte jedoch ab und blieb im Schulterblatt des Tieres stecken. Der Bär aber ergriff mit seinen fürchterlichen Tatzen den Bojaren. Das unglückliche Opfer schrie halb wahnsinnig auf: Seine Knochen knirschten unter den Bissen des Bären. Dieses schreckliche, schauerhafte Geschehen war so plötzlich und schnell über sie hereingebrochen, daß der Bojar, noch ehe ihm Maxym zu Hilfe kommen konnte, bereits sich in Todeskrämpfen windend und röchelnd am Boden lag, zu Füßen des blutbefleckten Bären, der furchterregend seine Zähne fletschte, indes der ganze Wald von seinen Schmerzensschreien widerhallte.

Bei diesem Anblick wurden alle von einem Zittern erfaßt. Die Bojaren rührten sich nicht von der Stelle. Nur Maxym spannte seinen Hornbogen, machte zwei Schritte auf den Bären zu, zielte, und der Pfeil traf den Bären mitten ins Herz. Das Gebrüll des Tieres verstummte, und zu Tode getroffen, sank es zu Boden.

Bei diesem neuen Sieg schwiegen jedoch die Hörner. Auch ein fröhliches Jubelgeschrei wollte sich nicht vernehmen lassen. Die Bojaren verließen ihre Jagdstellungen und begaben sich zur Unglücksstelle. Obwohl durch Schlachten gestählt und an den Anblick des Todes gewöhnt, ließ sie der blutverschmierte, verunstaltete und zerrissene Körper des Bojaren in lautes Stöhnen ausbrechen.

Myroslawa griff sich ans Herz und schlug die Augen nieder. Treiber aus Tuchlja betteten den Leichnam auf eine aus Zweigen geflochtene Bahre, andere schleppten den Bären weg. Die Jäger versanken in trübseliges Schweigen. Eine große Blutlache glänzte in der Sonne. Sie erinnerte alle daran, daß hier, vor einer Minute, noch ein lebendiger Mensch gestanden hatte, der Kinder sein eigen nannte, voll von Wünschen war, Hoffnungen hegte. Was aber jetzt von ihm geblieben war, das bildete einen Klumpen formlosen, blutigen Fleisches. Die Mehrheit der Bojaren hatte jegliche Lust an der Jagd verloren.

„Möge sie doch der Teufel holen, diese verfluchten Bären!“ sagten einige. „Sollen die hier ruhig hausen oder aber verrecken! Warum sollen wir unsere Haut zu Markte tragen?“

Tuhar Wowk, noch mehr aber Myroslawa und Maxym, bestanden darauf, eine begonnene Sache auch zu Ende zu führen. Letztendlich gaben sich die Bojaren damit einverstanden, kehrten aber lustlos in ihre Jagdstellungen zurück.

„Gestattet mir, ihr Bojaren, etwas vorzubringen“, wandte sich Maxym an sie. „Meine Freunde aus Tuchlja haben den Ausgang versperrt und lassen so kein einziges Tier entkommen. Deshalb bleibt dicht beieinander. Es wäre wohl am besten, teilten wir uns in zwei Abteilungen und gingen dicht am Rande der Kluft zu beiden Seiten des Abhangs entlang. Auf solche Weise könnten wir dann alle Tiere in der Mitte zusammentreiben. Da würden wir sie gemeinsam mit den Treibern aus Tuchlja in einer dichten Kette umringen und könnten so alle bis auf das letzte Tier erschießen.“

„Natürlich, natürlich, so ist es besser!“ riefen einige der Bojaren und bemerkten dabei das spöttische Lächeln auf Maxym's Lippen nicht.

Die Jäger teilten sich. Eine Abteilung wurde von Tuhar Wowk, die andere von Maxym angeführt. Myroslawa schloß sich aus eigenem Wunsch der zweiten Abteilung an, wußte aber nicht, warum sie dies tat. Möglich war, daß sie die Ge-

fahr suchte, sagte doch Maxym, daß der Weg der zweiten Abteilung gefahrvoller sei.

Erneut ertönten die Hörner und beide Abteilungen schwärmten in verschiedene Richtungen aus. Die Jäger gingen mal zu zweit, mal allein, zusammen oder getrennt. Sie suchten den Pfad ab. Alle hätten dort nicht gehen können. Die Abteilungen näherten sich bereits dem Gipfel. Die Hügelkuppe war kahl, etwas tiefer aber gab es eine Art Wall aus Gestein, Bruchholz und ausgerissenen Baumstümpfen. Auf den Gipfel des Hügels zu gelangen war wohl das schwierigste und gleichzeitig gefährlichste Unterfangen.

An einer Stelle ragte turmhoch ein Haufen von Bruchstücken empor. Bruchholz, Gestein und schon vor langem hochgewirbeltes Laub versperrten, so schien es, jeglichen Zugang zu dieser natürlichen Festung. Maxym kroch direkt am Rande der abgrundtiefen Kluft entlang, klammerte sich hier und da an Moos und Felsenbruchstücke an, um einen Durchlaß zu finden. Die Bojaren, die solche schwer passierbaren Wege auch sonst mieden, da man sich auf ihnen den Hals brechen konnte, gingen den Wall entlang. Dort hofften sie irgendwo einen Spalt zu finden, um nicht den Wall erklettern zu müssen.

Myroslawa blieb stehen, so als hielte sie etwas neben Maxym. Ihre flinken Augen tasteten aufmerksam die Mauer aus Bruchholz ab. Sie hoffte, irgendwo einen Spalt zu finden, sei es auch der schwierigste. Nach kurzer Zeit wandte sie sich ab und begann dann mutig die großen Gesteinsbrocken und die riesigen Baumstämme zu ersteigen, die den Durchlaß versperrten. Oben angelangt, blickte sie sich stolz um: Die Bojaren waren in ziemlich großer Entfernung, auch Maxym war nicht zu sehen. Vor ihrem Blick häuften sich Felsen und Bruchholz, und es schien, daß man sich da unmöglich hätte hindurchzwängen können. Doch siehe da! Etwas weiter gab es eine riesige Edeltanne, die über diesen Hades hinweghelfen konnte. Man würde so ohne Gefahr zum Gipfel gelangen! Myroslawa dachte nicht lange nach und bestieg diese Brücke.

Beim Betreten blickte sie sich nochmals um, Stolz erfaßte sie über ihre Entdeckung. So führte sie ihr schön geschliffenes Horn an ihre korallenfarbenen Lippen. Das Horn ertönte im ganzen Wald. Das Echo hallte auf den Gebirgsweiden, zersplitterte im Dickicht und in den Schluchten und verhallte in den undurchdringlichen Urwäldern. Myroslawas Horn antwortete aus der Ferne das des Vaters und nach und nach die der anderen Bojaren. Noch einen Augenblick lang zögerte Myroslawa, da sie hoch oben auf dem entwurzelten Baum stand. Die Edeltanne war sehr alt und durch und durch morsch. Es schien ihr auch, als vernehme sie in dem ganzen undurchsichtigen Durcheinander des Bruchholzes ein leises Knistern und Murren. Sie lauschte angespannt. Es war aber nichts zu hören... Da betrat sie sicheren Schrittes die eigenartige Brücke. Kaum waren fünf Schritte getan, als die morsche Edeltanne unter ihren Füßen nachgab und das tapfere Mädchen samt Stücken des fauligen Holzes in das Wirrwarr von Bruchholz und Gestein hinunterstürzte.

Sie landete mit beiden Beinen und der Waffe in der Hand auf dem Boden. Mit festem Griff hielt sie den mit Silber beschlagenen Speer, auf ihrem Rücken hingen ein straffer Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, seitlich an dem breiten schönen Ledergürtel, der ihre schlanke Taille würdig umrahmte, steckten eine Axt und ein breites Jagdmesser, das einen knöchernen Griff besaß. Keinen Augenblick lang war sie von Angst ergriffen worden, als sie so plötzlich in die finstere Kluft hinuntergestürzt war. Schnell begann sie nach einem Ausweg Ausschau zu halten. Anfangs gewahrte sie nichts deutlich. Alsdann gewöhnten sich ihre Augen an das Halbdunkel. Was sie nun vor sich sah, hätte wohl auch dem waghalsigsten Helden Todesangst eingejagt. Fünf Meter von ihr entfernt lag eine riesige Bärin mit ihren Jungen und starrte mit grüngrauen Augen erzürnt den ungebetenen Gast an. Myroslawa schauderte es. Sollte sie einen Zweikampf mit dem fürchterlichen Tier wagen oder einen Durchschlupf suchen und um Hilfe rufen? Nun, ein Ausgang war nicht ohne

weiteres zu finden. Ringsumher gab es entwurzelte Bäume und Bruchstücke von Felsen. Vielleicht hätte sie doch, wenn auch mit Mühe und Not, dieses Hindernis überwinden können. Vor den Augen dieses wilden Tieres war das aber äußerst gefährlich. Myroslawa dachte nicht lange nach und beschloß, das Tier nicht zu berühren. Nur bei einem Angriff wollte sie sich verteidigen. In der Zwischenzeit versuchte sie, das Alarmsignal zu blasen, um Hilfe herbeizuholen. Da erhob sich jedoch die Bärin mit einem Ruck und stürzte auf sie zu. Myroslawa blieb keine Zeit mehr, den Bogen zu greifen, denn die Bärin war zu nahe. Mit beiden Händen hielt Myroslawa den Speer fest, stemmte sich mit dem Rücken gegen einen steinernen Vorsprung und stellte den Speer der Bärin entgegen. Das Tier machte halt, als es die glänzende eiserne Spitze erblickte. So verharrten beide Gegnerinnen lange Zeit reglos, ohne einander aus den Augen zu lassen. Myroslawa wagte nicht, als erste anzugreifen. Auch die Bärin schien abzuwägen, von welcher Seite her sie sich am besten auf den Feind werfen könne. Plötzlich packte die Bärin einen großen Felsbrocken mit ihren Tatzen, stellte sich auf die Hinterbeine, um ihn auf Myroslawa zu schleudern. Aber in dem Augenblick, da sich die Bärin erhob, hieb ihr das Mädchen mit einem mächtigen Stoß den Speer in den Leib. Die Bärin brüllte fürchterlich auf und fiel blutüberströmt auf den Rücken. Die Wunde war jedoch nicht tödlich, so daß sich die Bärin gleich wieder erhob. Aus der Wunde floß Blut. Ungeachtet der Schmerzen stürzte die Bärin erneut auf Myroslawa los. Nun war die Gefahr sehr groß. Das wütende Tier tappte geradeaus und drohte mit seinen schrecklichen Reißzähnen. Die einzige Rettung für Myroslawa war auf den Vorsprung, an den sie sich stemmte, hinaufzuspringen. Im Bruchteil eines Atemzuges hatte sie es geschafft. Ihr wurde leichter ums Herz. Jetzt hatte ihre Lage etwas an Bedrohlichkeit verloren, denn von oben könnte sie wohl den Angriff des Tieres abschlagen. Kaum aber hatte sich Myroslawa angesickert, nach dem Tier zu sehen, als es auch schon in ihrer Nähe auf dem Vor-

sprung stand. Der weitgeöffnete, blutüberströmte Rachen des Tieres stieß ein bedrohliches Gebrüll aus. Kalter Schweiß trat Myroslawa auf die Stirn. Ihr war klar, daß das der entscheidende Augenblick sein mußte. Hier auf dieser schmalen Steinplatte sollte sich nun ein Kampf auf Leben und Tod ereignen. Den Sieg wird jener davontragen, der diese Stelle behauptet und den anderen hinunterstürzt. Die Bärin war schon ganz nahe. Myroslawa versuchte, sich mit dem Speer gegen die Bärin zu verteidigen. Die Bärin aber packte den Schaft mit den Zähnen und riß mit solch einer Kraft, daß sie Myroslawa beinahe in die Tiefe gestoßen hätte. Der Speer entglitt ihren Händen und das Tier schleuderte ihn weg ins Bruchholz.

„Nun muß ich also sterben!“ ging es wie ein Blitz durch Myroslawas Kopf. Sie blieb jedoch standhaft. Mit beiden Händen ergriff sie fest die Axt und stellte sich dem letzten Kampf. Das Tier kam immer näher und näher. Schon spürte Myroslawa seinen feurigen Atem auf ihrem Gesicht. Die zottige Tatze mit den scharfen Krallen streckte sich schon nach Myroslawa aus. Noch einen Augenblick und das Mädchen würde sicher in Stücke zerrissen und blutüberströmt vom Vorsprung hinabgestoßen werden, denn im Vergleich zu den Pfoten des riesigen Tieres war der Stiel der Axt viel zu kurz.

„Zu Hilfe!“ rief das Mädchen todblaß. Im selbigen Augenblick jedoch sauste ein Speer über ihren Kopf hinweg und bohrte sich in den Hals der Bärin. Wie ein Klotz stürzte sie vom Vorsprung hinab. Zwischen Gestein und Bruchholz, über Myroslawas Kopf tauchte das freudige, wie von lebendigem Feuer erglühte Gesicht Maxym Berkuts auf. Der dankbare Blick des erretteten Mädchens nahm von seinem ganzen Wesen Besitz. Kein einziges Wort fiel. Dafür war keine Zeit. Die Bärin war immer noch am Leben und sprang wieder mit Gebrüll auf. Mit einem Sprung war sie bei ihren Jungen, die sich in der Höhle tummelten und Purzelbäume schlugen, ohne den Sinn dieses Kampfes zu begreifen. Nachdem die Bärin sie beschnuppert hatte, stürzte sie erneut auf Myroslawa los.

Diesmal war das Mädchen darauf vorbereitet. Sie hob mit beiden Händen die Axt und zerhieb mit einem Schlag den Schädel der Bärin. Blutüberströmt fiel das Tier zu Boden. Krampfhaftes Zucken erfaßte seinen Leib, bis der Tod ihm Ruhe brachte.

Inzwischen hatte sich Maxym durch das Bruchholz gearbeitet und stellte sich neben Myroslawa. Zwei Tränen glitzerten wie Perlen in ihren Augen. Ohne ein Wort zu sagen, drückte sie ihrem Erretter heftig die Hand. Maxym schien verlegen; er errötete, schlug die Augen nieder und sagte unsicher:



„Ich vernahm deinen Hilferuf... wußte aber nicht, wo du zu finden bist... Gut, daß ich hierher gelangte!..“

Myroslawa verharrte noch immer reglos, hielt immer noch die Hand des schönen Jünglings in der ihren, schaute in sein sonnengebräuntes und von gesunder Röte erhelltes, offenes und ehrliches Gesicht. In dieser Minute fühlte sie ihm gegenüber nichts weiter als Dankbarkeit für die Rettung vor einem unvermeidlich scheinenden Tod. Als Maxym ihre zarte, aber doch feste Hand etwas kühner drückte, da stieg in Myroslawas Herz ein angenehmer, süßer Schmerz auf, Schamröte überzog ihr Gesicht, und sie schlug die Augen nieder. Die Dankesworte, die bereit waren, ihren Lippen zu entschlüpfen, blieben an ihnen haften. In ihren Augen war das wundersame Feuer der ersten, alles versengenden Liebe entflammt.

Maxym fand als erster wieder zu sich. Sein goldreines und kühnes Herz gebar einen Traum, der sogleich zu einem festen Entschluß wurde. Das brachte ihm seine ganze Kühnheit und Selbstsicherheit zurück. Freudig blieb er zum Zeichen des Sieges in sein Horn. Hinter der Mauer von Bruchholz antworteten ihm die Horne Tuhars und der anderen Bojaren.

Myroslawa, flink und geschickt wie ein Eichhörnchen, erstieg rasch den Wall, von dem sie hinabgestürzt war und berichtete allen Jägern von ihrem Abenteuer und von Maxym's Hilfe. Mit Mühe erstieg auch Tuhar Wowk diesen Wall. Ihm folgten die übrigen Bojaren. Tuhar hielt lange seine Tochter umarmt und als er das Bärenblut an ihrer Kleidung entdeckte, erschauerte er.

„Du, meine Tochter, befandest dich in solch einer Gefahr?!“

Immer wieder umarmte er seine Tochter, als habe er Angst, sie zu verlieren. Dann stieg er zu Maxym hinunter, der sich bei der Bärin und ihren Jungen zu schaffen machte. Die Jungtiere, die im Menschen noch keinen Feind sahen, knurrten friedlich und spielten wie Welpen. Sie hatten gar keine Furcht vor den Menschen und ließen sich sogar strei-

cheln. Maxym nahm sie auf und legte sie Myroslawa und Tuhar zu Füßen.

„Das ist eure Beute!“ sagte er. „Solche Gäste werdet ihr sicher mit Freuden in eurem Haus aufnehmen.“

Die Schar der Bojaren betrachtete freudig die kleinen Bären, mit Furcht aber die Wunden der getöteten Bärin. Sie wunderten sich über Myroslawas Kraft und Kühnheit, denn sie war es, die den Kampf gegen ein so schreckliches Raubtier gewagt hatte.

„Oh, nein!“ sagte Myroslawa lächelnd. „Ohne die Hilfe dieses kühnen Helden würde ich jetzt so wie diese Bärin in Stücke zerrissen und blutüberströmt daliegen! Er verdient meine große Dankbarkeit.“

Es schien, als hörte Tuhar Wowk der Rede seiner Tochter nur ungern zu. Bei all seiner Liebe zu ihr und der Freude über ihre Rettung aus größter Gefahr hätte er es doch lieber gesehen, wenn seine Tochter von einem Bojarensohn und nicht von einem einfachen Tuchljaer Mushik gerettet worden wäre, von einem „Hörigen“, obwohl gerade dieser Hörige Tuhar schon gefallen hatte. Und trotzdem tat er sich schwer; er, der stolze Bojar, der an einem Fürstenhof aufgewachsen war und hohes Ansehen genoß, er nun sollte unter aller Augen einem Mushik für die Rettung seiner Tochter danken. Aber was konnte man hier schon anderes tun?... Das Gefühl der Dankbarkeit war viel zu tief bei seinen ritterlichen Ahnen entwickelt, als daß sich Tuhar Wowk davon hätte lossagen können. Er nahm Maxyms Arm und führte ihn vor die Jagdgesellschaft.

„Kühner Held“, ließ er sich vernehmen, „meine Tochter, mein einziges Kind, sagte, du habest ihr Leben aus großer Gefahr errettet. Ich habe keinen Grund, ihren Worten nicht zu glauben. Nimm für deine Heldentat die Dankbarkeit des Vaters entgegen, dessen Liebe und Hoffnung er auf sein Kind gesetzt hat. Ich weiß nicht, was ich dir zum Danke geben könnte. Du kannst aber sicher sein, daß, wenn es in meiner Macht liegt, der Bojar Tuhar Wowk nie vergessen wird, wie sehr er dir verpflichtet ist.“

Maxym stand während dieser Rede wie auf glühenden Kohlen. Solche Lobesreden war er nicht gewöhnt. Er suchte und verlangte ihrer nicht. Bei dem Lob des Bojaren wurde er verlegen und wußte nicht, ob er etwas darauf erwidern sollte oder nicht. Dann jedoch sagte er kurz zum Schluß:

„Keine Ursache, Bojar. Ich tat nur das, was wohl ein jeder an meiner Stelle getan hätte. Wofür also will man mir hier danken? Möge deine Tochter stets gesund bleiben. Ich verdiene keine Dankbarkeit.“

Nachdem er geendet hatte, suchte er seine Freunde aus Tuchlja auf. Mit deren Hilfe wurde dem Bären binnen kurzer Zeit das Fell abgezogen. Die kleinen Bärenjungen brachte man jedoch zum Sammelort der Jäger. Von hier aus sollte die ganze Jagdgesellschaft nach Abschluß der Treibjagd ins Lager zurückkehren.

Die Sonne stand fast im Zenit und tauchte die Tuchljaer Berge in ihre glühendheißen goldenen Strahlen. Im Walde roch es stark nach warm gewordenem Harz. Hoch über den Gebirgsweiden schwamm im lazurfarbenen Ozean ein Habicht. Selten nur schwenkte er seine stolz ausgebreiteten Schwingen. Die Natur schwieg. Nur an einem der Selemen-Hänge erschallten die Jagdhörner und die Schreie der Jäger. Die Treibjagd war zu Ende, wenn auch nicht ganz glücklich. Die Jungen aus Tuchlja trugen dem Jagdzug drei an Stangen gebundene Bärenfelle und einen Sack mit zwei kleinen Bären voran. Dahinter folgten die Bojarenknechte, die auf der Zweigbahre den bereits erstarrten Leichnam des unglücklichen Bojaren trugen, der von den Bärenatzen zerrissen worden war.

Die von Maxym geführten Leute erreichten schnell das Jagdlager. Die große Jagd war zu Ende. Heute, gleich nach dem Mittagmahle, wollten alle Jäger nach Hause zurückkehren. Das war natürlich ein langer Weg, aber Maxym versprach, die Jagdgesellschaft auf kürzerem Weg aus Tuchlja und von da aus bis zum Hof von Tuhar Wowk zu bringen. Die Treiber aus Tuchlja nahmen ihr Mahl schnell ein und begaben sich sofort auf den Weg nach Hause. Maxym blieb

bei den Bojaren so lange, bis die Knechte die Zelte abgebrochen, das Küchengerät und die Jagdausrüstung verstaub hatten. Danach begab sich auch die Bojarenabteilung heim.

II

Das Tuchlja der alten Zeit war eine große Gebirgssiedlung mit zwei oder drei größeren Nebendörfern, die insgesamt etwa 1500 Einwohner zählen mochten. Die Gemeinde und die Nebendörfer befanden sich damals nicht in der Gegend, in der das heutige Tuchlja liegt, sondern viel höher in den Bergen, in einem längs verlaufenden Tal. Jetzt bedeckt Wald dieses Tal und es wird Sapala-Tal genannt.* Zu jener alten Zeit wuchs hier im Sapala-Tal noch kein Wald. Damals war es umgekehrt. Das Tal wurde bebaut und ernährte seine Bewohner mit reichlich Getreide. Das Tal erstreckte sich über mehr als eine halbe Meile in der Länge, fast eine Viertelmeile in der Breite; es war eben, besaß schlammigen Boden und war von allen Seiten von steilen Felsenmauern umgeben, die stellenweise drei, ja sogar vier Sashen** hoch waren. Das Tal glich einem riesigen Kessel, aus dem man das Wasser herausgeschüttet hatte. Sicher war es auch so gewesen. Ein großer Bergbach ergoß sich von Osten her in Form eines Wasserfalles von anderthalb Sashen Höhe in das Tal. Er bahnte sich seinen Weg, indem er die engen Granitfelsen durchstieß. Wie eine Natter schlängelte er sich durch das Tal, um sich im Westen durch ein gleiches schmales Tor wieder einen Ausgang zu verschaffen. Unter Getöse teilte er sich zwischen glatten Felswänden in mehrere Wasserfälle, um eine Viertelmeile tiefer in den Opir zu münden. Die hohen und steilen Ufer der Talmulde von Tuchlja waren mit einem düster wirkenden Edeltannenwald bestanden, wodurch das Tal noch tiefer und irgendwie besonders still und weltabgeschieden schien. In der Tat war das ein riesiges Gebirgsasyl, kaum

* Sapala-Tal: zu deutsch „zusammengezogenes, eingeebnetes Tal“.

** Sashen oder Saschen — früheres russisches Längenmaß, 2, 134 m.

zugänglich von irgendeiner Seite. Zu jener Zeit der ständigen Kriege, Fehden und Raubzüge sahen fast alle Gebirgssiedlungen so aus, und nur dank ihrer Unzugänglichkeit gelang es ihnen länger als den Dörfern Podoliens*, ihre freie altrussische Gemeindeordnung zu bewahren, denn in anderen Gegenden waren die hochmütigen Bojaren, die sich durch Raubkriege bereicherten, bestrebt, sie zu untergraben.

Die wichtigste Erwerbsquelle der Tuchljaer war die Viehzucht. Nur dieser Tal und noch einige kleine Wiesen, die am Fluß lagen, waren für den Ackerbau bestimmt. Sie gaben jährlich reiche Ernten an Hafer, Gerste und Hirse. Auf den Gebirgsweiden, die genauso wie alle umliegenden Wälder Eigentum der Tuchljaer Gemeinde waren, weideten zahlreiche Schafherden, die den Hauptreichtum der Tuchljaer ausmachten, denn die Schafe versorgten sie mit Kleidung, Fett und Fleisch.

In den umliegenden Wäldern weideten Kühe und Ochsen. Aber die gebirgige, felsenreiche und unzugängliche Gegend behinderte eine ausgedehntere Rinderzucht. Eine andere Quelle des Wohlstandes der Tuchljaer stellten die Wälder dar. Die Wälder gaben den Tuchljaern Wild, Früchte, Beeren und Honig, gar nicht gerechnet das kostenlose Brenn- und Bauholz. Das Leben inmitten der Wälder und in der unzugänglichen wilden Gebirgsgegend gestaltete sich als ständiger schwieriger Kampf mit der Natur: mit Überschwemmungen, Schneefällen, wilden Tieren und der rauhen undurchdringlichen Gegend. Doch dieser Kampf förderte im Volk Kraft, Kühnheit und einen energischen Charakter und stellte Grundlage und Triebfeder seiner festen, freien Gemeindeordnung dar.

Die Sonne hatte den Zenit bereits hinter sich gelassen, als die uns bekannte Jagdabteilung unter der Führung von Maxym Berkut von einem hohen Gipfel in das Tuchlja-Tal hinabzusteigen begann. Voran gingen Tuhar Wowk, seine Tochter und Maxym. Die anderen folgten ihnen in kleinen Gruppen, unterhielten sich über die vergangene Jagd und über

* Podolien — ein historisch-geographisches Gebiet der Ukraine zwischen den Flüssen Bug und Dnestr, ihr südwestlicher Teil.

die Jagdabenteuer. Vor den Augen der Jäger tat sich das Tuchlja-Tal auf. Es war von sengenden Sonnenstrahlen überflutet und glich einem riesigen grünen See mit kleinen schwarzen Inseln. Rings um das Tal, ähnlich einer hohen Umfriedung, ragten steinerne Mauern empor, an denen hier und da Büschel grüner Brombeer- und Haselnußsträucher hingen. An der Stelle, von der aus man ins Tal gelangen konnte, dröhnte der Wasserfall, um an den Gesteinsbrocken zu zerplatzen und silbernen Schaum zu bilden. Am Wasserfall vorbei führte nach oben eine im Felsen ausgehaute schmale Straße, sie zog sich am Stromufer entlang durch Gipfel und Weiden bis hin zu den ungarischen Landen. Das war für die Bergbewohner jener Zeit der bekannte Tuchljaer Paß, der bequemste und sicherste nach dem Duckljaer. Die zehn umliegenden Gemeinden auf galizischer und ungarischer Seite arbeiteten fast zwei Jahre an der Errichtung dieses Passes. Die Tuchljaer hatten den Löwenanteil der Arbeit geleistet und waren daher voller Stolz auf das Werk ihrer eigenen Hände.

„Schaut mal, Bojar“, sagte Maxym. Er war am Wasserfall, an dem steil nach oben gehenden, in den Felsen gebrochenen Gebirgspaß stehengeblieben. „Schaut mal, Bojar. Dies ist das Werk der Tuchljaer Gemeinde! Sehr weit, bis über die Beskiden hinaus zieht sich dieser Paß — der erste Paß in diesen Bergen. Mein Vater selbst hat ihn in einer Länge von fünf Meilen markiert. Jede kleine Brücke, jede Kurve und jede Steigung auf dieser Strecke wurden nach seinen Anordnungen errichtet.“

Der Bojar blickte irgendwie nur ungern auf die Berge, wo sich in weiter Ferne zwischen den Felsen, den Strom entlang der gebahnte Bergweg schlängelte. Dann schaute er nach unten auf den Paß und schüttelte den Kopf.

„Dein Vater hat wohl eine große Macht in der Gemeinde?“

„Was für eine Macht, Bojar?“ erwiderte Maxym erstaunt. „Nein, niemand hat bei uns Macht über die Gemeinde: Der Gemeinde allein gehört die Macht und keinem anderen, Bojar. Mein Vater ist in vielen Dingen sehr bewandert und stellt

sein Wissen der Gemeinde gern zur Verfügung. So, wie er, vermag keiner in den Bergen auf der Gemeindeversammlung zu sprechen. Die Gemeinde folgt den Ratschlägen meines Vaters. Macht aber hat er nicht und strebt auch nicht nach ihr.“

Stolz glomm in Maxyms Augen, als er von seinem Vater sprach. Bei diesen Worten neigte Tuhar Wowk nachdenklich sein Haupt. Myroslawa dagegen wandte kein Auge von Maxym ab. Während Maxym von seinem Vater sprach, spürte sie, daß ihr der Alte einst wohl sehr nahestehen, ein Verwandter sein würde, und es schien ihr, als lebte sie schon seit jeher unter seiner elterlichen Obhut.

Tuhar Wowk aber wurde von Minute zu Minute mürrischer und runzelte die Stirn. Seine Augen starrten Maxym an. In ihnen lag ein lang unterdrückter Zorn.

„Ach so! Dann ist es wohl dein Vater gewesen, der die Gemeinde gegen mich und den Fürsten in Aufruhr gebracht hat?“ fragte er auf einmal mit einem feindseligen, schrillen Ton in der Stimme. Myroslawa trafen diese Worte schmerzlich. Sie erblaßte und blickte abwechselnd auf ihren Vater und auf Maxym. Maxym aber ließ sich durch die Worte nicht in Verlegenheit bringen. Ruhig entgegnete er:

„Die Gemeinde in Aufruhr gebracht, Bojar? Nein, das ist nicht wahr. Die ganze Gemeinde ist zornig auf Euch, weil Ihr Wald und Weide der Gemeinde Euch zu eigen gemacht habt, ohne die Gemeinde zu fragen, ob sie denn damit einverstanden sei oder nicht!“

„Ach, dann hätte ich wohl eure Gemeinde erst um Erlaubnis bitten sollen?! Der Fürst hat mir Wald und Weide als Lehen gegeben, und somit brauche ich niemanden um Erlaubnis zu fragen!“

„Dasselbe sagt der Gemeinde auch mein Vater, Bojar. Mein Vater versucht, die Gemeinde zu beruhigen und rät ihr, bis zum Gemeindegerecht abzuwarten. Da nämlich soll die ganze Angelegenheit besprochen werden.“

„Ein Gemeindegerecht?!“ schrie Tuhar Wowk. „Soll ich vielleicht vor einem Gemeindegerecht stehen?!“

„Ich glaube, auch für Euch wäre so etwas nicht von Schaden. Ihr könntet dann allen Euer Recht beweisen und die Gemeinde beruhigen.“

Tuhar Wowk wandte sich ab. Sie gingen den Paß entlang, der sich serpentinenförmig schlängelte. So war der Weg nicht allzu steil und gefährlich. Maxym ging am Ende und blickte unverwandt auf Myroslawa. Das strahlende, glückliche Lächeln, das zuvor sein Gesicht beherrscht hatte, war verschwunden. Je stärker die Wolke des Zorns und der Unzufriedenheit Tuhar Wowks Gesicht verfinsterte, um so deutlicher spürte Maxym die sich zwischen ihm und Myroslawa abgrundtief auftuende Kluft. Er, ein Kind der Berge, kannte nicht die weite Welt, kannte nicht die hochmütigen Absichten des Bojaren, und er ahnte noch nicht, wie breit und abgrundtief diese Kluft in der Tat war.

Sie waren bereits ins Tal hinabgestiegen. Der Strom bildete unter dem Wasserfall einen breiten, ruhigen und glasklaren Teich. An dessen Ufern stand gleich hohen Mützen perlmuttfarbener Schaum. Auf dem Grund sträubten sich kleine und große Felsenbrocken; pfeilschnelle Forellen funkelten zwischen den Steinen, perlengelb und rotgepunktet. In die Tiefe des Teiches, entlang einer Felsenmauer, stürzte unter lautem Gebrüll der Wasserfall. Wie ein Strahl lebendigen Silbers spielte er in der Sonne in den Farben des Regenbogens.

„Was für ein herrliches Fleckchen Erde!“ rief Myroslawa unwillkürlich aus. Sie betrachtete den Wasserfall und die sich in der Tiefe des Teiches auftürmenden Felsenbrocken, die oben von einem dunkelgrünen Edeltannenwald eingerahmt waren.

„Das ist Tuchlja. Unser Land, unser Paradies!“ sagte Maxym, indem er seinen stolzen Blick über das Tal, die Berge und den Wasserfall schweifen ließ. Nicht jeder König würde wohl auf gleiche Weise sein Reich zu betrachten verstehen.

„Nur, ihr vergiftet mir in diesem Paradiese das Leben“, sagte Tuhar Wowk zornig.

Keiner von ihnen sagte etwas dazu. Schweigsam gingen alle drei weiter. Sie näherten sich nun dem Dorf. In dichten Reihen standen hier saubere Häuser, deren Dächer mit Brettern bedeckt waren. Hier gab es viele Ebereschensträucher, Weiden und Birnbäume. Das Volk arbeitete auf dem Feld. Nur die ehrwürdigen, graubärtigen Greise hantierten bei den Häusern. Sie betätigten sich als Zimmerleute, knüpften Netze für Wildgetier und Fische oder tauschten sich über Gemeindegangelegenheiten aus. Maxym verneigte sich vor ihnen und grüßte sie laut und freundlich. Bald begann auch Myroslaw, den Greisen aus Tuchlja, die sie unterwegs trafen, einen guten Tag zu wünschen. Nur Tuhar Wowk ging finster und schweigsam vorüber, ohne jene niedrigen Leute, die sich dem Willen seines Fürsten widersetzen, auch nur eines Blickes zu würdigen.

Da begegneten sie inmitten des Dorfes einer merkwürdigen Prozession. Drei Greise in Festkleidung trugen an einer glatt behauenen und kunstvoll mit Silber beschlagenen Stange eine große, gleichfalls mit Silber beschlagene Kette. Die Kette war aus einem Holzstück in Form eines unteilbaren und in sich geschlossenen Ringes gefertigt. Über dieser Kette flatterte eine scharlachrote, mit Silberfäden bestickte wollene Fahne. Die Greise zogen langsam vorbei. Vor jedem Gehöft blieben sie stehen und riefen laut den Namen des Hausherrn. Kamen der Hausherr oder jemand von den übrigen Hausbewohnern heraus, so hörten sie:

„Morgen zur Gemeindeversammlung!“ Dann gingen sie weiter.

„Was ist denn das für ein seltsames Treiben?“ fragte Tuhar Wowk, als die Greise sich ihm näherten.

„Habt Ihr denn so etwas noch nicht gesehen?“ erwiderte ihm erstaunt Maxym.

„Nein, noch nie. Bei uns in Halytsch * gibt es keinen derartigen Brauch.“

* Halytsch oder auch Galitsch — Stadt am Dnestr, von 1140 bis 1225 Hauptstadt des nach ihr benannten Fürstentums.

„Man ruft alle zur Gemeindeversammlung, zu einer Gemeindeberatung, zusammen.“

„Nun, ich dachte schon, es seien Popen mit Kirchenfahnen“, höhnte Tuhar. „Ruft man bei uns die Leute zu einer Versammlung zusammen, so geht das ohne Lärm ab. Man reicht die Gemeindefahne von Haus zu Haus weiter.“

„Bei uns jedoch tragen diese Leute die Gemeindefahne durch das ganze Dorf. Sie müssen jeden Dorfbewohner namentlich zur Beratung einladen. Sie werden auch Euch, Bojar, bitten, teilzunehmen.“

„Sollen sie mich nur einladen, ich komme sowieso nicht! Eure Gemeindeversammlung geht mich gar nichts an. Ich bin hier nach dem Willen des Fürsten und kann, wenn es mir beliebt, selbst eine Gemeindeberatung einberufen.“

„Ihr selbst könnt eine Gemeindeberatung einberufen?..“ fragte Maxym überrascht. „Ohne unsere Boten? Ohne unsere Fahne?“

„Hab meine eig'nen Herolde und meine eig'ne Fahne.“

„Aber zu Eurer Beratung wird keines unserer Gemeindeglieder erscheinen. Wie es unsere Gemeindeversammlung beschließt, so wird es dann auch in unserer Gemeinde sein.“

„Das wollen wir ja mal sehen!“ sagte zornig und eigensinnig Tuhar Wowk. Zu diesem Zeitpunkt näherten sich die Wanderer den Boten. Als die Greise den Bojaren erblickten, stellten sie die Fahne zu Boden und einer von ihnen sagte:

„Bojar Tuhar Wowk!“

„Nun, ich höre“, antwortete finster der Bojar.

„Morgen zur Gemeindeversammlung!“

„Wozu?“

Die Boten antworteten nichts darauf und zogen weiter.

„Es gehört nicht zu ihren Obliegenheiten, Eure Fragen zu beantworten“, erklärte Maxym, mit allen Kräften bestrebt, den Bojaren in seiner Feindseligkeit gegenüber dem Tuchljaer Gemeinderat zu mäßigen. Während sie sich weiter durch das Dorf begaben, sprach Maxym erneut den Bojaren an:

„Bojar, erlaubt mir, dem unerfahrenen und jungen, ein Wort an Euch zu richten.“

„So sprich!“ sagte der Bojar.

„Geht morgen zur Gemeindeversammlung!“

„Was denn! Ich soll mich eurem Knechtsgericht unterwerfen?!“

„Warum denn nicht, Bojar, die Tuchljaer Gemeinde richtet gerecht. Ist es eine Schande, sich einem gerechten Gericht zu unterwerfen?“

„Vater!“ mischte sich Myroslawa in das Gespräch. „Tu so, wie Maxym sagt! Er hat Recht. Er rettete mir das Leben und würde dir sicher zu nichts Schlechtem raten, kennt er doch gut die hiesigen Bräuche.“

Tuhar Wowk mußte unwillkürlich über eine solche Frauenlogik lächeln. Doch schon bald verfinsterte sich sein Gesicht wieder.

„Du liegst mir mit deinem Maxym ganz schön in den Ohren!“ sagte er. „Nun gut. Er hat dir das Leben gerettet, und ich bin ihm ja auch dankbar dafür. Wenn du es willst, geb' ich ihm halt ein paar Ochsen. Aber hier geht es um etwas ganz anderes. Weder du geschweige denn Maxym, haben sich hier einzumischen.“

„Nein, Bojar“, antwortete Maxym darauf, „Ihr werdet mich doch sicher nicht für eine unbedeutende Tat mit einer Entlohnung erniedrigen wollen? Weder ich noch mein Vater werden dergleichen annehmen. Meine Bitte, daß Ihr morgen zur Gemeindeversammlung kommen möchtet, ist einzig und allein in meinen guten Absichten begründet. Ich möchte, daß zwischen Euch und der Tuchljaer Gemeinde Einverständnis herrscht.“

„Na gut“, gab endlich der Bojar Wowk nach, „ich werde morgen zu eurer Versammlung kommen, doch nicht, um mich ihr zu unterwerfen! Ich will doch mal sehen, was das für eine Versammlung sein wird.“

„Kommt nur, Bojar, kommt!“ rief Maxym erfreut. „Ihr

werdet selbst sehen, daß die Tuchljaer Gemeinde auch gegen Euch gerecht sein kann.“

Nach diesen Worten Tuhar Wowks wurde Maxym leichter ums Herz. Er wurde fröhlicher, gesprächiger und zeigte Myroslawka alles Schöne und Interessante ringsum, und dessen gab es viel. Unsere Wanderer waren gerade in der Mitte des Dorfes und inmitten des Tuchljaer Tals angekommen. Die abschüssigen Felsenmauern der Geländemulde glitzerten entfernt zu beiden Seiten und glichen glatten, hohen Marmorwänden. Der Bach floß inmitten des Dorfes, gleich hier am Rande der Straße. Er sang und schäumte, zerteilte sich am Gestein, mit dem sein Grund besät war, und brachte dem ganzen Tal eine kühle Frische. Die beiden ziemlich hohen Ufer des Baches waren mit Steinen, dicken Baumstämmen und Klötzen aus Edeltannenholz befestigt. Die Befestigungen waren in den schlammigen Grund des uralten Baches eingerammt worden und schützten das Dorf vor Überschwemmungen. Hier und da hatte man über den Bach bequeme Brücken mit Geländern geschlagen. Gleich hinter den Uferbefestigungen lagen gepflegte Beete mit Erbsen und Bohnen, deren Stengel sich an den in die Erde gesteckten Stöcken emporrankten. Kohl- und Rübenparzellen sowie Weizenfelder zogen sich hinter den Häusern als saubere hellgrüne Streifen dahin. Jedes Haus war ordentlich umzäunt und sauber. Die Wände bestrich man nicht mit Leim, sondern wusch sie einige Male im Jahr und rieb sie mit Flußkieselsteinen ab. Nur dort, wo ein Baumklotz auf den anderen traf, waren die Stellen mit Ton verschmiert und mit Kalklauge getüncht. Das sah sehr schön aus inmitten der grünen Weiden und Birnbäume. Vor jedem Gehöft wuchsen zwei Linden, an denen in herrlich geflochtenen und unterschiedlichen Mustern Tore angebracht waren. Fast über jedem Tor war auf einer Stange ein toter Raubvogel befestigt: eine Eule, eine Krähe, ein Rabe, ein Habicht oder ein Adler mit weit gestreckten Schwingen und nach unten geneigtem Kopf. Das waren die Symbole der Geister, der Hausbeschützer. Hinter den Häusern befanden

sich die Viehställe und andere Wirtschaftsbauten. Alle besaßen Dächer aus Holzbrettern und waren aus Baumklötzen gebaut. Nur einige Schober waren mit Stroh gedeckt und zeigten ihre goldgelben kegelförmigen Haarbüschel zwischen vier hohen Pfählen.

„Das ist das Gehöft meines Vaters“, sagte Maxym und zeigte auf eines der Gehöfte, das sich in nichts von den anderen unterschied. Niemand war neben dem Haus zu sehen, die Tür zu seinem Innern stand offen; in die Wand, die nach Süden zeigte, waren zwei kleine quadratische Fensterchen gebrochen worden, die man im Sommer entweder offen ließ oder mit dünnen, halbdurchsichtigen Tafeln aus Gips verschloß. Im Winter wurden sie außerdem mit hölzernen Fensterläden verschlossen. So waren in jener Zeit alle Fenster.

Neugierig blickte Myroslawa auf dieses Nest der Berkuts*, über dessen Tor wirklich ein vor kurzem getöteter riesiger Königsadler hing, der auch jetzt noch, im Tode, mit seinen mächtigen eisernen Krallen und dem schwarzen gebogenen Schnabel zu drohen schien. Gemütlich, ruhig und angenehm war es in diesem Gehöft. Der Bach, den eine breite Steinbrücke überspannte, trennte es von der Straße. Sein kristallklares Wasser plätscherte leicht gegen den steinernen Damm. Tuhar Wowk schaute in das Gehöft.

„Aha, hier sitzt also dieser Machthaber aus Tuchlja! Nun gut, sehen wir ihn uns doch mal an. Was für ein Vogel wird das wohl sein?!“

Maxym wollte von dem Bojaren und seiner Tochter Abschied nehmen und in das Gehöft einbiegen. Plötzlich aber hatte er das Gefühl, er müßte sie doch weiterbegleiten. Myroslawa schien das verstanden zu haben.

„Du gehst wohl schon nach Haus?“ fragte sie und wandte verlegen das Gesicht ab.

„Ich wollte eigentlich gehen. Aber gut, ich helfe euch noch durch die Kluft bis zu eurem Hof.“

Myroslawa freute sich und wußte nicht warum. Sie gingen

* Berkut heißt auf Deutsch „Königsadler“.

weiter durch das Dorf. In ein Gespräch vertieft, achteten sie kaum auf ihre Umgebung. Sie ergötzen sich einer am anderen, genossen den Klang ihrer Stimmen und vergaßen alles ringsum, sogar ihre Väter und die Gemeinde. Mit keinem einzigen Wort berührten sie ihre Gefühle und Hoffnungen, dennoch flammte bei diesen anscheinend klanglosen Worten das Feuer in den jungen, von der ersten Liebe erwärmten Herzen auf. Eine geheimnisvolle Kraft lockte diese zwei jungen, gesunden und herrlichen Wesen zueinander. Kraft ihrer Seelenreinheit, Unverderbtheit und Keuschheit überkam sie nicht die leiseste Ahnung davon, auf welche Hindernisse ihre junge Liebe noch stoßen sollte.



Sogar Tuhar Wowk, der voranging, in schwere und düstere Gedanken vertieft, wie er morgen wohl am würdigsten und in allem Glanze vor diesem Gesindel aufträte und seine Bedeutung und Überlegenheit spüren ließe,— ja, sogar er, Tuhar Wowk, merkte nichts von dem, was sich zwischen den zwei jungen Menschen anbahnte. Nur eines erzürnte ihn: Dieser Junge war so dreist, sich mit ihm und seiner Tochter auf eine Stufe zu stellen. Bis jetzt zügelte Tuhar Wowk seinen Zorn noch.

Sie hatten das Dorf hinter sich gelassen und näherten sich jetzt der Stelle, an der sich die Tuchljaer Mulde schloß und den Bach durch das enge Felsentor in das Tal hindurchließ. Tief unten am Horizont stand die Sonne, breitete ihre Strahlen, die sich in den schäumenden Stromschnellen badeten, über dem Wald aus. Auf den Felsen, die den Strom am Auslauf des Tuchljaer Tals bedrängten, lagen lange Schatten. Im Engpaß selbst war es dämmrig, kalt und feucht. Unten brandete das Wasser des Stromes an den riesigen, herabgestürzten Felsenbrocken, oben rauschten in der Kühle riesige Edeltannen und Buchen. Dicht über dem Strom, zu seinen beiden Seiten, zogen sich die in den Fels gehauenen bequemen Pfade entlang. Auch ein Werk der Tuchljaer Hände. Als Myroslawa diese merkwürdige Steinforte betrat, überlief sie ein kalter Schauer. Ein Grund dafür konnten die dort herrschende Kälte, die Feuchtigkeit oder Gott weiß was noch sein. Myroslawa packte den Vater am Arm und schmiegte sich an ihn.

„Ist das ein gespenstischer Ort!“ sagte sie, indem sie im Engpaß stehenblieb und sich nach allen Seiten hin umsah. Wahrlich, der Ort hatte etwas Furchteinflößendes. Der Paß war hier etwa drei Sashen breit, nicht mehr. Er war so glatt über dem ungestümen Gebirgsstrom durch den Schieferfelsen gebrochen, daß ein Uneingeweihter unweigerlich hätte schwören können, daß dies nur ein Werk von Menschenhänden sei. Am Eingang zur Kluft ragte ein riesiger steinerner Pfahl empor. Er war unten vom Wasser ausgehört, oben aber groß-

köpfig und mit Farnen und Zwergbirken bewachsen. Das war der weithin bekannte Wächter, der den Zugang zum Tuchljaer Tal zu bewachen schien und bereit war, auf jeglichen Eindringling herniederzustürzen, den Feindseligkeit in diesen ruhigen und glücklichen Winkel führte. Selbst Tuhar Wowk lief ein Schauer über den Rücken, als er zu diesem furchterregenden Wächter hinaufblickte.

„Pfui, was für ein schrecklicher Stein!“ sagte er. „Der hängt so über dem Paß, daß es scheint, er stürze jeden Augenblick herunter!“

„Das ist ein heiliger Stein, Bojar“, sagte Maxym mit Hochachtung. „Für ihn werden jeden Frühling Blumenkränze aus Lichtnelken geflochten. Das ist unser Tuchljaer Wächter.“

„Ach, alles ist euer, alles ist heilig und alles gehört Tuchlja. Ich kann das schon nicht mehr hören!“ rief Tuhar Wowk. „Als ob es außer diesem Tuchlja nichts anders auf der Welt mehr gäbe!“

„Für uns gibt es wirklich nichts anderes auf der Welt“, antwortete Maxym. „Unser Fleckchen Erde lieben wir am meisten. Würde jeder seines so lieben, so würden wahrscheinlich alle Menschen auf Erden ruhig und glücklich leben.“

In seiner naiven Aufrichtigkeit ahnte Maxym nicht, wie schmerzlich er mit seinen Worten den Bojaren traf. Er bemerkte auch nicht, mit welcher bösen Augen Tuhar Wowk auf ihn blickte. Myroslawa zugewandt, setzte Maxym mit aufgeregter Stimme seine Erzählung fort:

„Über diesen Felsenstein, unseren Wächter, erzähle ich euch das, was ich vom Vater gehört habe. Lange, lange ist es her, da in unseren Bergen Riesen hausten. Damals gab es an dem Ort, wo jetzt unser Tuchlja liegt, einen großen See; von allen Seiten war die Gebirgsmulde verschlossen und das Wasser ergoß sich nur über den Rand hinaus. Dieser See war wohl verhext, denn in ihm wollten weder Fischlein noch Würmchen leben. Ein Tier, das seinen Durst mit dem Wasser dieses Sees löschen wollte, mußte unweigerlich sterben. Ein Vogel, der über diesen See flog, fiel ins Wasser hernieder und

ertrank. Den See beherrschte die Todesgöttin Morana. Doch einst gerieten der Zar der Riesen und Morana in Streit. Ihr zum Trotz schleuderte er seinen schweren Zauberhammer nach dem Felsen, so daß er auseinanderbrach. Infolgedessen lief das ganze Wasser aus dem See heraus und verlor seine Zauberkraft. Sogleich schien die ganze Gegend zum Leben zurückzukehren: Der Grund des Sees verwandelte sich in ein fruchtbares Tal, in dem üppiges Gras und Blumen wuchsen, Fische schwammen im Bach; zwischen den Steinen tummelten sich Reptilien, in den Wäldern Tiere und in der Luft die Vögel. Darüber war Morana sehr erzürnt, denn sie duldet kein Lebewesen. So verwandelte sie den Riesenzaren in diesen Felsenstein. Dem Tal jedoch konnte sie nichts antun. Das Todeswasser floß aus dem See. Wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, das Wasser bis auf den letzten Tropfen in den See zurückgelangen zu lassen, so wäre sie wieder Herrin über unsere Berge geworden. So aber hat, obwohl der Zar der Riesen nicht mehr am Leben ist, Morana hier keine Macht mehr. Doch der Zar ist nicht ganz ohne Leben, denn auch zu Stein geworden, bewacht er dieses Tal. Man sagt, Morana werde einst noch einmal Kräfte sammeln, um unser Tuchljaer Land zu erobern. Doch der verzauberte Wächter werde sich dann auf das Heer der Morana niederstürzen und es mit seinem Gewicht zermalmen...“

Sonderbar war Myroslawa bei dieser Erzählung zumute. Ihr Herz war zutiefst ergriffen. Sie hätte auf der Seite dieses gutmütigen und lebensspendenden Zaren der Riesen zum Kampf gegen das Heer der Morana antreten wollen. Schneller wallte das Blut in ihrem jungen Herzen. Feurig und stark war ihre Liebe in diesem Moment zu Maxym!

Obwohl Tuhar Wowk der Erzählung Maxyms aufmerksam gelauscht hatte, glaubte er doch nicht so recht daran. Er wandte sich nochmals um, mit einem Blick auf den steinernen Wächter von Tuchlja und lächelte verächtlich: „Sind das närrische Knechte! Und auf solche Dummheiten sind sie noch stolz, ja hoffen noch!“

Die Wanderer hatten bereits die enge Kluft des Tuchljaer Stroms hinter sich gelassen und gelangten ins Freie. Vor ihren Augen tat sich plötzlich das langgezogene, von steilen Bergen umschlossene Opir-Tal auf, das sich irgendwo in der Ferne mit dem Stryj-Tal verschlang. Die Sonne neigte sich gen Westen und spiegelte sich gleich purpurnen Samtes in den Wogen des Opirs wider. Der Tuchljaer Bergstrom stürzte unbezähmbar und mit wildem Getöse hernieder, um in den Opir zu tauchen. Das Wasser, von der flammenden Röte des Sonnenuntergangs durchdrungen, glich Blut, das aus einer riesigen Wunde rann. Ringsumher rauschten die von der Dämmerung gefangenen Wälder.

Etwa eine Minute verharrten unsere Wanderer still und genossen die unvergängliche und erfrischende Schönheit der Natur. Maxym hielt inne, wollte einen Gedanken freilassen, den er in seinem Kopfe gefangen hielt. Doch schien er es lange nicht zu wagen. Endlich hatte er sich ein Herz gefaßt und näherte sich Tuhar Wowk. Er war aufgeregt und Schamröte stieg ihm ins Gesicht:

„Verehrter Bojar und Vater“, sagte er mit ungewöhnlich sanfter, jedoch unsicherer Stimme.

„Was gibt es?“

„Erlaubet mir, Euch ein treuer Diener zu sein...“

„Ein Diener? Nun, so schwer ist das gar nicht. Komm mit deinem Vater und verdinge dich, falls dein Wunsch so groß ist.“

„Nein, Bojar, Ihr habt mich nicht richtig verstanden... Erlaubet mir, Euch ein Sohn zu sein!“

„Wie? Mein Sohn?! Du hast doch einen Vater, und, wie ich gehört habe, soll er viel besser, ja, gerechter und auch weiser sein als ich; wird er doch morgen über mich zu Gericht sitzen!“

Der Bojar lächelte mit galliger Bitterkeit vor sich hin.

„Ich wollte“, berichtete sich Maxym, „etwas anderes sagen. Bojar, willigt in die Heirat Eurer Tochter mit mir ein, denn ich liebe sie mehr als mein Leben und meine Seele!“

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte wohl Tuhar Wowk nicht so zu treffen vermocht, wie diese leidenschaftlichen und zugleich einfachen Worte des Jungen. Der Bojar trat zwei Schritte zurück und maß Maxym mit einem durchdringenden Blick, aus dem Zorn und Abneigung sprachen. Vor Groll lief sein Gesicht dunkelblau an, er biß die Zähne zusammen und seine Lippen zitterten.

„Erbärmlicher Knecht!“ stieß er plötzlich schrill aus. Dieses schreckliche Geschrei erschallte in den umliegenden Bergen. „Wie kannst du es wagen, mir mit so etwas zu kommen? Oder sollte ich mich verhöhrt haben, wie?“

Das drohende Geschrei des Bojaren weckte in Maxym seine ursprüngliche Kühnheit und Entschlossenheit. Sein Körper straffte sich und wie eine junge, stolze Eiche stand er vor dem Bojaren und sagte in sanftem, aber entschlossenem Ton:

„Bojar, ich bin mir keiner Schande bewußt, die Euch und Eurer Tochter zur Unehre gereichen würde. Ich habe lediglich um die Hand Eurer Tochter angehalten, weil ich sie so liebe, wie es niemand auf der ganzen Welt vermag. Ist wirklich die Kluft zwischen Euch als Bojar und mir als Mushik so breit, daß selbst die Liebe sie nicht zu überbrücken weiß? Und überhaupt — was macht Euch denn edler und besser als mich?“

„Schweig, Knecht!“ unterbrach ihn Tuhar Wowk mit zornigem Geschrei. „Meine Hand ist schon bereit, das Schwert zu fassen und dich damit zum Schweigen zu bringen! Nur das eine rettet dich vor meiner Rache, nämlich daß du heute meiner Tochter aus der Not geholfen hast! Ansonsten hättest du für diese Worte gleich mit deinem Leben bezahlt! Du Wahnwitziger, wie konntest du nur denken, ja, wie konntest du es nur wagen, deinen Blick auf sie, meine Tochter, zu richten?! Das kommt wohl daher, daß ich und sie, daß wir uns dir gegenüber menschlich verhalten und dir nicht wie einem Hund einen Fußtritt gegeben haben. Du hast wohl geglaubt, als du sie aus den Klauen des Bären gerissen hast, du habest sie dir wie eine Gefangene erbeutet? Oh, nein!

Hätte es das Schicksal so gewollt, so wäre sie besser in den blutigen Umarmungen dieses wilden Tieres umgekommen, als dein zu werden!“

„Nein, Bojar, sagt so was nicht! Lieber hätte ich in den Pranken des Bären sterben wollen, als daß er ihr ein Haar gekrümmt hätte.“

Myrosława wandte sich bei diesen Worten von ihrem Vater ab, auch von Maxym, um die lange zurückgehaltenen Tränen zu verbergen, die ihr nun übers Gesicht strömten. Tuhar Wowk achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Und du, du gemeine Ausgeburt von einem Flegel, du wagst es also, dich mit mir gleichzustellen? Mit mir, der zeit lebens mit Fürsten zusammen war, dem des Fürsten Anerkennung und Belohnung zuteil wurden für seine ritterlichen Heldentaten! Meine Tochter könnte sich wohl einen Freier unter den angesehensten und reichsten Rittern des Landes wählen. Und ich sollte sie dir, einem Mushikensohn, in dein Tuchljaer Nest legen, wo sie verwelken, vertrocknen und vor Not sterben würde? Nein, niemals. Geh mir aus den Augen, du armseliger Habenichts, bist wohl nicht bei vollem Verstande und sprachest deine Worte in einem Anfall von Wahnsinn!“

Maxym sah seine Hoffnungen zerschlagen, sah, daß der Bojar in seinem Stolz hochmütig geworden war und ihn voller Verachtung maß. Es wurde Maxym schwer zumute. Was aber sollte er hier tun?

„Ach, Bojar!“ sagte er traurig und sanft. „Zu hoch habt Ihr Euch auf den Flügeln des Stolzes geschwungen. Seid vorsichtig! Das Schicksal hebt gewöhnlich denjenigen am höchsten empor, den es dann umso tiefer zu stürzen beabsichtigt. Bojar, verachtet nicht die Armen, die Unedlen, die unermüdlich ihr Tagewerk verrichten, denn wer weiß, aus welchem Brunnen Ihr noch Wasser trinken werdet!“

„Was, du willst mich noch belehren, du Scheusal?“ rief der in Wut geratene Tuhar Wowk und seine Augen sprühten vor wahnsinnigem Zorn. „Geh mir aus den Augen, sonst, Gott

möge mein Zeuge sein, durchbohrt dich dieses Messer, wie es heute morgen den Bären durchbohrt hat!“

„Zürnt mir dummem Jüngling nicht, Bojar“, antwortete Maxym noch immer ruhig. „Lebet denn wohl. Auch du mein Sternchen, lebe wohl, hast du mir doch an diesem Tag so herrlich geleuchtet. Auf ewig wird nun dein Licht für mich erloschen sein. Leb wohl und sei glücklich!“

„Nein, ich kann es nicht ertragen, weiter zu schweigen“, sagte plötzlich Myroslawa und wandte sich mit Entschlossenheit den beiden zu, „für dich, du tapferer Held, wird mein Licht nie erlöschen. Ich werde dein sein!“

Mit starrem Blick sah Tuhar Wowk auf seine Tochter. Er schien nicht mehr weiterzuwissen.

„Was hast du da gesagt, meine Tochter?“ rief er.

„Das, was du eben gehört hast, Vater. Gib mich Maxym. Ich werde ihn heiraten.“

„Ach, du Dummchen, das kann doch wohl nicht möglich sein!“

„Doch Vater, du wirst es sehen.“

„Das sprichst du, liebes Kind, im Fieberwahne. Das wilde Tier hat dich sicher erschreckt. Du bist krank!“

„Nein, Vater, ich bin gesund und sage dir nochmals: Dieser Jüngling muß mein werden. Ich schwöre es bei dieser Sonne. Sonne, sei mein Zeuge!“

Sie nahm Maxyms Hand, und ihre glühenden Lippen berührten die Maxyms. Tuhar Wowk war wie von Sinnen, unbeweglich stand er da und konnte nicht ein einziges Wort über seine Lippen bringen.

„Und nun, mein Liebster, geh nach Hause und fürchte nichts. Myroslawa hat geschworen, daß sie dein wird, und sie wird ihren Schwur nicht brechen. Wir aber, Vater, wir eilen jetzt nach Hause! Dort im Tal sieht man schon unseren Hof. Auch unsere Gäste sind schon im Kommen.“

Nach diesen Worten nahm das wunderbare Mädchen seinen vor Erstaunen noch immer nicht zu sich gekommenen Vater am Arm und stieg mit ihm den Berg hinab. Maxym aber

verharrte noch lange an dieser Stelle, von Zauber und Glück erfaßt. Endlich fand auch er zu sich, sank auf die Knie, berührte mit der Stirn den Boden und betete zur untergehenden Sonne, so, wie es seine Großväter und Urgroßväter getan hatten und auch sein Vater heimlich noch tat.

III

Außerhalb des Dorfes, dicht am Wasserfall, stand mitten auf einer Waldlichtung eine riesige Linde. Niemand konnte sich erinnern, wann sie gepflanzt worden war, denn sie war hoch und breitästig geworden. Tuchlja war eine Ansiedlung, die noch nicht allzu alt war; und die Bäume im Tuchljaer Tal waren viel jünger als diese Linde. Daher war es nicht weiter verwunderlich, daß die Tuchljaer sie für den ältesten Zeugen ihrer weitentfernten Vergangenheit hielten und sie hoch verehrten.

Die Tuchljaer waren überzeugt davon, daß diese Linde eine Gabe ihres ständigen Beschützers, des Zaren der Riesen sei, der sie eigenhändig zu Ehren des Sieges über Morana angepflanzt habe. Am Fuße der Linde, unter ihren Wurzeln, sprang eine glasklare Quelle hervor und ergoß sich leise rieselnd über kleine Steinchen in den Strom. Hier war der Platz für die Gemeindeversammlungen von Tuchlja. In alter Zeit war das die höchste und die einzige Macht in den russischen Gemeinden.

Um die Linde zog sich ein ebener Platz. In östlicher Richtung sah man geschliffene Gesteinsbrocken, die den Gemeinde- oder Sippenältesten als Sitzplätze dienten. Der Anzahl der Sippenältesten entsprach auch die der steinernen Sitze. Die Fläche dahinter war frei. An der Quelle befand sich ein vierkantiger Felsbrocken, in dessen Mitte ein Loch gebohrt worden war. Dort hinein steckte man auf den Versammlungen die Gemeindefahne. Daneben hatte man für den Redner ein

Podest errichtet. Wenn jemand sprechen wollte, verließ er seinen Platz und stieg auf dieses Podest, damit alle Versammelten ihn hören konnten.

Am Tage nach der Jagd drängten sich die Tuchljaer auf diesem Versammlungsplatz. Lärm hing über dem Tal. Die Gemeindeältesten kamen würdevoll aus dem Dorf daher und nahmen einer nach dem anderen ihre Plätze ein. Die jungen Leute nahmen lärmend dahinter im Halbkreis Aufstellung. Auch einige Frauen waren zur Versammlung erschienen, denn an der Gemeindeversammlung durfte jeder Erwachsene, gleich ob Mann oder Frau, teilnehmen. Obwohl die Gemeindeältesten die endgültige Entscheidung allein trafen, hatten doch junge Leute und Frauen das Recht, vor der Entscheidung ihre Meinung frei herauszusagen.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als aus dem Dorfe die Boten mit der Gemeindefahne von Tuchlja erschienen, was ein allgemeines Flüstern aufkommen ließ. Als sie aber herangekommen waren, verstummte es. Dreimal verneigten sich die Boten vor der Gemeinde, nahmen unter der Linde Aufstellung und entblößten das Haupt. Die Gemeinde machte das gleiche.

„Verehrte Gemeinde“, sprachen die Boten, „seid ihr gewillt, heute einen Rat abzuhalten?“

„Ja, ja!“ ertönte es von allen Seiten.

„So möge uns Gott gnädig sein!“ ließen sich die Boten vernehmen, hoben die Gemeindefahne hoch und steckten ihren Schaft in das Felsenloch. Das war das Zeichen dafür, daß die Versammlung eröffnet war.

Es erhob sich Sachar Berkut, der Älteste von allen hier Anwesenden, von seinem Platz. Mit langsamem, aber sicherem Schritt ging er auf die Linde zu, berührte sie leicht mit der Hand und neigte sich der aus ihren Wurzeln sprudelnden Quelle, kniete nieder und benetzte sich Augen und Lippen mit Quellwasser. Das war die traditionelle, uralte Zeremonie, die die Läuterung des Mundes und die Schärfung des Auges bedeutete, was für eine so wichtige Angelegenheit, wie es die

Volksversammlung war, als notwendig galt. Dann setzte er sich auf den höherstehenden Platz und wandte sein Gesicht gen Osten, dem Volke zu.

Sachar Berkut war ein Greis mit aschgrauem Haar. Über 90 Jahre war er alt und Vater von acht Söhnen. Drei davon saßen bereits gemeinsam mit ihm unter den Ältesten und der Jüngste, Maxym, nahm sich unter den Tuchljaer Jünglingen wie eine mächtige Eiche zwischen Bergahorngestrüpp aus. Hoch von Wuchs, erhaben, mit strengen Gesichtszügen, besaß Sachar Berkut Lebenserfahrung und Menschenkenntnis und gab ein wahres Musterbeispiel für jene uralten Patriarchen ab, Väter und Führer eines ganzen Volkes, über die uns jahrtausendealte Lieder und Sagen berichten. Trotz seines hohen Alters war Sachar Berkut noch stark und rüstig; zwar arbeitete er nicht mehr auf dem Felde, trieb auch nicht mehr die Schafherden auf die Weide und zog auch nicht mehr zur Jagd auf Wild ins Waldesdickicht, doch ruhten seine Hände noch nicht. Der Garten, die Imkerei und die Zubereitung von Arzneien nahmen ihn nun in Anspruch. Kaum hatte der Frühling in die Tuchljaer Berge hineingeschaut, da grub er auch schon seinen Garten um, säuberte ihn, verschnitt die Zweige, okulierte und pflanzte verschiedenes an. Die Dorfbewohner staunten nicht wenig über seine Kenntnisse im Gartenbau und freuten sich darüber, daß er sein Wissen nicht verschwie, sondern weitergab, zeigte, wie man es machen muß und so bei anderen Interesse für eine Sache weckte. Sein Bienenstand befand sich im Wald. Bei schönem Wetter ging Sachar Berkut dorthin, obwohl der Weg anstrengend und weit war. Für einen wahren Wohltäter jedoch hielten ihn seine Dorfmitbewohner wegen seiner Arzneien. Immer wenn die Zeit zwischen Pfingsten und Johannis anbrach, zog Sachar Berkut mit seinem jüngsten Sohn Maxym für einige Wochen in die Berge, um Kräuter zu sammeln. Da soll ja etwas daran sein, daß die ehrlichen und einfachen Sitten jener Zeit, die frische Tuchljaer Luft, die geräumigen und sauberen Häuser und die unentwegte, jedoch nicht übermäßige Arbeit,

alles in allem, den Menschen vor wiederholten und ansteckenden Krankheiten bewahrte. Dafür aber waren viel häufiger schwere Unfälle und Verletzungen zu verzeichnen. Keiner konnte sie so schnell und gut heilen wie Sachar Berkut.

Darin allein sah jedoch Sachar Berkut durchaus nicht den höchsten Sinn seines Altersdaseins. „Das Leben hat nur dann einen Wert“, sagte er des öfteren, „wenn ein Mensch in der Lage ist, anderen zu helfen. Wenn man jedoch für die anderen zu einer Last wird und sich nicht mehr nützlich machen kann, da ist man schon kein Mensch mehr, sondern eine Erschwernis für die anderen. Da ist es schon besser, wenn Gott einen zu sich holt. Gott bewahre mich davor, daß ich einmal anderen zur Last falle und das Brot der Barmherzigkeit esse!“ Diese Worte zogen sich wie ein Leitfaden durch Sachar Berkuts Leben. Alles, was er tat, äußerte und dachte, geschah nur unter dem Gesichtspunkt der Nutzbringung für die anderen, vorerst für die Gemeinde. Die Gemeinde stellte seine ganze Welt, den Sinn seines Lebens dar. Als er sah, wie Bären, Wildschweine das Vieh und die Menschen in den Bergen verstümmelten, gedachte er bereits in seiner Jugend, Wunden heilen zu lernen. Er verließ das Elternhaus, um sich auf einen weiten und unbekanntem Weg zu einem berühmten Mediziner zu machen, der dem Gerücht nach Pfeile und Blut durch Beschwörungen zu bannen wußte. Die Beschwörungen jenes Mediziners erwiesen sich aber als untauglich. Als Sachar Berkut zu ihm kam, versprach er dem Mediziner zehn Marderfelle, falls der ihm seine Zauberkunst beibringe. Der Mediziner war damit einverstanden. Jedoch Sachar erreichte das nicht. Er wollte nicht aufs Geratewohl lernen, er wollte sich zuerst überzeugen, ob die Arznei des Mediziners gut sei. Er holte ein Messer hervor und brachte sich am Oberschenkel eine tiefe Wunde bei.

„Beschwöre doch gleich einmal diese Wunde“, sagte er zu dem verblüfften Mediziner.

Die Beschwörung war ohne Wirkung.

„Tja“, sagte der Medizinmann, „das gelingt deshalb nicht, weil du dir die Wunde vorsätzlich beigebracht hast. Eine solche Wunde läßt sich nicht beschwören.“

„Nun, dann scheint dein Zauberspruch für mich untauglich zu sein. Ich suche nach einem solchen, der eine jegliche Wunde zu heilen vermag; dabei soll es nicht wichtig sein, ob ich mir die Wunde selbst beigebracht habe oder sie ohne mein Zutun entstanden ist.“

Nach diesen Worten verließ Sachar Berkut auf der Suche nach besseren Ärzten den Medizinmann. Lange Zeit wanderte er durch Berg und Tal, bis er nach einem Jahr in ein Kloster der Einsiedlermönche * gelangte.

Unter ihnen gab es einen hundertjährigen Greis, der lange Zeit über bei den Griechen auf dem Athos-Berg gelebt und dort eine Unmenge von alten griechischen Büchern gelesen hatte. Dieser Mönch verstand eine jegliche Wunde zu heilen und war bereit, seine Kunst an denjenigen weiterzugeben, der mit ihm im Laufe eines Jahres in Eintracht lebte und sich ihm als ein Mensch von gutem Herzen und reiner Seele beweisen würde. Viele Schüler waren schon zu dem alten, immer in Gedanken verlorenen und immer betrübten Mönch gekommen, aber keiner von ihnen gefiel ihm, keiner verlebte mit ihm die abgemachte Frist, und keiner vermochte in die Geheimnisse seiner Heilkunst einzudringen. Auch Sachar Berkut kamen Gerüchte über diesen Wunderarzt zu Ohren, und er entschloß sich, die Probezeit durchzustehen. Im Kloster angelangt, bat er, man möge ihn doch zu dem ehrwürdigen Greis Akinthios vorlassen; er erzählte ihm offenherzig von dem Zweck seiner Reise. Der graubärtige, düstere Akinthios nahm ihn ohne Zaudern zu sich und Sachar blieb nicht nur

* Wenn ich die Einsiedlermönche hier erwähne, so meine ich damit nicht das historische Manjowski-Kloster, das von Hiob Kynjahnynzki Anfang des XVII Jh. gegründet wurde, sondern ich bediene mich der Volkssage über die ersten Apostel des Vorkarpatenlandes, über die Mönche der Kiewer Höhlen. Über ihre Wanderung und Ansiedlung in den Kolomyja-Bergen berichtete Anton Mohylnycki in seinem Poem „Das Manjowski-Kloster“. Dabei stützt er sich teilweise auf seine Phantasie, aber auch auf die wahren Volkstraditionen. (Anmerkung von Iwan Franko).

ein Jahr, sondern ganze drei Jahre. Völlig umgewandelt kehrte er aus dem Kloster zurück. Seine Liebe zur Gemeinde war noch flammender und stärker geworden, seine Worte flossen wie ein kristallreiner Strom, sie waren ruhig, klar und stahlhart, gegen jegliche Lüge aber scharf wie eine Messerklinge. Während seiner vierjährigen Wanderschaft hatte Sachar Berkut viel von der Welt gesehen: Er war in Halytsch und Kiew, betrachtete Fürsten und deren Taten sowie Krieger und Kaufleute. Sein schlichter und scharfer Verstand verwahrte das Gesehene und Gehörte in der Schatzkammer des Gedächtnisses, was ihm Anlaß bot, über dieses oder jenes nachzudenken. Er kehrte von der Reise nicht nur als ein guter Arzt, sondern auch als ein würdiges Mitglied der Gemeinde zurück. Sachar Berkut hatte in den Tälern beobachtet, wie die Fürsten und die Bojaren danach strebten, die freie Gemeindeordnung zu schwächen, ja zu vernichten, um dann aus den Menschen Sklaven und Knechte zu machen. Da kam er zu der Überzeugung, daß den Bauern keine andere Rettung und Hoffnung bleibt, als ein gutdurchdachter Auf- und Ausbau der Gemeindeordnung sowie deren vernünftige Leitung, als die Einigung und Freundschaft zwischen den Gemeinden. Auf der anderen Seite aber hatte Sachar von dem alten Akinthios und anderen lebenserfahrenen Menschen viel von den gesellschaftlichen Verhältnissen in der Nordrus, in Nowgorod, Pskow, von dem Wohlstand und Gedeihen der dortigen Einwohner gehört. All das trug dazu bei, daß in seinem Herzen der flammende Wunsch entstand, sein ganzes Leben für die Besserung und Stärkung einer gerechten Gemeindeordnung in seinem Tuchljaer Heimatland einzusetzen.

Seitdem sind siebzig Jahre verflossen. Einer uralten Rieseneiche ähnlich, befand sich nun Sachar Berkut inmitten der jüngeren Generation und konnte jetzt die Früchte seiner langjährigen Tätigkeit sehen. Gewiß blickte er nicht ohne Freude auf das junge Volk. Wie ein Mann stand die gesamte Tuchljaer Gemeinde einträchtig da, bei Arbeit und Lohn, in Freud' und Leid. Die Gemeinde richtete selbst und stellte

selbst ihre Ordnung auf. Äcker und Wälder der Gemeinde brauchten keinen Bewacher. Die Gemeinde selbst bewachte umsichtig überall ihr Gut. Es gab keine Armen in der Gemeinde, denn der Boden ernährte alle und die gemeinschaftlichen Speicher und Getreidescheunen standen den Bedürftigen immer offen. Mit neidischem Blick verfolgten die Fürsten und Bojaren dieses Leben, in dem es für sie keinen Platz gab und wo sie nicht gebraucht wurden. Einmal im Jahr kam der Steuereinnehmer des Fürsten nach Tuchlja, und die Gemeinde bemühte sich, schnell von dem unangenehmen Beamten loszukommen: Nach einem oder nach zwei Tagen fuhr er weg, mit jeglichen Gütern beladen, denn die Tuchljaer bezahlten ihre Abgaben meist in Naturalien. In Tuchlja konnte sich der Steuereinnehmer nie als großer Herr aufspielen, wie er es in anderen Dörfern tat. Die Tuchljaer wußten sehr gut, was für den Steuereinnehmer und was für den Fürsten abzugeben war und duldeten keinerlei Mißbrauch.

Der wohltätige Einfluß von Sachar Berkut wirkte sich nicht nur auf das Tuchljaer Land aus. Er war bekannt im Umkreis von einigen Dutzend Meilen, auf der russischen wie auf der ungarischen Seite. Man kannte ihn nicht nur als einen wunderbaren Arzt, der die Wunden und jegliche Krankheiten zu heilen verstand, sondern auch als einen geschickten Redner und klugen Ratgeber, der, „wenn er zu sprechen anhub, vermeinte, Gott selbst führe in seine Seele“. Gab er einen Rat — sei es einem einzelnen Mann oder der ganzen Gemeinde —, so hätte man eine Ältestenvollversammlung einberufen können, sie würde sicherlich auch keinen besseren Ratschlag erteilt haben. Schon seit langer Zeit war Sachar Berkut davon überzeugt, daß ein alleinstehender Mensch ohne die Gemeinde schwach und hilflos ist, genauso wie eine alleinstehende Gemeinde es ist. Nur das gegenseitige Verständnis und das gemeinsame Handeln vieler Nachbargemeinden können ihnen die Kraft verleihen, in jeder Gemeinde die freie Gemeindeordnung zu festigen. Deshalb vergaß Sachar auch nie die Nachbargemeinden, wenn er sich um das Wohl von Tuchlja sorgte.

Als er jünger war, besuchte er oft andere Gemeinden, beteiligte sich an den Gemeindeberatungen und bemühte sich, die Menschen mit ihren Sorgen gründlich zu verstehen. Überall verfolgten seine Ratschläge und Belehrungen nur ein Ziel: die freundschaftlichen, kameradschaftlichen und brüderlichen Beziehungen zwischen den Menschen innerhalb der Gemeinde und zwischen den Nachbargemeinden zu festigen. Diese Verbindungen waren zu jener Zeit noch lebendig und ziemlich fest; die zersetzende Macht der Fürsten und Bojaren war noch nicht in der Lage, diese Verbindungen endgültig zu brechen; deshalb war es kein Wunder, daß unter der Führung eines so allgemein beliebten, erfahrenen und der Gemeinschaft so treu ergebenen Menschen wie Sachar Berkut es war, diese Verbindungen rasch gefestigt und stark wurden. Besonders wichtig war für das Tuchljaer Land und wohl für das ganze Stryj-Hochland, das reich war an Schafwolle und Schafpelzen, an Brot jedoch großen Bedarf hatte, die Verbindung zu den russischen Gemeinden auf der ungarischen Seite, jenseits der Karpaten, die reich an Getreide waren. Daher war es eine der Hauptsorgen von Sachar, einen geraden und gefahrlosen Weg zur ungarischen Seite hin anzulegen. Viele Jahre hindurch hegte er diesen Gedanken; er durchstreifte die Tuchljaer Umgegend kreuz und quer auf der Suche, an welcher Stelle man den besten, sichersten und billigsten Weg bahnen könne. Gleichzeitig bemühte er sich, die Gebirgsgemeinden zu beiden Seiten der Beskiden für dieses Unternehmen zu gewinnen. Bei jeder passenden Gelegenheit bewies er aufs neue auf jeder Gemeindeversammlung die Notwendigkeit und den Vorteil eines solchen Passes, so lange, bis er endlich seinen Gedanken verwirklicht sah.

Über ein Dutzend Gemeinden aus nah und fern entsandten ihre Vertreter zum Gemeinderat nach Tuchlja. Hier sollte der Bau der neuen Bergstraße abgesprochen werden. Das war ein froher Tag für Sachar. Er versicherte nicht nur seine Bereitschaft, die Absteckpfähle aufzustellen, die den Verlauf des Weges markierten, sondern er erklärte sich auch bereit, die

ganze Zeit über die Bauarbeiten zu beaufsichtigen. Außerdem schickte er vier seiner Söhne dorthin, und sein fünfter Sohn, der Schmied, sollte mit seiner Wanderschmiede zeitweilig auf der Baustelle bleiben, um die notwendigen Arbeitsgeräte zu reparieren. Jede der Gemeinden entsandte einige Dutzende Arbeiter mit Vorräten an Speis' und Trank. Im Laufe eines Jahres wurde dann die Straße unter der unermüdlichen Leitung von Sachar fertig. Der Vorteil dieses Bergweges war für alle bald offensichtlich. Die Verbindung zu den damals noch reichen ungarisch-russischen Gemeinden belebte das ganze Gebirgsland. Ein lebendiger und gegenseitig vorteilhafter Handel begann: auf die eine Seite lieferte man Schafspelze und Schafskäse, ja, ganze Schafherden zum Schlachten, auf die andere Seite Weizen, Roggen und Leinen. Aber die Nützlichkeit der Tuchljaer Gebirgsstraße bestand nicht nur in diesem Tauschhandel. Die Straße war auch ein Vermittler jeglicher Nachrichten über das Leben der Gemeinden jenseits und diesseits der Beskiden. Sie war ein lebendiger Faden, der die Kinder eines Volkes verband, das von zwei Staaten geteilt worden war.

Der Tuchljaer Weg war nicht der erste solche Faden. Der älteste war der Duckljaer Weg, der ehemals viel berühmter war als jetzt. Die Fürsten von Halytsch mochten ihn wenig aus mehreren Gründen: Nicht so sehr, weil er zu den regen Verkehrsverbindungen zwischen den Gemeinden diesseits und jenseits der Beskiden beitrug — dank deren sich die freie Gemeindeordnung festigte —, als vielmehr deshalb, weil auf eben diesem Gebirgsweg die ungarischen Könige und Herzöge mit ihrem Heer nicht selten in die Rote Rus* einfielen. Schon deshalb bemühten sich die Fürsten von Halytsch und Peremyschl, die Eingangstore zu ihrem Besitz wenn schon nicht völlig zu schließen, so doch wenigstens stark zu befestigen. Bekanntlich wurde das „Befestigen“ vom Staat und zu staatlichen Zwecken durchgeführt und mußte den Gemeinden und der Gemeindeverfassung Schaden bringen. Die umfangreichen Ländereien, die am Duckljaer Weg gelegen waren und zum

* Die Rote Rus — ein historisches Gebiet, ein Teil der Alten Rus, später Galizien genannt.

Gemeindeland gehörten, verschenkten die Fürsten an ihre zahlreichen Bojaren und verpflichteten sie, die Duckljaer Tore zu bewachen und im Falle eines feindlichen Überfalls mit Hilfe ihrer Mannen aus den umliegenden Gemeinden sowie mittels der aus Felsenbrocken oder entwurzelten Bäumen errichteten Verhaue aufzuhalten. Mit diesen Verhauen versperrte man den Weg an den schmalsten Stellen. Dies machte ihn, sogar bei nur wenigen Verteidigern, für den Gegner völlig undurchlässig. Selbstverständlich drückten diese Pflichten mit all ihrer Last auf die Bauerngemeinden. Die letzteren verloren nicht nur einen Teil ihres angestammten Bodens, der nun an die Bojaren fiel, sondern sie sollten außerdem auch Streifen stellen, Krieger und Knechte zur Verfügung der Bojaren halten und Wegsperrern errichten. In Kriegszeiten waren die Gemeinden den Bojaren und deren Gerichten unterstellt. Es ist daher klar, daß ein Bojar, der solche großen Rechte genoß, zu einer Macht auf dem Lande wurde und ganz natürlich nach der Vergrößerung und Stärkung seiner Macht strebte. Um sich zu bereichern, errichteten die Bojaren auf dem Weg ihre eigenen Sperren und Wachen und trieben sogar in Friedenszeiten Gebühren von jedem Vorbeifahrenden ein. Das sollte den regen Verkehr auf dem Duckljaer Weg und die regen Verbindungen zwischen den Gemeinden brechen. Gleichzeitig mit der Schwächung dieser Verbindungen aber sollte auch die freie Ordnung in den Gemeinden selbst zum Verfall kommen. Die Bojarenmacht konnte und wollte eine andere, die Gemeindemacht, nicht neben sich dulden. Zwischen den Bojaren und den Gemeinden mußte so ein langjähriger Kampf entflammen, der im Endergebnis nicht zu gunsten der Gemeinden ausfallen konnte. Zwar war zu der Zeit, zu der unsere Handlung spielt, dieser Kampf bei weitem noch nicht entschieden und in einigen entlegenen Gebirgssiedlungen hatte er noch nicht einmal begonnen. Das waren wohl, man kann es mit Sicherheit sagen, die glücklichsten Flecken Erde in der damaligen Rus, wozu auch das Tuchljaer Land gehörte. Der Weg über die Beskiden nach Ungarn si-

cherte ihm für lange Zeit Wohlstand und Blüte. Der Tuchljaer Weg war noch nicht in Bojarenhände geraten. Er war für jedermann frei. Die Bewohner der umliegenden Dörfer auf rotrussischer und auf ungarischer Seite bewachten ihn umsichtig vor jeglichem feindlichen Überfall. Drohte eine Gefahr, so benachrichtigten sie einander sofort, um alsbald mit den vereinten Kräften aller interessierten Gemeinden rechtzeitig und ohne Panik dagegen anzugehen. Daher ist es kein Wunder, daß im Tuchljaer Land, das dicht am Weg zwischen Ungarn und dem Vorgebirgsland lag, sich nicht nur der Wohlstand, sondern auch die freie Gemeindeordnung immer mehr gefestigt hatten. Mit seinem eigenen Beispiel inspirierte und unterstützte es das ganze Hochland, insbesondere aber jene Dörfer, in denen die fürstlichen Bojaren bereits Fuß gefaßt hatten und wo der zerstörerische Kampf zwischen der alten Gemeindeordnung und dem neuen Bojarentum bereits begonnen hatte. Das flammende Wort und das große Ansehen von Sachar Berkut trugen in nicht geringem Maße dazu bei, daß, solange sich die meisten Gemeinden in diesem Kampf gut halten konnten, die Bojaren ihre Macht nicht so schnell ausdehnen konnten, wie sie es wollten. Sie waren gezwungen, in Eintracht mit den Gemeinden zu leben. In Friedenszeiten waren die Bojaren dem Gemeindegerecht unterstellt und genossen keine anderen Rechte als die übrigen Ältesten. Eine derartige Lage gefiel den Bojaren gar nicht. Sie erwarteten den Ausbruch eines Krieges so sehr, als ob er das größte Vergnügen sei, denn damit nährten sie ihre Hoffnung, die Macht gänzlich zu übernehmen und die verhaßte Gemeindeordnung mit Stumpf und Stiel auszurotten, so daß die einmal ergriffene Macht nie wieder ihren Händen entgleite. Der Krieg hatte jedoch noch immer nicht begonnen. Das Wohlwollen des Herrschers der Roten Rus, des Fürsten Danylo Romanowytsch, war den Bojaren gegenüber sehr groß und nicht so, wie es bei seinem Vater der Fall gewesen war.*

* Der Vater von Danylo Romanowytsch, Roman Mstyslawowytsch, Fürst von Wolhynien und Halytsch (gest. 1205), kämpfte hart gegen das sich stärkende Bojarentum und schwächte es erheblich.

Trotzdem konnte er ihnen nicht sehr behilflich sein, da er Sorgen hatte entweder wegen der Königskrone oder wegen der Zwistigkeiten der Fürsten, die einen Kampf um den großfürstlichen Thron in Kiew führten. Am wenigsten konnte er ihnen helfen, seit er sich um die Sicherheit seines Heimatlandes kümmerte, das von dem Einfall eines neuen, noch nicht gekannten Feindes — der Mongolen — bedroht war, der vor zehn Jahren wie eine schreckliche Gewitterwolke an den Ostgrenzen der Rus, in den Donsteppen, heraufgezogen war. Die Mongolen hatten die vereinigten russischen Fürsten in der furchtbaren und blutigen Schlacht am Fluß Kalka geschlagen. Von der Kalka jedoch zogen sie sich plötzlich zurück, als ob sie Furcht vor dem Mut der russischen Krieger bekommen hätten. Nun hatte man schon 10 Jahre nichts mehr von ihnen gehört. Nur eine unterschwellige Unruhe war ab und zu im Volke zu spüren. Es war wie wenn ein glühendheißer Windstoß über den heranreifenden Roggen fegte, von dem keiner wußte, ob er sich legen oder eine schreckliche Hagelwolke nach sich ziehen werde. Die Fürsten und Bojaren waren diejenigen, die das am wenigsten wußten und erwarteten. Nach der Niederlage bei Kalka wandten sie sich den alten Angelegenheiten erneut in aller Ruhe zu: Sie stritten um die Thronfolge und untergruben die freie gesellschaftliche Ordnung der sich selbst verwaltenden Gemeinden. Ach, diese Narren! Sie nagten an den Wurzeln der Eiche, die sie mit ihren Eicheln ernährte! Hätten sie nur ihre Macht und Kraft für die Stärkung und nicht zur Untergrabung dieser Ordnung in den Gemeinden und den regen Verbindungen zwischen den Gemeinden eingesetzt, ja dann wäre unsere Rus sicher nicht unter den Pfeilen und Äxten der Mongolen gefallen, sondern sie hätte standgehalten, so wie eine Rieseneiche mit ihren auslegenden Wurzeln gegen die Böen des Herbststurmes standhält!

Glücklich war das Tuchljaer Land, denn irgendwie war es den unersättlichen Augen der Fürsten und Bojaren bisher entgangen. Es mag sein, weil es so fern im felsigen Gebirge lag,

oder aber weil es keinen besonders großen Reichtum besaß. Die Bojaren hatten, Gott weiß warum, nicht den Wunsch gehabt, in diese gottverlassene Gegend einzudringen. Jedoch war dieses Glück nur von kurzer Dauer. Eines schönen Tages kam plötzlich der Bojar Tuhar Wowk in das Tuchljaer Gebirge und begann, ohne ein Wort zu sagen, an einem Opir-Hügel, in einer gewissen Entfernung von Tuchlja, aber auf Tuchljaer Boden, sich ein Haus zu errichten. Die Tuchljaer schwiegen zuerst verblüfft und störten den ungebetenen Gast nicht; dann begannen sie ihn auszufragen, wer er sei und woher und wozu er komme.

„Ich bin ein Bojar des Fürsten Danylo!“ antwortete Tuhar Wowk ihnen mit Stolz. „Für meine Verdienste beschenkte mich der Fürst mit Äckern und Wäldern im Tuchljaer Land.“

„Es sind aber die Äcker und Wälder der Gemeindel!“ widersprachen ihm die Tuchljaer.

„Das geht mich gar nichts an“, antwortete ihnen der Bojar. „Geht zum Fürsten und verlangt bei ihm eure Rechte. Ich habe eine Urkunde von ihm, mehr will ich davon nicht wissen!“

Auf diese Reden des Bojaren schüttelten die Tuchljaer nur den Kopf, sagten aber nichts. Der Bojar jedoch benahm sich weiter überheblich, brüstete sich mit der Gunst und dem Willen des Fürsten, wiewohl er letztendlich die Tuchljaer nicht behinderte und sich auch nicht in ihre Gemeindeangelegenheiten mischte. Die Tuchljaer, insbesondere die jüngeren, kamen anfangs des öfteren mit dem Bojaren zusammen, teils aus Neugierde, teils aus dem herkömmlichen Gefühl der Gastfreundschaft, und erwiesen ihm irgendwelche kleineren Dienste. Ganz plötzlich aber hatten diese Treffen aufgehört: Die Tuchljaer stellten die Besuche ein und mieden ihn gänzlich. Anfangs versetzte das den Bojaren in Erstaunen, dann aber wurde er ärgerlich. Da begann er den Tuchljaern jedwede Schlechtigkeit anzutun. Sein Hof lag dicht am Tuchljaer Weg, und dem Beispiel anderer Bojaren folgend, stellte Tuhar eine riesige Sperre auf und forderte von den Passanten

einen Wegezoll. Die Tuchljaer aber waren ein eigensinniges Völkchen. Sie hatten sofort begriffen, daß ihnen hier ein harter Kampf bevorsteht und, den Rat Sachar Berkuts befolgend, beschlossen sie, ihre Rechte standhaft und unablässig bis zuletzt zu verteidigen. Eine Woche nachdem die Sperre aufgestellt worden war, schickte die Gemeindevollversammlung ihre Bevollmächtigten zu Tuhar Wowk. Die Bevollmächtigten richteten eine kurze und direkte Frage an ihn:

„Was tut Ihr, Bojar? Warum versperrt Ihr den Weg?“

„Weil ich es so will!“ antwortete der Bojar anmaßend. „Sollte ich euch dadurch gekränkt haben, geht zum Fürsten und beschwert euch bei ihm.“

„Dieser Bergweg gehört nicht dem Fürsten, sondern der Gemeinde!“

„Mich geht das gar nichts an!“

Damit kehrten die Bevollmächtigten zurück. Bald darauf aber kam aus Tuchlja eine ganze Schar Jugendlicher mit Äxten und zerhieb den Schlagbaum in aller Ruhe in kleine Stückchen. Die legten sie unweit des Bojarenhofs zu einem Scheiterhaufen zusammen und entflammten ihn. Der Bojar raste auf seinem Hofe vor Wut; er verfluchte das schmutzige Gesindel, hatte aber keinen Mut, sich ihm zu widersetzen und stellte danach keine weitere Sperre auf. Der erste Angriff auf die Gemeinderechte war somit abgeschlagen worden. Die Tuchljaer aber ließen keine Vorfreude aufkommen, wußten sie doch nur zu gut, daß dies nur der erste Angriff gewesen war und daß andere folgen würden. So war es in der Tat. Einst kamen Schafhirten nach Tuchlja gelaufen und überbrachten mit Gejammer die traurige Nachricht, daß Bojarenknechte sie von der besten Weide vertrieben hätten. Kaum daß die Schafhirten zu Ende gesprochen hatten, kamen auch schon die Gemeindeförster mit der Nachricht herbeigelaufen, daß der Bojar eine riesige Fläche des besten Gemeindewaldes vermese und für sich beanspruche. Der Gemeinderat schickte daraufhin erneut die Bevollmächtigten zu Tuhar Wowk.

„Weswegen beleidigt Ihr, Bojar, die Gemeinde?“

„Ich nehme mir nur das, was mir der Fürst geschenkt hat.“

„Die Ländereien gehören der Gemeinde und nicht dem Fürsten! Der Fürst kann doch nicht verschenken, was ihm nicht gehört!“

„Na, dann lauft doch und beschwert euch über den Fürsten!“ antwortete der Bojar und wandte sich ab.

Von da an begann ein richtiger Kleinkrieg zwischen den Bojaren und den Tuchljaern. Mal waren es die Tuchljaer, die die Schafherde des Bojaren von der ursprünglichen Gemeindegeweide wegtrieben, mal die Bojarenknechte, die die Schafherden der Tuchljaer wegjagten. Der Wald, von dem der Bojar Besitz ergriffen hatte, wurde von den Förstern des Bojaren und der Gemeinde bewacht. Zwischen ihnen kam es oft zu Zank und Schlägerei. All dies versetzte den Bojaren mit jedem Mal mehr in Wut, und da befahl er endlich, das Vieh der Tuchljaer, das auf den von ihm geraubten Weiden gefangen wurde, zu töten. Einen Gemeindeförster, den man in „seinem“ Wald festgenommen hatte, befahl er, an einen Baum zu binden und mit Dornenruten halbtot zu peitschen. Das war der Tuchljaer Gemeinde zuviel. Viele Gemeindeglieder waren der Meinung, daß man laut uraltem Brauch den Bojaren unter jenes Gesetz stellen soll, das ungehorsame und gefährliche Gemeindeglieder wie Räuber und Diebe bestraft. Man solle ihn aus dem Gemeindegebiet verjagen und sein Haus dem Erdboden gleich machen. Die meisten Gemeindeglieder waren damit einverstanden und es wäre dem Bojaren jämmerlich ergangen, hätte nicht Sachar Berkut verlauten lassen, daß man keinen verurteilen soll, ohne seine Rechtfertigungsargumente vernommen zu haben. Der Gerechtigkeit wegen solle man den Bojaren erst zur Gemeindeversammlung einladen, ihm die Möglichkeit geben, sich auszusprechen und erst dann mit ihm so verfahren, wie es die Gemeinde beschließt. Dabei sollte man ruhig und besonnen vorgehen. Diesem klugen Rat folgte die Tuchljaer Gemeinde.

Auf der heutigen Versammlung war sich wohl keiner so wie Sachar Berkut über die ganze Wichtigkeit dieses Augen-

blicks bewußt. Er sah, daß hier sein Lebenswerk mit dem Gemeindecourteil steht oder fällt. Ginge es in diesem Beschluß allein um die einfache Gerechtigkeit, so wäre Sachar Berkut ganz ruhig und würde sich völlig auf die Weisheit der Gemeinde verlassen. Zum ersten Male sollte man aber auf der Gemeindeversammlung von Tuchlja auch noch andere, außenstehende und doch außerordentlich wichtige Umstände berücksichtigen, die die ganze Sache hoffnungslos verworren machten. Sachar begriff, daß sowohl ein für den Bojaren günstiges, als auch ein für ihn nachteiliges Urteil gleichermaßen die Gemeinde in Gefahr brachte. Ein Freispruch würde eine Anerkennung, nicht so sehr der Rechte, wohl aber der Macht des Bojaren bedeuten, würde ihm ein für allemal die Gemeinde unterstellen. In den Besitz des Bojaren würden die ohnehin schon von ihm geraubten Wälder und Weiden fallen, ja sogar die ganze Gemeinde. Das würde die erste und zugleich gefährlichste Bresche in die freie Gemeindeordnung schlagen, an deren Erneuerung und Festigung Sachar im Laufe von siebenzig Jahren unermüdlich gearbeitet hat. Das für den Bojaren nachteilige Urteil, das ihn aus der Gemeinde vertreiben würde, wäre nicht minder gefahrvoll. Was dann, wenn es dem Bojaren gelänge, den Fürsten zu überreden, seinen Zorn zu schüren und ihn davon zu überzeugen, daß die Tuchljaer Empörer seien? Da könnte ein starkes Unwetter aufziehen, das zu einer großen Gefahr würde, ja, zur völligen Vernichtung der Tuchljaer führen könnte. Es wäre nicht das erste Mal, daß Gemeinden vernichtet werden, die die Fürsten für aufrehrerisch erklärt und den Bojaren samt ihren Mannen zur Plünderung preisgegeben hatten. Diese Gedanken erfüllten den alten Sachar mit unermesslicher Traurigkeit. Er betete vor Versammlungsbeginn leidenschaftlich zum Sonnengott Dashbog, damit er Berkut Gedankenklarheit und Ausgeglichenheit gebe und den richtigen Weg aus dieser schwierigen Lage finden helfe.

„Verehrte Gemeinde!“ so begann Sachar seine Rede. „Ich möchte euch nichts verheimlichen, doch glaube ich, daß ihr

auch ohne mich gut wißt, um welche schwierigen und großen Dinge es geht, die wir heute gemeinsam zu besprechen haben. Wenn ich so darüber nachdenke, was ringsum geschieht und was uns droht, so scheint es mir, daß unser bis jetzt ruhiges Gemeindeleben unwiderruflich vorbei ist. Für uns ist es nun an der Zeit, mit der Tat, im Kampfe zu beweisen, ob unsere Gemeindeordnung wirklich so fest und gut ist, daß sie dem aufziehenden, schrecklichen Sturm standhalten kann. Was für ein Sturm das ist, der nicht nur von einer Seite her über uns aufzieht, das wißt ihr, noch mehr darüber erfahret ihr heute auf unserer Beratung. Deshalb werde ich jetzt nicht darüber sprechen. Ich möchte euch nur zeigen und euch ins Bewußtsein rufen, worauf wir, meiner Meinung nach, entschlossen bis zuletzt verharren müssen. Nebenbei gesagt, ist dies nur mein Rat: Habt ihr den Wunsch zuzuhören, so höret zu, habt ihr aber nicht den Wunsch, so ist auch das euer gutes Recht. Eines muß ich euch jedoch sagen: Wir stehen heute am Scheidewege — Gemeinde ja oder nein. Daher eben haben wir, alte und erfahrene Menschen, uns unsere Wahl klar und verständlich zu machen, denn davon hängen unser weiterer Weg und die Position, die wir nun einzunehmen haben, ab!

Schaut, verehrte Gemeinde, auf unsere Gemeindefahne, die nun schon fünfzig Jahre unseren Reden zuhört und unseren Taten zusieht. Wißt ihr, was ihre Symbole bedeuten? Die hochverehrten Greise, unsere Väter, haben sie verfertigt und mir den Sinn dieser Fahne erklärt. ‚Sachar‘, sagten sie mir, ‚sollte einmal die Zeit kommen, wo größte Gefahr droht, wenn das Leben mit furchteinflößender Welle gegen die Gemeinde schlägt und ihre Ordnung hinwegzuspülen droht, erst dann tue der Gemeinde kund, was diese Fahne bedeutet. Gleichzeitig erkläre ihr, daß auf dieser Fahne unser und unseres Beschützergeistes Segen ruhet. Ein Abweichen von dem Wege, den diese Fahne weist, beschwört das größte Unglück über die ganze Gemeinde, den Beginn ihres völligen Untergangs herauf.‘

Sachar schwieg eine Minute. Seine Rede beeindruckte die

Anwesenden sehr. Alle richteten ihren Blick auf die Fahne, die am hohen Schaft, der in dem Stein festgesteckt war, vor der Gemeinde wehte. Die silbernen Beschläge auf den Ringen der Fahne glänzten und das purpurrote Fahnentuch schillerte wie richtiges Blut.

„Bis heute habe ich euch nichts davon gesagt“, setzte Sachar fort, „da die Zeiten ruhig waren. Jetzt aber ist die Zeit gekommen. Seht auf unsere Fahne! Aus einem Baumstück wurde diese Kette gemacht, fest, als sei sie in sich geschlossen, doch mit Kettengliedern, die frei beweglich und zu jeder Verbindung bereit sind. Diese Kette ist unser russisches Volk, so wie es unter den Händen der guten Schöpfungsgeister entstand. Jedes Glied dieser Kette ist eine Gemeinde, die mit anderen Gemeinden untrennbar, von der Natur her, verbunden ist, gleichzeitig aber ist sie frei und in sich geschlossen. Sie führt ihr eigenes Leben und befriedigt selbst ihre Ansprüche. Nur eine solche Untrennbarkeit und Freiheit einer jeden Gemeinde macht das Ganze unteilbar und frei. Sollte ein einziges Glied zerbrechen, zerfällt die ganze Kette. Genauso ist der Verfall der freien Gemeindeordnung in einer Gemeinde eine Wunde, eine Pestilenz, die auf den ganzen Leib unserer heiligen Rus übergehen kann. Wehe der Gemeinde, die sich freiwillig solch eine Wunde beibringen läßt, die nicht auch das Letzte probiert hat, um ihre Gesundheit zu bewahren. Am besten wäre es, so eine Gemeinde würde vom Erdboden verschwinden, sich selbst in einen Abgrund stürzen!“

Die letzten Worte Sachars, die streng und feierlich klangen, übertönten das Donnern des Wasserfalls, der in der Nähe grollte, der, einer lebendigen Kristallsäule ähnlich, in allen Regenbogenfarben in der Sonne spielend, als funkensprühender Streifen über den Häuptern der Versammelten stand. Sachar fuhr fort: .

„Seht euch nochmals die Fahne an! Jedes Kettenglied ist mit geschmiedeten Silbermustern belegt. Diese Muster machen die Fahne nicht schwerer, sondern verleihen ihr Schönheit und Festigkeit. Genauso hat auch jede Gemeinde die ihr teu-

ren Sitten und Bräuche, die den Bedürfnissen der Gemeinde entsprechen und die von unseren weisen Ahnen geschaffen worden sind. Diese Gemeindeordnung ist nicht etwa deshalb heilig, weil sie uralte ist, auch nicht deshalb, daß sie von unseren Ahnen geschaffen worden ist, sondern einfach deshalb, weil sie frei ist, keinen in seinen guten Taten behindert, wohl aber die Böswilligen, die der Gemeinde Schaden zufügen wollen. Diese Ordnung bindet die Gemeinde auch nicht; sie vergrößert nur ihre Kraft und Macht, um all das sichern zu können, was gut und nützlich ist, und all das zu vernichten, was schlecht und schädlich sein könnte. Wären diese Holzringe nicht mit Silber beschlagen, könnten sie leicht entzweigen und die Kette als solche wäre dahin. Genauso würde es sein, wenn es nicht die heilige Gemeindeordnung gäbe; die Gemeinde als solche wäre verloren. Gib acht, verehrte Gemeinde! Diebeshände greifen nach deinen Silbermustern, um sie von unserem Kettenglied abzureißen, unsere Gemeindeordnung zu schwächen und zu vernichten, unter welcher wir bis jetzt so gut gelebt haben!“

„Nein, wir lassen so etwas nicht zu!“ rief daraufhin einstimmig die Gemeinde. „Wir treten zur Verteidigung unserer Freiheit an und würde das auch bedeuten, daß unser Blut bis auf den letzten Tropfen verrinnt!“

„Gut, Leute!“ sagte Sachar Berkut bewegt. „So ist es recht! Glaubt mir, aus eurem Munde hat der Geist unseres großen Wächters gesprochen! Seinem Willen zufolge offenbarte sich vor euch der Sinn dieser flatternden Fahne. Warum ist sie rot? Weil das die Farbe des Blutes ist! Bis zum letzten Blutstropfen muß die Gemeinde ihre Freiheit und ihre heilige Ordnung verteidigen! Glaubt mir, die Stunde, wo wir wirklich unser Blut vergießen sollen, ist nah. Laßt uns denn bereit sein, für unsere Verteidigung Opfer zu bringen!“

In diesem Augenblick schauten alle Anwesenden wie auf ein abgesprochenes Zeichen in die Richtung des Dorfes.

Dort, auf der Straße, die aus dem Dorf am Wasserfall vorbei in die Berge führte, erschien ein kleines Häufchen prunk-

voll gekleideter und bewaffneter Leute. Der Bojar Tuhar Wowk ging in all seinem Glanze mit seinem Gefolge zur Gemeindeversammlung von Tuchlja. Trotz des warmen Frühlingstages hatte der Bojar die volle Ritterrüstung angelegt: Den Harnisch aus glänzenden Eisenplättchen, gleiche Hüft- und Knieschütze und auf dem Kopf den glänzenden Kupferhelm mit einem wehenden Hahnenfederbusch darauf. An seiner Hüfte hing ein schweres Kampfschwert in der Scheide, auf dem Rücken trug er einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen, weiter hinten am Gürtel war eine Axt mit glänzender Schneide und mit bronzeverziertem Rücken befestigt. Über all diese furchterregenden Waffen hatte sich der Bojar als Zeichen seiner friedlichen Absichten eine Wolfshaut geworfen. Der Wolfsrachen war zu einer Brustspange umgearbeitet worden und die Wolfspfoten mit den scharfen Krallen umklammerten seine Taille. Den Bojaren begleiteten zehn Krieger — Bogenschützen und Axtkämpfer — alle waren mit den gleichen Wolfshäuten, aber ohne Harnische, bekleidet. Unwillkürlich zuckten die Tuchljaer zusammen, als sie das Herannahen dieses Rudels Wölfe bemerkten. Alle begriffen, daß das eben jener Feind war, der ihre Freiheit und Unabhängigkeit in Stücke reißen wollte. Noch waren sie aber nicht angelangt, so daß Sachar vermochte, seine Rede zu Ende zu führen.

„Da kommt der Bojar zu uns. Er brüstet sich damit, daß ihm der Fürst als Zeichen seiner Gnade unseren Boden, unsere Freiheit, ja, uns selbst geschenkt habe. Ihr seht ja, wie hochmütig er ausschreitet. Er ist sich der Fürstengnade bewußt, und er weiß, daß er ein Fürstendiener, ein Sklave ist! Wir aber bedürfen der Fürstengnade nicht und wollen auch nicht versklavt werden. Das ist der Grund dafür, daß er uns haßt und uns Habenichtse nennt. Wir wissen aber, daß sein Hochmut sinnlos ist und daß der wahrhaft freie Mensch nicht Hochmut, sondern ein sicheres Bewußtsein seiner Würde und der klaren Vernunft sein eigen nennt. Bewahrt im Streit mit ihm eure Würde und eure Vernunft, damit nicht nur wir ihn zum Gehorsam gezwungen glauben. Er selbst muß sich in sei-

nem tiefsten Innern als Bezwungener fühlen! Das ist es, was ich euch sagen wollte.“

Ein leises Flüstern der Genugtuung zog sich durch die Versammlung, die nun von freudiger Entschlossenheit ergriffen war. Sachar ließ sich auf seinem Platz nieder. Jetzt herrschte Stille, bis Tuhar Wovk zu den Versammelten herankam.

„Sei begrüßt, Gemeinde!“ sagte er und streifte mit der Hand seinen Helm, ohne ihn jedoch abzusetzen.

„Sei auch du begrüßt, Bojar!“ antworteten die Tuchljaer.

Tuhar Wovk schritt nachlässig und stolz nach vorn und sprach, der Gemeinde kaum einen Blick schenkend:

„Ihr habt mich gerufen, da bin ich. Was wollt ihr von mir?“



Der Ton dieser Worte war schroff und anmaßend. Das sollte wahrscheinlich die Überlegenheit des Bojaren vor der Gemeinde demonstrieren. Dabei schaute er die Gemeindeglieder nicht an, sondern drehte die Axt in seiner Hand, so als ob er den Glanz ihrer Schneide und ihres Rückens bewundere. Das sollte offenbar seine tiefe Verachtung gegenüber all diesen Menschen zum Ausdruck bringen.

„Wir haben Euch, Bojar, zum Gemeindegerecht gerufen, damit Ihr Euch aussprechen könnt, bevor wir über Eure Taten ein Urteil fällen. Nach welchem Recht und zu welchem Zweck macht Ihr der Gemeinde Unannehmlichkeiten?“

„Zum Gemeindegerecht habt ihr mich gerufen?“ wiederholte Tuhar Wowk und stellte sich dumm. Dann wandte er sich Sachar zu:

„Ich bin des Fürsten Diener und ein Bojar. Keiner darf über mich richten außer dem Fürsten und mir gleichgestellten Bojaren.“

„Darum, wessen Diener Ihr, Bojar, seid, wollen wir mit Euch nicht streiten. Das geht uns nichts an. Von Eurem Recht werden wir später sprechen, jetzt geruhet zu sagen, von wo Ihr herkommt und was Euch in unser Dorf geführt hat!“

„Aus der Fürstenstadt Halytsch.“

„Wer hat Euch befohlen, hierher zu kommen?“

„Mein und auch euer Herr, der Fürst Danylo Romano-wytsch.“

„Sprächt von Euch, nicht von uns, Bojar! Wir sind ein freies Volk und kennen keinen Herren über uns. Und wozu hat Euch Euer Herr befohlen, in unser Dorf zu kommen?“

Bei diesen Worten Sachars zeigten sich auf dem Gesicht des Bojaren vor Zorn scharlachrote Flecken. Einen Augenblick zögerte er, ob er überhaupt auf weitere Fragen antworten sollte, maßigte sich dann aber noch rechtzeitig.

„Er hat mir befohlen, Beschützer seiner Ländereien und seiner Untertanen, Statthalter und Befehlshaber über das Tuchljaer Land zu sein. Er übergab mir und meinen Nachkommen den Tuchljaer Boden zum ewigen Besitz als Aus-

zeichnung für meinen treuen Dienst. Da sind seine Urkunde, sein Siegel und seine Unterschrift!“

Mit diesen Worten zog der Bojar mit stolzer Handbewegung die Fürstenurkunde aus dem breiten Ledergürtel hervor und hob sie vor der Gemeinde hoch empor.

„Steckt Eure Urkunde weg, Bojar“, sagte Sachar ruhig, „wir können sie nicht lesen, und auch das Siegel ist für uns kein Gesetz. Sagt uns lieber, wer ist denn Euer Fürst?“

„Wie?!“ rief der verwunderte Bojar. „Ihr kennt den Fürsten Danylo nicht?!“

„Nein, wir kennen keinen Fürsten.“

„Ihr kennt nicht den Herrscher über alle Ländereien, alle Dörfer und Städte vom Sjan bis zum Dnepr, von den Karpaten bis zur Mündung des Bug?“

„Wir haben ihn nie gesehen, und er ist nicht unser Herr. Ein Hirt ist Herr über seine Herde; denn er schützt sie vor Wölfen, treibt sie zur Mittagszeit zum eiskalten Bach und in kalter Nacht in den warmen Stall. Ob der Fürst genauso behutsam mit seinen Untertanen umgeht?“

„Der Fürst tut für seine Untertanen viel mehr“, antwortete der Bojar. „Er gibt ihnen weise Gesetze und weise Richter und schickt ihnen seine treuen Diener, um sie vor dem Feind zu schützen.“

„Da habt Ihr, Bojar, nicht wahr gesprochen“, bemerkte Sachar streng. „Seht, die Sonne am Himmel hat ihr reines Antlitz bedeckt, um nicht Eure falschen Worte anhören zu müssen! Unsere weisen Gesetze stammen nicht von Eurem weisen Fürsten, sondern von unseren Vorvätern. Die weisen Richter des Fürsten haben wir bislang nicht zu Gesicht bekommen. Wir haben ruhig, in Frieden und Eintracht gelebt. Die ganze Gemeinde war unser Richter. Unsere Väter lehrten uns seit altersher: ‚Ein einzelner Mensch kann ein Narr sein, das Gericht der Gemeinde aber ist gerecht.‘ Unsere Väter und auch wir haben bis jetzt ohne Statthalter des Fürsten gelebt, und wie du siehst, hat man unsere Häuser nicht aus-

geplündert, und unsere Kinder sind nicht in die Gefangenschaft des Feindes geraten.“

„So mag es wohl bis heute gewesen sein. Von nun an aber wird es anders werden.“

„Wie es von jetzt ab sein wird, wissen wir nicht, auch Ihr, Bojar, könnt das nicht wissen. Sagt uns nur noch, ob Euer Fürst ein gerechter Mensch ist!“

„Nun, das weiß doch die ganze Welt, und alle staunen über seine Gerechtigkeit.“

„Dann hat er Euch wahrscheinlich hergeschickt, damit Ihr in unseren Bergen die Gerechtigkeit einführt?!“

Durch diese schlichte Frage war der Bojar in Verlegenheit geraten, was ihn einen Moment zögern machte. Dann antwortete er:

„Ja.“

„Wie, Ihr meint also, Bojar, daß ein gerechter Mensch seine Untertanen ungerecht behandeln kann?“

Der Bojar schwieg.

„Kann er mit ungerechten Taten die Gerechtigkeit in ihre Herzen einpflanzen und durch Beleidigung ihre Liebe und Achtung gewinnen?“

Der Bojar schwieg und spielte in einem fort an der Axtschneide.

„Seht Ihr, Bojar,“ führte Sachar seinen Gedanken weiter, „Euer Mund schweigt, Euer Gewissen aber sagt, das kann nicht sein. Euer gerechter Fürst hat das aber mit uns gemacht, mit uns, die er nie gesehen hat und die er gar nicht kennt, um deren Wohl und Glück er sich nicht kümmerte. Wir haben ihm nichts Böses angetan, im Gegenteil, wir bringen ihm alljährlich reiche Gaben dar. Wie konnte er nur so etwas tun, Bojar?“

Tuhar Wowk warf Sachar einen zornigen Blick zu und sagte:

„Du redest Unsinn, Alter. Der Fürst kann keinen beleidigen.“

„Er hat uns eben mit dieser Urkunde beleidigt, mit der

Ihr Euch so brüestet! Überlegt Euch einmal: Würde es Euch nicht kränken, wenn ich Euch Euren glänzenden Harnisch abnähme und ihn einfach meinem Sohn schenkte? Eben so hat sich Euer Fürst uns gegenüber verhalten. Was für Euch Euer Harnisch ist, sind für uns Wald und Boden. Von jeher ist das unser Besitz gewesen, den wir wie unseren Augapfel gehütet haben. Und da kommt nun plötzlich Ihr daher und sagt uns im Namen Eures Fürsten: ‚Das ist mein. Mein Fürst hat mir das als Auszeichnung für meine Dienste geschenkt.‘ Ihr vertreibt unsere Hirten und tötet unseren Förster, auf unserem eigenen Boden? Sagt, können wir denn Euren Fürsten so für einen gerechten Menschen halten?“

„Du hast dich geirrt, Alter!“ sagte Tuhar Wowk. „Wir alle sind Eigentum des Fürsten mit all dem, was wir haben, dem Vieh und dem Boden. Allein der Fürst ist frei, wir aber sind seine Sklaven. Die Gnade des Fürsten — das ist unsere Freiheit. Er kann mit uns tun, wie es ihm beliebt.“

Wie ein Axthieb trafen Sachar Berkut diese Worte. Tief hatte er sein graues Haupt geneigt und schwieg lange Zeit, da er nicht wußte, was er darauf entgegenen sollte. Eine tote, düstere Stille zog ein. Endlich erhob sich Sachar. Sein Gesicht erhellte sich. Er streckte die Arme der Sonne entgegen.

„Du heiligste Sonne!“ sprach er. „Du wohltuendes und freies Licht, lausche nicht diesen abstoßenden Worten, die dieser Mensch vor deinem Antlitz auszusprechen wagte! Höre sie nicht, vergiß sie, dergleichen bisher nie, auch nicht in geheimsten Gedanken auf unserem Boden zu vernehmen waren. Strafe dafür nicht uns! Denn ohne deine Strafe vergehen diese Worte nicht, das weiß ich. Wenn es dort, in jenem Halytsch, viele solcher Leute in des Fürsten Umgebung gibt, so befreie die Erde von ihrer Anwesenheit. Wenn du sie strafst, so vernichte aber mit ihnen nicht unser ganzes Volk!“

Als Sachar seine Ruhe wiedergewonnen hatte, setzte er sich und wandte sich an den Bojaren:

„Wir haben Eure Meinung, Bojar, vernommen“, sagte er. „Wiederholt sie nicht nochmals vor uns, laßt sie Euer sein.“

Höret Euch nun an, was wir von Eurem Fürsten denken. Hört zu und zürnt unserer nicht. Ihr seht und versteht ja selbst, daß wir weder einen Vater noch einen Beschützer in ihm sehen können. Der Vater kennt sein Kind, dessen Kummer und Wünsche. Der Fürst aber kennt uns nicht und will uns auch nicht kennen. Der Beschützer schützt seinen Schützling vor dem Feind und vor jeglicher Gefahr. Der Fürst aber schützt uns weder vor Unwetter noch vor Gewitter noch vor Hagel oder Bär. Das aber sind unsere ärgsten Feinde. Er hat wohl erklärt, er schütze uns vor dem Überfall der ungarischen Krieger. Aber wie schützt er uns? Indem er uns viel schlimmere Feinde als die Ungarn, nämlich seine unersättlichen Bojaren mit ihrem Kriegsfolge schickt? Wenn die Ungarn uns überfielen, so nahmen sie, was sie konnten, und trollten sich des Weges. Ein Bojar aber, der uns überfällt, bleibt für immer hier sitzen, er begnügt sich auch nicht mit irgendeiner Beute, sondern will uns alle für ewig zu Sklaven machen. Wir halten Euren Fürsten weder für einen Vater noch für einen Beschützer, sondern für eine Strafe Gottes, die er uns für unsere Sünden gesandt hat und von denen wir uns mit alljährlichen Abgaben loskaufen müssen. Je weniger wir von dem Fürsten hören und er von uns, desto besser. Wenn sich unsere ganze Rus heute von dem Fürsten mit all seinem Gefolge befreien könnte, so wäre sie glücklich und mächtig.“*

Mit einem merkwürdigen Gefühl hörte Tuhar Wowk dem alten Redner zu. Obwohl der Bojar am Fürstenhofe erzog

* Die hier von Sachar Berkut geäußerten Ansichten können als typische Haltung des damaligen Bauerntums gegenüber den Fürsten und ihren blutigen inneren Fehden und den Anfängen des Feudalismus angesehen werden. Wir erinnern Sie, daß ähnliche Ansichten sogar bei unserem Chronikschreiber in seiner Erzählung über den Sänger Mytussa ihren Nachklang fanden. Für aufrührerische Reden und Ungehorsam wurde der Sänger auf Befehl des Fürsten Danylo gefangen und hingerichtet. Selbstverständlich wollen wir damit, daß wir solche Ansichten zur Charakteristik der damaligen Zeit und ihrer Menschen heranziehen, das Gewicht und die Bedeutung der Persönlichkeit des Fürsten Danylo nicht schmälern, denn er nahm sich unter allen Machthabern der russisch-galizischen Länder als ein ungewöhnlich sympatischer und auf seine Weise — unter Berücksichtigung der Zeitperiode — als humaner und begabter Politiker aus. (*Anmerkung von Iwan Franko*).

und durch die moralische Verkommenheit und die Intrigen des Hofes verdorben war, war er jedoch ein Ritter, Krieger und Mensch, und er mußte wenigstens ein bißchen von dem Gefühl verspüren, das Sachar Berkuts Herz so stark wallen machte. Zudem war Tuhar nicht aufrichtig gewesen, als er von der unumschränkten Macht des Fürsten gesprochen hatte. Er selbst hatte sich im Innersten des öfteren gegen diese Macht empört, und nun hatte er mit dem Hinweis auf die Fürstenmacht seine eigenen Machtansprüche tarnen wollen. Was Wunder, daß die Worte von Sachar Berkut viel tiefer in seine Seele drangen, als er es sich eingestehen wollte. Zum ersten Mal überkam ihn ein aufrichtiges Staunen über Sachar, und es war ihm leid um diesen Riesen, dessen Sturz er für nah und unabwendbar hielt.

„Alter, Alter, deine grauen Haare und dein jungendliches Herz können einem leid tun. Du hast lange Zeit auf dieser Welt gelebt und, wie mir scheint, wohl schon zu lange; da du mit deinem Herzen in der Vergangenheit, in den feurigen Träumen deiner Jugend lebst, verstehst du die neue Zeit, die heutigen Ansichten und Bedürfnisse nicht mehr. Das, was einst, vor Urzeiten, so war, muß beileibe nicht heute und auf ewig so sein. Alles, was lebt, altert. Veraltet sind auch deine Jugendvorstellungen von Freiheit. Schwere Zeiten sind im Anbruch, Alter! Sie erfordern dringend einen mächtigen Herrscher in unserem Land, der die ganze Kraft des Volkes in seiner Hand konzentriert und vereinigt, um das Volk vor dem aus dem Osten heranziehenden Feind beschützen zu können. Du, Alter, hast von alldem keine Ahnung und es mag dir scheinen, als ob die alten Zeiten auch heute noch andauerten.“

„Auch hierin irrt Ihr Euch, Bojar“, sagte Sachar Berkut. „Es ziemt sich nicht für einen Greis, sich in seinen Jugendträumen zu ergehen und die Augen vor der neuen Zeit zu verschließen. Viel schlechter wäre es für einen erfahrenen Mann jedoch, das Gute geringzuschätzen, weil es alt und das Schlechte einzuführen, weil es neu ist. Das ist eine Gewohn-

heit der Grünschnäbel, dazu noch der schlecht erzogenen. Ihr tadelt mich dafür, daß ich nicht wisse, was ringsum vor sich geht. Aber nebenbei gesagt, ist es ganz und gar nicht klar, wer von uns beiden besser und ausführlicher darüber Bescheid weiß. Ihr habt mich an den schrecklichen Feind erinnert, der uns vom Osten her droht, und den Gedanken geäußert, daß das Herannahen dieses Feindes die Vereinigung aller Kräfte des Volkes fordert. Ich sage Euch jetzt, daß ich von diesem Feind Kenntnis habe. Nun, gestern abend suchte Euch ein Fürstenbote auf und überbrachte Euch die Nachricht von einem neuen Überfall der schrecklichen Mongolen auf unser Land, daß es ihnen nach langem Widerstand gelang, Kiew zu besetzen. Sie brannten es völlig nieder und ziehen jetzt, gleich einer furchtbaren Wolke, auf unser rot-russisches Land zu. Wir, Bojar, haben davon bereits in der vergangenen Woche erfahren. Wir wußten sowohl von dem Fürstenboten, den man in dieses Gebiet entsandte, als auch vom Inhalt seiner Botschaft. Der Fürstenbote kam etwas zu spät hier an, da waren unsere Leute schneller. Die Mongolen überfluten schon seit langem unsere Rote Rus, haben Städte und Dörfer verwüstet und sich in zwei Ströme geteilt. Einer richtete sich nach dem Westen, sicher nach Sandomir im polnischen Land, der andere zieht oberhalb des Stryj-Tals entlang, auf unserer Seite. Nicht wahr, Bojar, davon habt Ihr noch nichts gewußt?“

Tuhar Wowk blickte mit Verwunderung, ja fast mit Furcht auf den alten Sachar.

„Woher weißt du das, Alter?“ fragte er.

„Nun, ich will es Euch sagen, damit Ihr versteht, was für eine Kraft in den Gemeinden und in ihrem freien Bündnis steckt. Zu allen Vorgebirgsgemeinden halten wir Kontakt. Sie sind uns verpflichtet und wir wiederum ihnen, indem wir einander möglichst schnell alle Nachrichten zukommen lassen, die wichtig für unser Gemeindeleben sind. Die Vorgebirgsgemeinden halten Verbindung zu weiter entfernten Ge-

meinden von Pokuttja* und Podolien. Deshalb fliegen die Nachrichten über all das, was so oder so für uns von Bedeutung sein könnte, über all das, was sich in unserer Roten Rus tut, in Windeseile von Gemeinde zu Gemeinde.“

„Was habt ihr denn von allen diesen Nachrichten, wenn ihr euch nicht selbst helfen könnt?“ warf der Bojar hochmütig ein.

„Da habt Ihr die Wahrheit gesprochen, Bojar“, entgegnete traurig Sachar. „Die Gemeinden von Podolien und Pokuttja sind außerstande sich zu helfen, weil die Fürsten und Bojaren sie ausgeplündert und geschwächt haben; erlauben sie ihnen doch nicht einmal, eine Waffe zu tragen noch gar das Waffenhandwerk zu erlernen. Und daran seht Ihr selbst, Bojar, was es bedeutet, die Kraft des Volkes in einer Person zu konzentrieren! Damit dies geschehen könne, muß man die Kraft des Volkes schwächen. Damit ein Einzelner Macht über das ganze Volk haben kann, muß man die Gemeinden um ihre Freiheit bringen, muß man die Gemeindeverbindungen zerstören und das Volk entwaffnen. Und danach steht jedwedem Mongolen die Tür zu unserem Lande offen. Seht doch nur, was jetzt in unserer Rus vor sich geht! Euer Herr, der mächtige Fürst Danylo, ist spurlos verschwunden. Er ist zum ungarischen König geflüchtet und fleht diesen um Hilfe an, statt sich um Unterstützung an sein Volk zu wenden, ihm die Freiheit wiederzugeben und es zu einem lebendigen und unüberwindlichen Hindernis gegen die Mongoleneinfälle zu machen, um so mehr, da zur gleichen Zeit die Mongolen unser Land verwüsten. Die Ungarn lassen sich mit ihrer Hilfe Zeit, obwohl ihnen doch selbst ein solcher Überfall droht. Jetzt hat sich Euer Danylo irgendwo versteckt, und wer weiß, vielleicht bekommt ihr ihn bald in einem Lager des Mongolenkhans als dessen treuer Untertan zu Gesicht, sich vor dem Starken erniedrigend, um sich so seine Macht über die Schwachen zu erkaufen.“

* Pokuttja — südlicher Teil des gegenwärtigen Gebiets Iwano-Frankowsk zwischen den Flüssen Dnestr und Tschheremosch.

Der Bojar hatte die Rede vernommen und schon begann es in seinem Kopfe zu arbeiten: „Was könnte man unternehmen, wie die Zeit für sich nutzen?“

„Du sagst also, ein Überfall durch die Mongolen drohe auch diesen Bergen?“

Bei diesen Worten zeigte Sachar ein vieldeutiges Lächeln.

„So ist es in der Tat, Bojar.“

„Was gedenkt ihr zu tun? Sich ergeben oder sich verteidigen?“

„Ergeben kommt nicht in Frage, denn alle, die sich ihnen ergeben, jagt man in ihr Heer, noch dazu in die vordersten Reihen, in die grausamsten Kämpfe.“

„Das bedeutet also, daß ihr euch verteidigen wollt?“

„Nun, was in unseren Kräften steht, werden wir tun.“

„Wenn es so ist, nehmt mich doch zu eurem Wojewoden. Ich werde euch im Kampf gegen die Mongolen führen!“

„Geduld, Bojar. Zur Wahl des Wojewoden sind wir noch nicht gekommen. Ihr habt der Gemeinde noch nicht Rechenschaft über Eure Vergehen abgelegt. Euer aufrichtiges Verlangen, der Gemeinde zu dienen, rechnen wir Euch an. Unsere Väter jedoch sagten, daß man für eine solche reine Sache auch ein reines Herz haben muß. Habt Ihr dafür ein solches, Bojar?“

Tuhar Wowk war durch die unerwartete Wendung der Angelegenheit in Verwirrung geraten. Dann aber sagte er:

„Alter, Gemeindemitglieder, begraben wir den alten Streit! Der Feind nähert sich. Laßt uns unsere Kräfte gegen ihn vereinigen! Indem ihr eure Mißverständnisse aufklärt, schadet ihr nur der Sache. Für euch springt dabei nichts Nützliches heraus.“

„Nein, Bojar, sprecht nicht so! Wir klären nicht Mißverständnisse auf, sondern wir suchen die Wahrheit. Die Unwahrheit habt Ihr uns gesagt, Bojar, habt uns Unrecht ange-tan, wie könnten wir da einem wie Euch die Führung über uns im Krieg mit den Mongolen anvertrauen?“

„Alter, ich sehe, du willst mich verärgern!“

„Bojar, besinnt Euch darauf, daß hier das Gemeindeg-
richt tagt und dies keine Vergnügungsstätte ist. Sagt mir,
wolltet Ihr, als Ihr Euch im Tuchljaer Land anschicktet, sei-
haft zu werden, Gemeindegmitglied werden oder nicht?“

„Der Fürst hat mich als Wojewoden hierher geschickt.“

„Wir haben Euch bereits gesagt, daß wir Euch nicht als
unseren Herren anerkennen und insbesondere nicht Euer Recht
auf unseren Boden. Laßt, Bojar, unsere Leute und unser Land
in Frieden, und dann wäre es vielleicht möglich, daß wir
Euch als Gleichen unter Gleichen in unsere Gemeinschaft
aufnehmen.“

„Ach, sieh einer an!“ rief Tuhar Wowk zornig. „Das ist
also eure Gerechtigkeit! Ich sollte die Fürstengnade verachten
und bei euch Habenichtsen um Gnade bitten?“

„So ist es, Bojar. Nur so könnt Ihr Gemeindegmitglied wer-
den. Wer aber nicht unserer Gemeinde angehört, den zu dul-
den sind wir nicht gewillt.“

„Nicht gewillt zu dulden?“ äffte spöttelnd Tuhar Wowk.

„Unsere Väter sagten uns folgendes: ‚Ein Mitglied, das der
Gemeinde schadet und keinen Nutzen bringt, gehört wie ein
Räuber, Pferdedieb oder ein Fremdling, wenn er sich gar noch
gegen den Willen der Gemeinde ihr Land aneignet, zusammen
mit seiner Familie vom Gemeindeland verjagt; sein Haus aber
soll man zerstören und dem Erdboden gleichmachen.‘“

„Ha, ha, ha!“ brach der Bojar in ein gekünsteltes Lachen
aus. „Ihr erdreistet euch also, mich, einen Bojaren, dem die
Gnade des Fürsten für seine Verdienste zuteil wurde, mit
Räubern, Pferdedieben auf eine Stufe zu stellen?“

„Was soll's Bojar, laßt doch Euer Gewissen selbst spre-
chen. Verfährt Ihr denn mit uns anders, als ein Räuber es
tut? Ihr eignet Euch doch unseren Boden an, unseren wich-
tigsten und einzigen Reichtum. Vertreibt unsere Leute, tötet
sie und schießt unser Vieh ab! Verhalten sich ehrliche Men-
schen etwa so?“

„Alter, so halte ein mit diesen Reden. Ich kann sie nicht
ertragen. Sie kränken mich in meiner Ehre.“

„Wartet, Bojar, ich habe noch nicht zu Ende gesprochen“, sagte Sachar Berkut ruhig. „Ihr habt hier ständig Eure Ehre erwähnt und uns gerade eben Eure großen Verdienste vorgehalten. Seid doch so liebenswürdig und sagt uns, was für Verdienste das sind, damit auch wir sie besser schätzen können!“

„In zwanzig Schlachten habe ich mein Blut vergossen!“

„Blut vergießen, Bojar, bedeutet noch nicht, sich Verdienste zu erwerben. Auch des Räubers Blut fließt nicht nur einmal. Man henkt ihn dafür. Sagt uns, gegen wen und für wen habt Ihr gekämpft!“

„Gegen den Kiewer Fürsten, gegen die Fürsten von Wolhynien und Masowien...“

„Genug, Bojar! Diese Kriege sind eine Schande für Euch wie für die Fürsten und kein Verdienst. Das sind reine Raubkriege!“

„Ich habe an der Kalka gegen die Mongolen gekämpft.“

„Und wie habt Ihr gegen sie gekämpft?“

„Was heißt wie? Nun so, wie es mir auferlegt war, zu kämpfen. Keinen Schritt zurückgewichen bis ich verwundet war und in Gefangenschaft geriet.“

„Nun, das ist gut gesagt, bloß wissen wir nicht, ob es wahr ist.“

„Wenn ihr es nicht wißt, dann mischt euch auch nicht in Angelegenheiten, von denen ihr nichts versteht.“

„Haltet ein, Bojar! Spottet nicht unserer Unwissenheit! Wir wollen es erfahren.“

Bei diesen Worten hatte sich Sachar erhoben, wandte sich an die Versammelten und sprach:

„Ehrenwerte Gemeinde! Habt ihr das Bekenntnis des Bojaren Tuhar Wowk vernommen?“

„Ja, wir haben es.“

„Kann irgendjemand Zeugnis für oder wider ihn geben?“

„Ich kann es!“ ließ sich eine Stimme aus der Menge vernehmen.

Wie von einem Pfeil getroffen, zuckte der Bojar zusammen, als er diese Stimme hörte. Zum ersten Mal schaute er

aufmerksam und mit einer gewissen Furcht auf die Versammelten.

„Wer Zeugnis ablegen kann, der möge hervortreten und seine Pflicht tun“, sagte Sachar.

Aus der Menge trat ein Mann. Er war noch nicht alt, aber ein Krüppel, dem die linke Hand und das rechte Bein fehlten. Sein ganzes Gesicht war von tiefen Narben zerfurcht. Das war Mitko der Krieger, wie ihn die Gemeinde nannte. Vor einigen Jahren war er auf seinem Stelzbein hier angekommen und hatte furchterregende Neuigkeiten von den Mongolen berichtet, über die Schlacht an der Kalka, über die Niederlage der russischen Fürsten und den Tod jener Fürsten, die in Gefangenschaft geraten waren und während des Mittagsmahles der Mongolenheerführer unter den Brettern, auf die sie sich zum Schmaus setzten, erstickt wurden. Er, Mitko, habe auch an dieser Schlacht, im Gefolge eines Bojaren, teilgenommen. Gemeinsam mit ihm sei er in Gefangenschaft geraten, aus der er wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen sei. Lange sei er durch die Dörfer und Städte der heiligen Rus gestrichen, bis er zu guter Letzt nach Tuchlja geriet. Hier gefiel es ihm, und weil er mit seiner einen Hand wunderbar Körbe zu flechten verstand, eine Menge von Liedern und Erzählungen über ferne Länder kannte, nahm die Gemeinde ihn in ihrer Mitte auf. Die Mitglieder der Gemeinde wechselten einander darin ab, ihm Speise und Kleidung zu bringen. Sie liebten und achteten ihn um der Wunden willen, die er sich im Kriege gegen die gewalttätigen Mongolen zugezogen hatte sowie wegen seines ehrlichen und frohen Wesens. Dieser Mitko war jetzt hervorgetreten, um gegen den Bojaren Zeugnis abzulegen.

„Sage uns, Krieger Mitko“, begann Sachar, „kennst du diesen Bojaren, gegen den du Zeugnis ablegen willst?“

„Ich kenn' ihn“, antwortete Mitko mit Bestimmtheit. „Ich habe in seinem Gefolge gedient und an der Schlacht an der Kalka teilgenommen.“

„Was hast du gegen ihn vorzubringen?“

„Schweig, du gemeiner Sklave!“ schrie der erbleichte Bojar. „Schweig, andernfalls setze ich deinem traurigen Dasein ein Ende!“

„Bojar, ich bin jetzt nicht mehr Euer Sklave, sondern ein freier Mensch, und nur die Gemeinde ist berechtigt, mir das Schweigen zu befehlen. Bis jetzt habe ich geschwiegen, doch nun gebot man mir zu sprechen. Ehrenwerte Gemeinde! Meine Anschuldigungen gegen den Bojaren Tuhar Wowk sind schwer und furchtbar: Er ist ein Verr...“

„Hast du bis jetzt geschwiegen, so schweige auf ewig!“ brüllte der Bojar. Die Axt blitzte auf... und Mitko der Krieger fiel mit gespaltenem Schädel blutend zu Boden.

Die Menge wehklagte. Alle sprangen auf. Ein schreckliches Geschrei hub an:

„Er soll sterben! Tod ihm! Er hat die Heiligkeit des Gerichts beleidigt, in dessen Verlauf er ein Gemeindemitglied getötet hat!“

„Ihr verdammten Knechte!“ schrie der Bojar. „Ich fürchte euch nicht! So soll es jeglichem ergehen, der sich erdreistet, seine Hand oder sein Wort gegen mich zu erheben. Heda, meine treuen Diener, hierher, zu mir!“

Die Bogenschützen und Axtkämpfer, selbst blaß und zitternd, umringten den Bojaren. Furchterregend und purpurrot vor Wut stand er mit der blutbefleckten Axt in ihrer Mitte. Auf ein Zeichen von Sachar verstummte die Gemeinde.

„Bojar“, sagte Sachar, „Ihr habt eine tödliche Schuld vor Gott und der Gemeinde auf Euch geladen. Ihr habt auf dem Gericht einen Zeugen getötet, ein Mitglied unserer Gemeinde. Was er gegen Euch vorzubringen hatte, haben wir nicht mehr erfahren können und wollen es auch nicht mehr wissen. Möge Euer Gewissen Euer Richter sein! Mit diesem Mord aber habt Ihr Euer Verbrechen bekannt und ein neues begangen. Die Gemeinschaft kann Euch nun nicht länger auf ihrem Boden dulden. Geht uns aus den Augen! In drei Tagen werden unsere Leute kommen, um Euer Haus zu zerstören und eine jegliche Spur Eurer Anwesenheit bei uns auszumerzen.“

„Laß sie ruhig kommen!“ schrie der Bojar vor Wut. „Wir werden ja sehen, wer wessen Spur ausmerzt! Ich pfeife auf euer Gericht. Und ich freue mich schon, denjenigen zu sehen, der sich an mein Haus heranwagt! Heda, meine Diener! Verlassen wir diesen widerwärtigen Rummel!“

Der Bojar und seine Diener entfernten sich. Ein gutes Weilchen schwiegen alle. Junge Burschen trugen den blutüberströmten Körper Mitko des Kriegers weg.

„Ehrenwerte Gemeinde“, sagte Sachar, „seid ihr einverstanden, mit dem Bojaren Tuhar Wowk so zu verfahren, wie es unsere Väter mit solchen Menschen zu tun befohlen haben?“

„Ja, ja!“ tönte die Versammlung.

„Wen wählt ihr zur Erfüllung des Willens der Gemeinde?“

Die Wahl fiel auf zehn junge Burschen, unter denen auch Maxym Berkut war. Maxym fiel es schwer, diesen Auftrag anzunehmen. Wie verhaßt ihm der Bojar auch sein mochte, er war doch der Vater jener, die ihn verzaubert zu haben schien, die über sein Herz und seine Sinne herrschte, und für die er sein Leben geopfert hätte. Jetzt aber, ach, welch ein Leid! Sie war, unschuldig, für die Verbrechen des Vaters mitverurteilt worden! Dennoch stellte sich Maxym nicht gegen die auf ihn gefallene Wahl. Wie schwer es ihm auch fallen würde, das Gemeindeurteil zu vollstrecken, es kam doch in der Tiefe seiner Seele auch etwas wie Freude darüber auf; denn dank dessen würde er sie zu Gesicht bekommen! Vielleicht würde es ihm sogar gelingen, ihr irgendwie behilflich zu sein und mit seiner Fürsprache das strenge Gemeindeurteil zu mildern!..

Währenddessen nahm der Gemeinderat seinen Lauf. Abgesandte anderer Gemeinden waren gerufen worden, um gemeinsam mit ihnen zu besprechen, wie man sich gegen einen Überfall der Mongolen verteidigen könnte.

„Wir sind vernichtet“, sprach der Abgesandte der Vorgebirgsgemeinden. „Unsere Dörfer hat man verbrannt, das Vieh geraubt und die jungen Leute umgebracht. In breiter Flut ergossen sich Feuer und Zerstörung über das Vorgebirge. Der

Fürst hat uns keinerlei Verteidigungskräfte zukommen lassen und die Bojaren, die uns in Friedenszeiten unterdrückt haben, verrieten uns, als wir der Hilfe bedurften.“

Die Abgesandten aus Kortschyn und Tustan sprachen:

„Uns droht ein Überfall. In der Ebene nahe bei Sinewydsk sieht man schon die Zelte der Mongolen schimmern. Unermeßlich ist ihre Macht. Wir aber dürfen an Kampf und Widerstand gegen den Feind nicht einmal denken. Was unsere Hände fassen können, nehmen wir und ziehen in die Wälder und Berge. Unsere Bojaren sollten Verhaue auf dem Wege errichten. Das ging irgendwie sehr langsam vonstatten. Im Volk flüstert man, daß sie unsere Wege wohl den Mongolen verkaufen wollen.“

Die Abgesandten anderer Gebirgsgemeinden sprachen:

„Wir bringen nur geringe Ernten ein. Jetzt aber sind viele Menschen aus den Tälern zu uns geflohen. Bis zur neuen Ernte werden wir es schwer haben. Helft uns und unseren Gästen. Helft uns, diese dunkle Zeit zu überstehen!“

Die Abgesandten der ungarisch-russischen Gemeinden sprachen:

„Wir haben gehört, daß die mongolische Wolke jetzt auch in das Ungarland zieht. Bei unseren Göttern und bei den Göttern unserer Väter beschwören wir euch, Nachbarn und Brüder, gebietet dieser schrecklichen Wolke Einhalt! Laßt nicht zu, daß sie sich über unser Land ergießt! Eure Dörfer sind Festungen. Auf jedem eurer Felsen und in allen euren Wäldern stehen Tausende Krieger. Aber sobald die Mongolen die Berge überschritten haben, gelingt es keinem mehr, sie aufzuhalten, und wir alle werden sinnlos sterben. Wir sind bereit, euch jegliche Hilfe zukommen zu lassen, sei es mit Brot oder mit Menschen. Laßt nur nicht mutlos die Hände sinken, verliert nicht die Hoffnung und tretet zum Kampf gegen die widerlichen Eroberer an!“

Daraufhin erwiderte Sachar Berkut:

„Ehrenwerte Gemeinde und ihr, ehrenwerte Abgesandte der Nachbarn! Wir alle haben hier vernommen, was für eine

schreckliche Wolke gegen unser Land aufzieht. Kämpfer stellen sich den Mongolen und fielen. Sie besitzen eine unermeßliche Kraft. Und die nicht gerade glücklichen Verhältnisse in unseren Tälern ermöglichten es ihnen, bis zum Herzen unseres Landes, bis an die Schwelle unseres Hauses vorzustoßen. Die Fürsten und Bojaren verloren vor Angst den Verstand oder verrieten ihr Land vor aller Augen. Was sollen wir hier tun? Wie können wir uns verteidigen? Ich würde beschließen, daß sich keiner von den Grenzen unseres Tuchljaer Landes entfernen darf. Unseren Weg können wir mit eurer Hilfe, verehrte Gebirgsgemeinden, vermutlich verteidigen. Was die Verteidigung der anderen Wege anbelangt, so sehen wir uns gegenwärtig außerstande dazu. Das wird eure Sache sein, geehrte Tustaner Gemeinde. Sollte unserer Sache Glück beschieden sein, so wollen wir euch gerne zu Hilfe kommen.“

Als Antwort erwiderten die Tustaner Abgesandten:

„Das wissen wir, Vater Sachar, daß es euch nicht möglich ist, uns zu verteidigen, und daß es das Gebot dieser schweren Stunde ist, daß vor allen Dingen jeder selbst seinen Mann steht. Aber denkt doch nur daran, daß unsere Gemeinden nicht so glücklich sind wie die eure, daß Bojaren uns befehlen und ihre Wachen an Verhauen und Pässen aufgestellt haben. Und wenn sie uns den Mongolen ausliefern wollen, was können wir dagegen tun? Das einzige, was wir haben, ist die Hoffnung darauf — und das könnte uns noch retten: nämlich daß die Mongolen nicht auf eurem Wege ziehen und daß ihr in diesem Falle Wachen auf eurem Weg postiert und uns zu Hilfe kommen könntet.“

„O weh, ihr Leute“, sagte Sachar Berkut traurig, aber vorwurfsvoll. „Es scheint, ihr habt sowohl Macht in euren Händen gehalten, als auch Verstand wie reife Männer im Kopfe gehabt. Aber ihr sprecht wie die Kinder! Hofft auf ein ‚vielleicht‘ und wer weiß worauf. Gewiß könnt ihr sicher sein, daß wir, wenn uns keine Gefahr drohen sollte, wir euch mit unserer ganzen Gemeinde zu Hilfe kommen. Aber ihr müßtet euch vor allen Dingen vor euren eigenen Feinden, den Boja-

ren, sichern. Solange sie die Verhaue und Pässe in ihren Händen halten, könnt ihr nicht einmal frei atmen. Jede Minute kann euch ihre Hinterlist verraten. Wacht auf! Es ist Zeit, die Sturmglocke zu läuten und die Ketten, die euch die Gier der Bojaren und die Willkür der Fürsten angelegt haben, abzustreifen! Solange das nicht geschieht, werden wir euch nicht helfen können.“

Traurig senkten die Tustaner Abgesandten die Köpfe, als sie Sachars Worte vernommen hatten.

„Ach, Vater Sachar“, sagten sie, „du kennst doch unsere Gemeindemitglieder, doch du sprichst, als würdest du sie überhaupt nicht kennen. Zerbrochen ist ihr ehrwürdiger Mut, zertreten ihr Wille. Wir danken dir für deinen Rat. Wir werden ihn den Gemeinden übermitteln, doch ob sie ihn befolgen?.. Ach, wenn du nur selbst unter ihnen geweilt und zu ihnen gesprochen hättest!“

„Sollte denn etwa, verehrte Nachbarn, mein Wort für eure Gemeindemitglieder gewichtiger sein, als ihre eigenen Belange, als ihr eigener Verstand? Nein! Wenn es sich in der Tat so verhielte, dann würde auch mein Wort euch nichts helfen, dann würden unsere Gemeinden verfallen, unsere ganze Rus würde verfallen!“

Die Sonne stand schon tief, als die Tuchljaer nach der Versammlung ins Dorf zurückkehrten. Ohne freudige Lieder und Ausrufe gingen jung und alt, tief in Gedanken versunken, traurig und bedächtig. Was mag ihnen die Zukunft wohl bringen?

Die ermutigten Abgesandten der anderen Gemeinden trennten sich in gehobener Stimmung, um in ihre Dörfer zurückzukehren. Die Gemeindefahne als Zeichen der Kraft und der Freundschaft der Gemeinde flatterte hoch und fröhlich in der Luft, und der Frühlingshimmel leuchtete im durchsichtigsten Lazurblau, als hätte er die irdische Schwermut gar nicht bemerkt.

IV

Wie ein breiter Strom zogen sich Feuer, Zerstörung und Tod durch die Rus. Die schreckliche Mongolenhorde aus der fernen Steppe Asiens überfiel unser Land, um seine Kraft mit der Wurzel auszurotten und um für Jahrhunderte das Leben des Volkes zu zerstören. Die bedeutendsten Städte wie Kiew, Kanjew, Perejaslaw fielen und wurden bis auf die Grundmauern zerstört. Ihnen folgten Tausende Dörfer und kleinere Städte. Der grausige Heerführer der Mongolen, Batu-Khan, Batyr* genannt, ritt an der Spitze seiner Hunderttausende Menschen zählenden Horde und trieb vor sich her viermal soviel Gefangene verschiedener Abkunft, die sich für ihn in den ersten Reihen schlagen mußten. Er zog durch die russischen Lande und ließ seine Abteilungen weithin außer Rand und Band geraten, bis zum Knie im Blute wattend. Wie stark auch der Widerstand da und dort gewesen sein mag, auf dem Schlachtfelde war an Sieg nicht zu denken, desto mehr, da die Rus uneins und durch die Fürstenzwistigkeiten in Teile zerrissen war. Irgendwo hatten Städter den Mongolen Widerstand geleistet, indem sie sich hinter die Stadttore zurückzogen, und die mit einer richtigen Belagerung nicht vertrauten Mongolen mußten viel Zeit opfern, um die Wände und Tore mit Äxten zu zerstören. Dennoch fielen solche schwachen Festungen öfter noch durch Verrat und Bestechung als durch die Gewalt des Feindes. Das Ziel des Feldzuges der schrecklichen Horde war das Ungarland, ein reiches Land, das von einem den Mongolen entfernt verwandten Stamm besiedelt war, von dem der Mongolenherrscher Dshingis-Khan eine Ergebenheitsbezeugung erzwingen wollte. Die Ungarn. aber

* Batyr, Batu-Khan (gest. 1255) — tatarischer Khan, Enkel des Dshingis-Khan, Begründer der sogenannten Goldenen Horde. Stand an der Spitze der Überfälle der Tataren (Mongolen) auf die Rus 1237 bis 1240. Brachte den russischen Landen schreckliche Zerstörung und Verödung. 1240 besetzte und zerstörte er Kiew und zerstörte danach Gebiete Wolhyniens und Halytschs. In den darauffolgenden Jahren (1241—1242) unternahm er einen verheerenden Überfall auf Polen, Mähren, die Walachei, Ungarn und Dalmatien.

wollten sich ihm nicht unterwerfen. Der Abschreckungszug der mongolischen Horde sollte ihnen zeigen, was es bedeutet, die Rache des großen Dshingis-Khan auf sich zu ziehen. Nach Batus Plan schickte sich die Horde an, das Ungarland gleichzeitig von drei Seiten her anzugreifen: vom Osten über Siebenbürgen, vom Westen aus Mähren und vom Norden über die Karpaten. Zu diesem Zweck teilte sich die Horde in drei Teile: Einer unter dem Heerführer Kaidan, zog durch die bessarabischen Steppen in die Walachei, der andere, unter Heerführer Peta, sonderte sich in Wolhynien von der Haupthorde ab, zog geradewegs durch die Rote Rus über Plisnesko und nahm Kurs auf den Oberlauf des Dnestr, um ihn alsbald zu überqueren. Danach verbreiteten sie sich über das Vorgebirgsland, um einen Paß über die Karpaten ausfindig zu machen. Gefangengenommene Ortseinwohner wie auch einige verräterische Bojaren führten die Mongolen den Stryj aufwärts auf den Tuchljaer Weg. Man konnte nun bereits, wie es die Kortschyner Abgesandten mitgeteilt hatten, in der Ebene von Sinewydsk die Zelte der Mongolen leuchten sehen.

Der Abend brach hernieder. Eine dichte Dämmerung hüllte das Vorgebirgsland ein. Über den waldbedeckten Tuchljaer Bergen ballte sich der Nebel, dem Rauch ähnlich, der über Vulkanen vor ihrem Ausbruch steht. Lärmend rollte der Stryj über die steinigen Furte, an den steilen Flußwindungen schäumend. Am Himmel blinkten die Sterne auf. Aber auch auf der Erde, in der weiten Ebene des Stryj blinkten irgendwelche Lichter auf; zu Beginn spärlich, fast zaghaft, um danach immer dichter und heller zu werden und zu guter Letzt die ganze Ebene zu überfluten und im blutigen Widerschein zu flackern. Ähnlich einem Meer, über das ein leichter Wind hingeht, flackerte dieser Widerschein im Tal, mal flammte es heller auf, das andere Mal zerfloß es gleichsam in der Ebene, auf die sich die Dunkelheit herabsenkte. Hier brannten die nächtlichen Feuer im Lager der Mongolen.

Aber hinten, in der Ferne, wo das Flimmermeer aufhörte, dort loderten andere Lichter auf — schreckliche, ausgedehnte,

in gewaltigem Feuerschein erglühende: Da brannten die benachbarten Dörfer und Siedlungen, die als breiter Feuergürtel das Mongolenlager umgaben. Dort wüteten Mongolenabteilungen. Sie beraubten und quälten die Menschen, versklavten sie und vernichteten alles, dessen sie nicht habhaft werden konnten, bis auf den Grund.

In der hereinbrechenden Dämmerung ritten zwei Reiter auf einem schmalen Pfad hoch oben in den Bergen bei Sinewydsk. Einer der Reiter, ein schon älterer Mann, war in Ritterrüstung, mit Schwert und Streitaxt bewaffnet; auf dem Kopf trug er einen Helm, und am Sattel war ein Speer befestigt. Lange, dichte, bereits ergraute Haare fielen unter dem Helm hervor auf die Schultern. Sogar die dichte Dämmerung, verstärkt noch durch die Wolken in den Bergen, die in großen Schwaden aus der Schlucht und den Wäldern immer höher stiegen, war nicht imstande, den Ausdruck starker Unzufriedenheit, des Zorns und einer gewissen blinden Hartnäckigkeit auf seinem Gesicht zu verbergen, die sich in regelmäßigen Abständen in einem bissigen und bitteren Lachen Luft machten, das die düstere Niedergeschlagenheit unterbrach. Es schien ihn irgendetwas zu zwingen, solche plötzlichen krampfhaften Bewegungen zu machen, die sogar für sein gutes Pferd spürbar waren.

Der zweite Reiter war ein junges, schönes Mädchen, welches in von Seidenfäden durchwobenes Leinen gekleidet war. Auf dem Kopf trug sie eine kleine Kappe aus Biberfell, die die üppigen, unbändigen, goldgelben Haare nicht zu fassen vermochte. Auf ihrem Rücken hingen ein Urhornbogen und ein Köcher mit Pfeilen. Der Blick ihrer flammenden schwarzen Augen glitt wie eine Schwalbe hierhin und dorthin, sich an den hügeligen Konturen der Bergfelsen und an den dunkelgrünen, satten Farben der Wälder und Weiden ergötzend.

„Väterchen! Welch herrliches Fleckchen Erde!“ rief sie mit heller, silberner Stimme, als die Pferde für einen Augenblick an dem steilen Aufstieg Halt machten, durch den sie sich mit Mühe einen Weg gebahnt hatten, denn sie wollten noch vor

Anbruch der völligen Dunkelheit ans Ziel gelangen. „Wie herrlich ist dieses Land!“ wiederholte sie nun schon leiser, sich umschauend und den Blick in die undurchdringlichen, dunklen Schluchten versenkend.

„Doch was für ein garstiges Volk in diesem Lande lebt!“ antwortete ihr zornig und unwillig der Reiter.

„Nein, Väterchen, sprich nicht so!“ entgegnete sie mutig. Sogleich geriet sie in Verwirrung und fügte mit verhaltener Stimme nach kurzem Zögern hinzu: „Ich weiß nicht, mir jedenfalls gefällt das hiesige Volk...“

„Oh, ich weiß, daß es dir gefällt!“ stieß der Reiter vorwurfsvoll hervor. „Besser gesagt, dir hat nur ein einziger von diesem ganzen Volk gefallen, nämlich der verfluchte Berkut! Oh, ich weiß auch, daß du bereit wärest, wegen so einem deinen Vater im Stich zu lassen und daß du deinen Vater deshalb schon gar nicht mehr gerne hast! Na ja, was soll man schon dagegen tun, so sind eben die Mädchen! Aber eines laß dir von mir sagen, Töchterchen, traue diesem oberflächlichen Glanze nicht! Glaube einer Schlange nicht, wenn sich auch ihre Schuppen korallenfarben zeigen!“

„Aber Vater, was geht denn in deinem Kopfe vor? Welche bösen Worte du gegen mich vorbringst! Ich habe dir gestanden, daß ich Maxym liebe und vor der Sonne habe ich geschworen, daß ich ihm gehören werde. Aber bis jetzt bin ich noch nicht sein, sondern dein. Selbst wenn ich ihm angehören werde, so höre ich doch nie auf, dich zu lieben, Väterchen, niemals!“

„Ach, du dummes Mädchen, du wirst nicht sein werden, daran ist gar nicht zu denken! Hast du denn etwa vergessen, daß du eine Bojarentochter bist und er ein Höriger, ein Hirt?..“

„Nein, Vater, sage nicht so etwas! Er ist genauso ein Ritter, wie es die anderen auch sind. Nein, er ist besser, mutiger und ehrlicher als alle diese Bojarensöhnchen, die mir bisher unter die Augen gekommen sind! Vater, es ist übrigens sinn-

los, mir das ausreden zu wollen. Ich habe bereits geschworen!“

„Was bedeutet der Schwur eines dummen, vor Leidenschaft blinden Mädchens?“

„Nein, Vater, ich bin weder dumm noch blind! Ich tat das weder in einer Anwandlung wilder Leidenschaft noch gab es Schwanken und Nachdenken. Es geschah sogar nicht ohne höchsten Willen, Vater!“

Die letzten Worte hatte sie halb im Flüstertone, mit einer irgendwie geheimnisvollen Stimme gesprochen.

Neugierig wandte sich der Bojar zu ihr um:

„Was sind denn das schon wieder für Neuigkeiten? Welcher höchste Wille hat dich denn zu einem solchen Unsinn treiben können?“

„Höre, Väterchen!“ sagte das Mädchen, sich zu ihm umwendend und seinen Ritt verlangsamend. „In der Nacht, bevor wir zur Bärenjagd ausreiten sollten, habe ich im Traum meine Mutter gesehen. Sie war so, wie du sie mir beschrieben hattest: in weißer Kleidung, mit losem Haar, jedoch mit einem rotwangigen Gesicht, das wie die Sonne leuchtete, mit freudigem Lächeln auf den Lippen und mit einem klaren Blick, aus dem grenzenlose Liebe sprach. Mit offenen Armen kam sie mir entgegen, umarmte mich und drückte mich fest an ihre Brust.“

„Mama!“ sagte ich und konnte vor lauter Freude und Glückseligkeit, die mein Innerstes erfaßte, nichts mehr hervorbringen.

„Myroslawa, du mein einziges Kind“, sagte sie mit liebkosender, zärtlicher Stimme, die bis heute in meinem Herzen nachklingt, „höre, was ich dir zu sagen habe. Töchterchen, etwas Bedeutendes wird geschehen! Dein Herz wird erweckt werden und zu sprechen anfangen. Höre auf dein Herz, Töchterchen, und gehorche seiner Stimme!“

„Gut, Mama!“ sagte ich und bebte vollends vor irgendeiner unaussprechlichen Freude.

„Ich segne dein Herz!“ Nachdem sie geendet hatte, ver-

schwand sie wie ein leichter, duftiger Windhauch, und ich erwachte. Mein Herz begann in der Tat zu sprechen. Väterchen, da folgte ich seinem Ruf. Ich habe Mütterchens Segen!“

„Ach, du dummes Mädchen, das war doch ein Traum! Woran du tagsüber gedacht hast, davon träumtest du des Nachts. Und übrigens...“ setzte der Bojar wenig später hinzu, „und übrigens wirst du ihn nie mehr wiedersehen!“

„Nie mehr wiedersehen?“ stieß Myroslawa schnell hervor. „Warum werde ich ihn nicht sehen? Ist er etwa gestorben?“

„Und wenn er noch ganze hundert Jahre leben sollte, du jedenfalls wirst ihn nicht mehr sehen, weil wir... weil wir nicht mehr in diese gottverdammte Gegend zurückkehren werden!“

„Wir kehren nicht zurück? Aber warum denn nicht?“

„Darum nicht“, sagte der Bojar mit gekünstelter Ruhe, „weil deine guten Leute und vor allem dieser alte Teufel, der Vater deines geliebten Maxym, auf ihrem Rat beschlossen haben, uns aus ihrem Dorfe zu verjagen, unser Haus zu zerstören und es dem Erdboden gleichzumachen. Wartet mal ab, ihr Flegel! Ihr werdet noch sehen, mit wem ihr es zu tun habt! Tuhar Wowk ist kein Tuchljaer Wolf, er versteht auch einem Tuchljaer Bären seine Zähne zu zeigen!“

Schmerzhaft wiederhallten diese Worte in Myroslawas Herzen.

„Sie haben uns verjagt, Väterchen? Aber wofür haben sie uns denn verjagt? Wahrscheinlich des Hegers wegen, den du befohlen hast so schrecklich zu schlagen, obwohl ich dich unter Tränen bat, ihn freizulassen.“

„Wie du doch alles so verstehst, wie du es willst!“ unterbrach sie Tuhar ärgerlich, obwohl ihn der Vorwurf der Tochter schmerzlich getroffen hatte. „O ja, ich weiß schon, wärest du auf diesem Rat zugegen gewesen, du wärest noch gemeinsam mit ihnen gegen deinen Vater vorgegangen! Was soll's, der Vater ist alt und mürrisch, weder können seine Augen Feuer sprühen noch kann er verliebt sein. Du aber willst so einen Lebensgefährten nicht! Und was macht es dir, daß dein

Vater dadurch vorzeitig ergraut ist, indem er sich mühte, dein Glück zu sichern, währenddessen vielleicht jener neue, deinem Herzen nächststehende Freund, der jünger ist, jetzt gemeinsam mit seinen Tuchljaern unser Haus zerstört, unsere letzte und einzige Zuflucht auf dieser Welt!“

Myroslawa konnte diese bitteren Vorwürfe nicht ertragen, heiße Tränen schossen aus ihren Augen hervor.

„Nein, du bist es, der mich nicht liebt!“ sagte sie tränenüberströmt. „Ich weiß nicht, was dein Herz von mir abgewendet hat! Ich bin mir keiner Schuld bewußt! Du selbst hast mich gelehrt und mir eingeschärft, ehrenhaft zu leben und die Wahrheit zu sagen. Sollte dir denn jetzt die Wahrheit so zuwider geworden sein?“

Der Bojar schwieg und ließ den Kopf hängen. Sie hatten sich bereits dem Berggipfel genähert und ritten einen schmalen Pfad zwischen hohen Buchen entlang, die mit ihren Wipfeln völlig den Himmel verdeckten. Die Pferde, die sich selbst überlassen waren, suchten in der Dunkelheit ihren Weg und stiegen unter Schnauben langsam den abschüssigen Steinhang empor.

„Wohin reiten wir denn, wenn man uns aus dem Tuchljaer Land verjagt hat?“ fragte unerwartet Myroslawa, wischte sich mit dem Ärmel die Tränen ab und hob den Kopf.

„Wohin unsere Augen blicken“, entgegnete der Vater.

„Du sagtest doch, daß wir irgendeinen Bojaren besuchen würden?“

„Die Wahrheit war mir zuwider: Ich habe gelogen.“

„Und wohin reiten wir nun?“

„Wohin du willst. Mir ist alles egal. Vielleicht reiten wir zum Fürsten nach Halytsch, der meiner überdrüssig war und der froh gewesen ist, mich loszuwerden? Oh, ein listiges Kerlchen ist das, der Fürst! Sich der Kraft eines Menschen bedienen, ihn wie eine reife Zitrone auspressen und die Kerne — einfach fort damit! Das kann er! Und wie der sich gefreut hat, als ich ihn bat, mir Boden im Tuchljaer Land zu schenken! ‚Geh‘, sagte er, ‚komm mir hier nicht mehr unter die

Augen! Geh doch und streite dort mit diesen Knechten um den erbärmlichen Feldrain, nur hierher kehre nicht zurück! Na, vielleicht sollten wir doch zu ihm reiten, uns über die Tuchljaer beschweren und vom Fürsten Hilfe gegen sie erbitten?..“

„Nein, Väterchen!“ sagte Myroslawa. „Des Fürsten Hilfe schafft das Leid nicht aus der Welt, sondern würde die Sache nur noch schlechter machen.“

„Na siehst du“, sagte der Bojar, ohne den letzten Worten seiner Tochter besondere Bedeutung beizumessen. „Nun, vielleicht sollen wir nach Tuchlja zurückkehren, zu diesen verfluchten Knechten, zu diesem Teufel Sachar und sie um Gnade bitten, uns ihrem Gericht unterwerfen, uns von unserem Bojarentum lossagen, und sie anflehen, uns als Gleiche in ihre Gemeinde aufzunehmen, um dann mit ihnen so zu leben wie sie, zusammen mit Schafen, zwischen Hafer und Mist?“

Bei jedem seiner Worte richtete sich Myroslawa unwillkürlich auf und ihr Gesicht erhellte sich.

„Was meinst du, Vater, würden sie uns aufnehmen?“ fragte sie lebhaft.

„Wer weiß!“ entgegnete der Bojar streitsüchtig. „Wenn uns Ihre Durchlaucht Flegel und Seine Majestät Sachar Berkut die Gnade erweisen.“

„Vater, warum sollten wir es nicht versuchen? Die Tuchljaer mögen keine Lüge, und wenngleich sie uns auch verurteilt haben, hatten sie vielleicht ihrerseits doch recht? Und vielleicht... vielleicht hast auch du, Vater, das irgendwie... irgendwie mit deinen grausamen Taten heraufbeschworen? Aber wenn wir ihnen gegenüber liebenswürdig, menschlich wären...“

„Um Gottes willen, was ist denn das?“ rief plötzlich Myroslawa, ihre Betrachtungen unterbrechend. Sie hatten den Berggipfel erklommen und sahen nun das sich vor ihnen erstreckende weite Stryj-Tal wie durch Hexerei von einem Meer von Bränden und Lagerfeuern überflutet. Der Himmel war erleuchtet vom blutigen Widerschoin. Wie aus der Tiefe

der Hölle drangen aus dem Tal sonderbare Stimmen, Pferdegewieher, Waffengeklirr, Zwischenrufe von Wachen und das laute Gerede der am Lagerfeuer sitzenden schwarzen, zerzausten Leute. Von irgendwo aus der Ferne kam das herzerreißende Gejammer der gemarterten Greise, Frauen und Kinder, der gefesselten und in die Sklaverei geführten Männer herüber. Man vernahm das Gebrüll des Viehs und das Zusammenbrechen von brennenden Häusern, die zu Boden fielen, wonach riesige Fontänen gleich einem Schwarm kleiner goldener Fliegen zum Himmel aufstiegen. Im blutigen Schein des Feuers waren unten im Tal, über dem Fluß, lange, unendlich lange Reihen viereckiger Zelte zu sehen, die in weitem Abstand voneinander standen. Menschen liefen wie Ameisen zwischen den Zelten hin und her und drängten sich um die Lagerfeuer. Myroslawa schien bei diesem Anblick förmlich zu Stein zu werden und vermochte nicht den Blick davon abzuwenden. Sogar der alte, mürrische Bojar erstarrte beim Anblick dieses schrecklichen, blutigen Meeres, atmete den Geruch von bitterem Rauch und Blut ein und lauschte in das wirre Getöse — dem Jammern, Stöhnen und den freudigen Siegesrufen. Sogar die Pferde begannen unter den Reitern am ganzen Leibe zu zittern, sie spielten mit den Ohren und schnaubten, als hätten sie Angst weiterzugehen.

„Vater, bei allem, was heilig ist, was ist das?“ rief Myroslawa aus.

„Das sind unsere Verbündeten“, sagte Tuhar Wowk finster.

„Ach, dann müßten das wohl Mongolen sein, von deren Kommen das Volk mit solcher Besorgnis sprach?“

„Ja, das sind sie!“

„Die die russischen Lande zugrunde gerichtet haben?“

„Unsere Verbündeten gegen diese verfluchten Knechte und ihre Gemeinden.“

„Vater, das ist unser Tod! Wenn es keine Knechte mehr gibt, wer wird dann die Bojaren ernähren?“

„Hab keine Angst, noch ist ein solcher Sturm nicht her-

aufgezogen, der diesen niederträchtigen Samen mit der Wurzel ausreißen könnte!“

„Aber Vater! Die Mongolen verschonen doch weder die Hütten noch die Bojarenhöfe und auch nicht die Fürstengemächer! Du hast doch selbst des öfteren erzählt, wie die Mongolen die Fürsten unter Brettern erstickt haben.“

„Da haben sie recht getan! Mögen sie diesen listigen Aasgeiern ruhig den Hals umdrehen! Aber keinen Bojaren haben sie angerührt. Ich wiederhole dir: Das sind unsere Verbündeten!“

„Vater, du willst dich doch nicht etwa mit diesen Wilden verbünden, die sich mit dem Blute unseres Volkes besudelt haben?“

„Was geht's mich an, wer sie und wie sie sind! Wir haben keine andere Wahl. Und mögen es die bösen Geister selbst sein, wenn sie mir nur helfen!“

Myroslawa blickte bleich und erschrocken auf ihren Vater. Der blutige Widerschein der Feuer, der die Umgebung erhellte, machte sein Gesicht schrecklich und wild und spielte auf seinem Helm, gleichsam um seinen Kopf eine blutige Krone windend. Sie stiegen beide ab, und am scharfen Gebirgskamm stehend, sahen sie einander an.

„Wie furchterregend du bist, Vater!“ flüsterte Myroslawa. „Ich erkenne dich nicht!“

„Nur Mut, sprich, sprich, Töchterchen!“ sagte mit einem unbestimmten, wilden und ironischen Lächeln der Vater. „Ich weiß, was du sagen wolltest! Du wolltest sagen: Ich kann nicht mehr mit dir weitergehen. Ich werde dich verlassen, Verräter an der Heimat, und zurückkehren zu meinem lieben und treuen Berkut! Sage das, sage das nur gerade heraus und verlaß mich! Ich werde dahin gehen, wohin mich das Schicksal führt. Und bis zum Ende meiner Tage werde ich mich um dein Wohl sorgen!“

Die anfangs giftige Stimme des Bojaren wurde gegen Ende seiner Worte so weich, so zitternd und so ergreifend, daß My-

rosława in ein lautes Schluchzen ausbrach und in bitterer Wehklage ihren Vater umhalste.

„Ach, Vater!“ schluchzte sie. „Du zerreißt mir das Herz! Womit habe ich eine so schwere Schuld vor dir auf mich geladen? Denn ich weiß, daß du mich liebst! Ich... ich werde dich niemals verlassen! Ich werde deine Dienerin und deine Sklavin bis zum letzten Atemzug sein. Nur, geh' nicht dorthin! Besudele deinen ehrlichen Namen nicht durch ewige Schmach!“

Schluchzend fiel sie dem Vater zu Füßen, umarmte seine Knie und benetzte seine Hände mit Tränen. Dem hielt Tuhar Wowk nicht stand. Tränen quollen auch aus seinen alten Augen hervor. Er hob Myrosława auf und drückte sie fest an seine Brust.

„Mein Kind“, sagte er zärtlich, „mach mir keine Vorwürfe! Kummer hat mein Herz mit Bitterkeit erfüllt und Zorn meine Sinne. Aber ich weiß, daß dein Herz rein wie Gold ist und daß du mich in den Tagen der Sorge und des Kampfes nicht im Stich lassen wirst. Denn wir sind jetzt auf der Welt allein, nirgend haben wir ein Obdach, auf keinen können wir hoffen, nur auf uns selbst! Wir haben keine Wahl. Nehmen wir die Hilfe dort, wo wir sie finden.“

„Väterchen, Väterchen!“ sprach Myrosława unter Tränen. „Der Zorn gegen die Tuchljaer hat dich blind gemacht und wird dich in den Tod treiben. Mag es auch stimmen, daß wir unglücklich sind, müssen wir jedoch deshalb zu Verrätern an unserer Heimat werden? Nein, da ist es besser, Hungers zu sterben!“

„Du bist noch jung, Töchterchen, hitzig und leidenschaftlich, und du weißt nicht, wie weh der Hunger tut, wie schlimm die Not sein kann! Ich habe es erfahren und möchte dich davor bewahren. Nun widersetz dich mir nicht länger! Reiten wir, setzen wir unseren Weg bis zum Ziel fort! So wie es sein wird, so wird es eben sein. Um sein Schicksal kommt man nicht herum!“

Und er sprang auf das Pferd und gab ihm die Sporen. Ver-

geblich hatte sich Myroslawa bemüht, den Vater zurückzuhalten. Er trieb das Pferd nach unten. Schluchzend folgte sie ihm. Noch immer war sie in ihrem festen, kindlichen Glauben befangen, den Vater vor dem Tod, vor der ewigen Schande — dem Verrat des Vaterlandes — retten zu können. Die Arme! Sie ahnte ja noch nicht, wie tief ihr Vater bereits in diesem widerlichen Sumpfe steckte, wie hoffnungslos tief er in den Abgrund gefallen war, so daß es für ihn in der Tat schon keinen Ausweg mehr gab und er tiefer und tiefer sinken mußte, bis auf den Grund.

Je weiter sie ins Tal hinabkamen, desto dichter umgab sie Finsternis, desto weniger konnten sie ringsum erkennen, außer dem Flackern der Lagerfeuer und dem Feuerschein der ferneren Brände, desto lauter und dröhnender aber wurden der Lärm und die Schreie einer großen Menge Leute. Der Rauch ätzte in ihren Augen und verschlug ihnen den Atem. Der Bojar führte sein Pferd zum ersten lodernden Lagerfeuer inmitten des Feldes. Das war eine Mongolenwache. Als sie näher kamen, sahen Myroslawa und der Bojar fünf Menschen in umgestülpten Schafspelzen und in ebenso zottigen, spitzauslaufenden Mützen, mit Bogen auf dem Rücken und Beilen in den Händen.

Kurz vor der Wache hatte Myroslawa den Vater eingeholt und zog ihn am Ärmel:

„Väterchen! Beim heiligen Gott flehe ich dich an, reiten wir weg von hier!“

„Wohin?“

„Reiten wir nach Tuchlja!“

„Nein, das fehlte noch! Wir werden dorthin reiten, jedoch nicht untertänigst flehen. Zu Besuch reiten wir dorthin und dann werde ich mit Vergnügen erkunden, ob sich deine Berkuts noch erfreuen, uns fortzujagen!“

In dieser Minute bemerkten die Mongolen das Herankommen von Fremden, und mit wildem Geschrei ergriffen sie ihre Bögen und kreisten die Fremdlinge ein.

„Wer da?“ schrien sie auf russisch und mongolisch durcheinander.

„Ein Verehrer des großen Dshingis-Khan!“ antwortete Tuhar Wowk auf mongolisch. Bewegungslos starrten ihn die Mongolen mit großen Augen an.

„Woher kommst du, wer bist du und wozu bist du gekommen?“ fragte ihn einer von ihnen, offensichtlich der Wachanführer.

„Das geht dich nichts an!“ antwortete der Bojar hastig auf mongolisch. „Wer führt eure Truppen an?“

„Die Enkel des großen Dshingis-Khan: Peta-Begadyr und Burunda-Begadyr.“

„Geh denn und richte ihnen aus: ‚Der Fluß Kalka fließt durch das Moor und mündet im Don‘. Wir werden so lange, bis du zurückkehrst, am Lagerfeuer warten.“

Mit sklavischer Ehrfurcht machten die Mongolen dem Unbekannten Platz, der in ihrer Sprache sprach, noch dazu in einem Befehlstone, den sie lediglich von ihren Khanen und Begadyren zu hören gewohnt waren. Der Wachanführer übergab eilig seine Obliegenheiten einem anderen Mongolen. Er selbst sprang auf sein Pferd und ritt zum Lager, das ungefähr eine Viertelmeile von dem Wachlagerfeuer entfernt lag.

Tuhar Wowk und Myroslawa stiegen von den Pferden. Irgendjemand von der Wache führte diese unverzüglich fort, säuberte, tränkte sie, band sie fest und ließ sie auf dem mit Roggen besäten Bauernfeld weiden. Die Ankömmlinge gingen ans Lagerfeuer, und wärmten sich die Hände, in die sie die nächtliche Frühlingskälte kniff. Myroslawa zitterte am ganzen Körper wie im Fieber, war bleich und wagte den Vater nicht anzublicken. Erst jetzt, als sie den Vater mongolisch reden hörte und sah, mit welcher Ehrerbietung die Mongolen seine Befehle ausführten, erriet sie, daß ihr Vater wohl nicht zum ersten Mal mit diesen Unmenschen, die das Heimatland zerstörten, zusammengekommen war. Auch schien ihr nun an den Gerüchten, die man sich am Hofe des Fürsten Danylo zugeflüstert hatte, etwas dran zu sein. Danach sollte Tuhar

Wowk in der Schlacht an der Kalka die Rus an die Mongolen verraten haben, indem er ihnen den gesamten Plan der bevorstehenden Schlacht, der von den russischen Fürsten zusammengestellt worden war, verraten hatte. So hatte man sich erzählt; einen genauen Beweis dafür gab es jedoch nicht, sonst hätte der Bojar sein Haupt auf den Block legen müssen. Während der Schlacht hatte der Bojar in der ersten Reihe gestanden; bei der ersten Verwirrung der Russen wurde er gefangengenommen. Sonderbar jedoch war einigen seine schnelle Befreiung aus der Gefangenschaft erschienen, so ganz ohne Freikauf, obgleich der Bojar schwor, die Mongolen hätten ihn freigelassen, weil sie seinen Mut achteten. Die Angelegenheit war jedenfalls zwielichtig, und nur eins war klar: Am Fürstenhof begannen alle Tuhar irgendwie zu meiden, und auch der Fürst selbst vertraute ihm nicht mehr so wie früher. Letzten Endes spürte auch der Bojar, daß etwas nicht stimmte, und er bat den Fürsten, ihm Boden im Tuchljaer Land zu schenken. Fürst Danylo fragte nicht, warum es den Bojaren drängte, Halytsch zu verlassen, warum er sich in diesem Waldesdickicht vergraben wolle, noch dazu mit einer so jungen Tochter; er gab ihm das Gewünschte, offensichtlich froh, ihn loszuwerden. Als sie Halytsch verließen, verabschiedeten sich alle irgendwie kühl von dem Bojaren, ihrem langjährigen Waffengefährten. An all das erinnerte sich Myroslawa in diesem Augenblick, auch daran, daß sie damals darüber verwundert und verärgert gewesen war. Jetzt erst war es ihr klar und verständlich geworden. Das hieß also, das Flüstern, die Gerüchte waren begründet! Daß hieß also, ihr Vater hatte schon seit langem, seit zehn Jahren, Verbindung zu den Mongolen! Er war ein Verräter! Myroslawa neigte, völlig niedergeschlagen und zutiefst erschüttert durch diesen Gedanken, ihr schönes Haupt. Das Herz tat ihr schrecklich weh: sie fühlte, wie nacheinander die festesten und heiligsten Bande — die Bande der kindlichen Liebe und Achtung — rissen. So einsam, wie eine Vollwaise, fühlte sie sich jetzt auf der Welt, obwohl doch hier, neben ihr, ihr Vater saß! Wie unglücklich

war ihr jetzt zumute, obwohl ihr der Vater vor kurzem versichert hatte, daß er für ihr Glück alles tun werde!

Aber auch der Bojar saß da und war irgendwie traurig. Auch sein entschlossenes Herz quälten wohl irgendwelche schweren Gedanken. Man weiß nicht, woran er gedacht haben mag, seine Augen blickten jedoch starr in die Flamme des Lagerfeuers und verfolgten aufmerksam, wie die flammend-roten Holzscheite, die glühendem Eisen glichen, in der lelkenden Flamme prasselten und niederbrannten. Sah so das ruhige Nachdenken eines Menschen aus, der sein Ziel erreicht hat, oder war es vielleicht das beunruhigende Vorgefühl der Zukunft, das mit kalter Hand sein Herz zusammenpreßte und seinem Mund den Stempel des Schweigens aufdrückte? Er, der alte und bedachtsame Mann, wich Myroslawas Blick aus, blickte immerfort in die Flamme des Feuers, auf die blinkenden Funken und die glimmenden Holzscheite.

„Tochter“, ließ er sich endlich still und ohne sie anzublicken, vernehmen.

„Warum hast du mich nicht gestern abend getötet, Vater?“ flüsterte Myroslawa und konnte kaum ihre Tränen zurückhalten. Obwohl der Klang ihrer Stimme kaum zu vernehmen war, wehte dem Bojaren eisige Kälte entgegen. Er fand keine Antwort auf die Frage und blickte stumm und schweigend in die Flamme, bis der Wächter aus dem Lager auf seinem Roß herbeisprengte.

„Die Enkel des großen Dshingis-Khan entbieten dem neuen Freund ihren Gruß und bitten ihn zum Kriegsrat in ihr Zelt.“

„Gehen wir!“ warf der Bojar hin und erhob sich. Myroslawa stand auch auf; die Füße drohten ihr den Dienst zu versagen. Doch war es zu spät umzukehren! Im selben Augenblick schon hatten die Mongolen ihre Pferde herbeigebracht; sie hoben Myroslawa in den Sattel, kreisten die Gäste ein und zogen so mit ihnen ins Lager.

Das Mongolenlager war als großes Viereck angelegt, um das sich ein tiefer Graben zog. An jeder Seite des Vierecks gab es bis zu zwölf Einfahrten, die von bewaffneten Wäch-

tern bewacht wurden. Obwohl es keinen Feind gab, der das Lager hätte bedrohen können, schützte man es dennoch umsichtig. Das war eine von jenen Kriegsregeln der Mongolen, die in völligem Gegensatz zu denen der christlichen Ritter standen, denn diese konnten sich nicht einmal in Bezug auf die militärische Disziplin, geschweige denn in der Kunst der Taktik und schon gar nicht im Vermögen, große Massen zu befehligen, mit den Mongolen messen.

Die Wachen an den Einfahrten zum Lager riefen dem Wächter, der den Bojaren und dessen Tochter führte, etwas zu, danach nahmen sie die ungewöhnlichen Gäste auf und brachten sie in das Zelt ihrer Vorgesetzten. Wie sehr auch Myroslawa von ihrem Kummer und von der Scham, die als heiße Röte auf ihrem Mädchengesicht brannte, niedergeschlagen sein mochte, besaß sie doch genügend Mut und war hinlänglich frei, nach Ritterart erzogen worden, um sich für den Standort des Lagers und für all das Neue, das sie umgab, zu interessieren. Einen schnellen Blick warf sie ihrer Begleitung zu. Von Statur klein und stämmig, in Schafspelzen, mit Bogen und Köcher über der Schulter, ähnelten die Mongolen Bären oder irgendwelchen anderen Tieren. Ihre bartlosen Gesichter mit den hervortretenden Wangenknochen und den kleinen, tiefliegenden Äuglein, die ein wenig aus den schmalen Schlitzern der schräg stehenden Lider aufblitzten, erschienen ihr furchterregend und widerwärtig. Die gelbe Farbe ihrer Haut nahm im Widerschein des Lagerfeuers eine grünliche Tönung an, was sie womöglich noch furchterregender und widerwärtiger machte. Mit den hängenden Köpfen und ihrer kehligen, singenden Redeweise erinnerten sie an Beutesuchende Wölfe. Ihre Zelte, wie Myroslawa aus der Nähe erkennen konnte, waren aus dünnem Filz gemacht, der über vier Stangen gezogen und oben zusammengebunden war. Um die Zelte vor Regen zu schützen, waren sie mit einer Art Kappen aus Pferdeellen bedeckt. Vor den Zelten waren Menschenköpfe auf Stecken aufgespießt, blutverschmiert, mit einem erstarrten Ausdruck des Schmerzes und des Entsetzens

auf den bleichen, blau gewordenen und gespenstisch durch die Flammen des Feuers erhellten Gesichtern. Bei diesem Anblick trat Myroslawa der kalte Schweiß auf die Stirn; sie, das heldenhafte und mutige Mädchen, schreckte nicht der Gedanke, daß auch ihr Kopf vor dem Zelt irgendeines mongolischen Begadys stecken könnte. Nein, sie würde jetzt lieber den Tod im Feuer finden, oder es vorziehen, daß ihr Kopf als blutige Trophäe vor dem Zelt des Siegers steckte, als gezwungen zu sein, mit eigenen Augen diese Trophäen zu sehen, von denen jeder bis vor kurzem noch ein lebendiger Mensch gewesen war, der denken, arbeiten und lieben konnte, als unehrenhaft und verräterisch durch dieses furchtbare Lager zu gehen!



„Nein, nein“, dachte sie, „das kann nicht sein! Ich gehe nicht weiter! Ich werde nicht zur Verräterin an meiner Heimat! Ich werde den Vater verlassen, wenn ich ihn nicht dazu zwingen kann, von diesem fluchwürdigen Vorhaben abzulassen.“

Unterdessen waren sie vor dem Zelt des Heerführers Peta, des Günstlings von Batu, angelangt. Äußerlich unterschied sich das Zelt in nichts von den anderen, außer, daß auf seiner Spitze ein Stab mit drei Roßhaarschweiften befestigt war. Desto reicher aber war sein Inneres ausgestattet — mit asiatischer Üppigkeit. Übrigens betraten weder der Bojar, noch Myroslawa das Innere des Zeltes, da sie die mongolischen Heerführer vor dem Zelt, beim Lagerfeuer antrafen, wo Sklaven zwei Hammel brieten. Als sie die Gäste erblickten, sprangen die Heerführer alle mit einem Mal auf und griffen zu ihren Waffen, rührten sich sonst aber weiter nicht vom Flecke, um den Gästen entgegenzukommen. Der Bojar, der die mongolischen Bräuche kannte, bedeutete der Tochter durch ein Kopfnicken, daß sie zurückbleiben solle. Er aber nahm den Helm vom Kopfe und den Bogen von der Schulter und ging zu den Mongolen, verbeugte sich und blieb schweigend drei Schritte vor dem Hauptheerführer Peta mit niedergeschlagenen Augen stehen.

„Von welchem Zaren bringst du uns Nachricht?“ fragte ihn Peta.

„Außer dem großen Dshingis-Khan, dem Gebieter über die ganze Welt, kenne ich keinen Zaren!“ sprach der Bojar. Das war die gewöhnliche Floskel der Untertänigkeit und gleich darauf drückte Peta bedeutungsvoll, im übrigen jedoch freudig, dem Bojaren die Hand.

„Du kommst zur rechten Zeit“, sagte Peta, „wir haben unseren Verbündeten erwartet.“

„Ich kenne meine Pflicht“, sagte Tuhar Wowk. „Nur in einem habe ich gegen euren Brauch verstoßen: ich habe meine Tochter mit in euer Lager gebracht.“

„Tochter?“ fragte der verwunderte Peta. „Weißt du denn

nicht, daß es unser Brauch Frauen untersagt, unter die Krieger zu kommen?“

„Ich weiß es. Was sollte ich denn aber mit ihr machen? Ich habe kein Zuhause, keine Familie und auch keine Gemahlin! Sie hat keinen anderen Schutz außer mir und dem großen Dshingis-Khan! Mein Fürst war froh, mich aus seiner Stadt abschieben zu können, und diese verfluchten Bauern, meine Sklaven, haben gegen mich gemeutert.“

„Trotzdem kann sie hier nicht bleiben.“

„Ich bitte die Enkel des großen Dshingis-Khan, ihr zu erlauben, für heute nacht und morgen bleiben zu dürfen, bis ich für sie einen sicheren Unterschlupf gefunden habe.“

„Unseren Freunden gegenüber sind wir gastfreundlich“, antwortete Peta; dann wandte er sich Myroslawa zu und sagte in gebrochenem Russisch:

„Komm her, Mädchen!“

Myroslawa begann zu zittern, als sie die Worte vernahm, die der schreckliche Mongolenheerführer an sie richtete. Ihre Augen blickten voll Haß und Verachtung auf diesen Zerstörer der Rus, und sie schenkte dem, was er sagte, keinerlei Aufmerksamkeit.

„Geh hin, Myroslawa!“ sagte der Vater zu ihr. „Der große Heerführer der Mongolen ist uns gnädig.“

„Ich will seine Gnade nicht!“ antwortete Myroslawa.

„Geh hin! Ich befehle es dir!“ sagte der Bojar drohend. Myroslawa näherte sich widerwillig.

Peta blickte sie mit seinen kleinen, glitzernden Augen an und sagte in gebrochenem Russisch:

„Gutes Mädchen! Es tut mir leid, daß du nicht bleiben. Sieh auf deinen Vater, Mädchen! Sei dem großen Dshingis-Khan treu ergeben. Große Gnade wird kommen! Na, hier Mädchen, hast du einen Ring, ist von eurem Fürsten Mstyslaw. Ein Zeichen der Sicherheit. Zeige den mongolischen Kriegern, jeder läßt durch, er wird nichts Böses tun. Und jetzt ins Zelt!“

Nach diesen Worten zog Peta einen großen goldenen Edel-

steinring von seinem Finger und gab ihn Myroslawa. Er hatte ihn in der Schlacht an der Kalka von dem Fürsten Mstyslaw erbeutet. Den Ring schmückte ein großer grünlich goldener Beryll, in den Figürchen geschnitten waren. Myroslawa war sich nicht sicher, ob sie das Geschenk des Feindes annehmen sollte. Vielleicht war dies sogar die Bezahlung für des Vaters Verrat.

„Nimm es, Tochter! Das ist ein Geschenk des Enkels des großen Dshingis-Khan“, sagte der Bojar. „Das ist dir gegenüber das Zeichen einer großen Gnade und macht es dir möglich, dich frei durch das Mongolenlager zu bewegen. Denn wir müssen uns jetzt trennen, Tochter. Ihr Kriegsbrauch verbietet es Frauen, sich im Lager aufzuhalten. Mit diesem Edelsteinring aber kannst du frei kommen und gehen, wann du willst.“

Myroslawa schwankte immer noch. Aber plötzlich hatte sie einen Gedanken. Sie nahm den Edelsteinring, und sich umwendend sprach sie mit zitternder Stimme:

„Ich danke!“

Danach befahl Peta, sie in ein besonderes Zelt zu bringen, das eilends für ihren Vater vorgerichtet worden war. Tuhar Wowk jedoch blieb vorerst bei den mongolischen Begadyren, um am Kriegsrat teilzunehmen.

Als erster ergriff das Wort Peta, der erste Heerführer dieses Teils der mongolischen Truppen, ein Männlein von 40 Jahren und ganz mongolischer Typ: klein von Gestalt, unruhig, mit listig hervorblitzenden Mauseugen.

„Setz dich, Gast!“ wandte er sich an den Bojaren. „Nun, wenn wir dir sagen, daß wir dich erwartet haben, so möge dies das größte Lob für deine Treue gegenüber dem großen Dshingis-Khan sein. Aber du bist doch ein wenig zu spät gekommen. Unser Heer wartet bereits den dritten Tag. Der große Dshingis-Khan hat uns aber befohlen, als er uns nach Westen in das Land seiner Sklaven, der Arpaden *, schickte, uns nir-

* Arpaden — Ungarn; nach dem Namen Arpads, des ersten ungarischen Fürsten, des Begründers der Arpad-Dynastie.

gendwo länger als drei Tage aufzuhalten, wenn es nicht unbedingt nötig ist. Unser Bruder Kaidan-Begadyr, der durch die Walachei zog, wird früher im Hause der Arpaden sein und ihre Hauptstadt einnehmen. Und welcher Ruhm wird uns aus diesem Feldzuge zuteil?“

Darauf sagte der Bojar:

„Ich habe, großer Begadyr, deine Worte verstanden und werde darauf folgendes antworten: Der getreue Diener des großen Dshingis-Khan konnte nicht schneller in euer Lager kommen, weil er erst gestern von eurem Feldzug erfahren hat. Nachdem er es aber erfahren hatte, brach er unverzüglich auf. Über die Verzögerung sei nicht erzürnt. Obwohl unsere Wege nicht gerade breit sind, so sind sie doch gefahrlos. Das Tor zum Königreich der Arpaden wird sich sperrangelweit auftun, man muß nur daran klopfen.“

„Was sind das für Wege und in wessen Besitz sind sie?“ fragte Peta kurzangebunden.

„Der eine Weg ist der von Duklja; er führt den Fluß Sjan aufwärts, danach über einen nicht zu hohen Gebirgspäß. Dieser Weg ist breit und bequem, ihn haben bereits des öfteren russische und ungarische Krieger beschritten.“

„Ist es weit von hier?“

„Von hier bis nach Peremyschl sind es zwei Tagewege. Von Peremyschl bis zum Gebirge sind es noch einmal zwei Tagewege.“

„Wer hält da Wache?“

„Dort halten die Bojaren unseres Fürsten Wache. Sie haben dort Verhaue aufgestellt. Die Bojaren jedoch dienen dem Fürsten Danylo Romanowytsch nur widerwillig und sie bewachen die Verhaue nicht überaus eifrig. Ein kleines Versprechen ließe sie auf die Seite des großen Dshingis-Khan übergehen...“

„Aber warum haben wir denn bis jetzt noch keinen von ihnen in unserem Lager zu Gesicht bekommen?“ fragte Peta.

„Sie können nicht fort, großer Begadyr. Das Volk, das unter ihnen lebt und das die bewaffneten Leute zum Schutz

der Verhaue stellen muß, läßt sich nur schwer von ihnen beherrschen. Der Geist der Meuterei und des Ungehorsams lebt im Volk. Das Volk trauert den alten Ordnungen nach, als es weder Fürsten noch eine andere Macht gab, als jede Gemeinde ihr eigenes Leben lebte, jedoch sich alle gegen einen gemeinsamen Feind auf freiwilliger Basis verbündeten und sie selbst ihre Anführer wählten und absetzten. In den Bergen lebt ein Greis, den man den Wortführer nennt; er entfacht die Flamme des Ungehorsams im Namen jener alten Ordnungen. Das Volk schaut auf den Bojaren wie die Schäfer auf den Wolf; würde es sehen, wie der Bojar sich offen auf die Seite von Dshingis-Khan stellt, so würden sie ihn steinigen. Wenn aber die Bojaren mit dem Näherrücken eures Heeres auf eure Seite überwechseln und euch die Verhaue übergeben, wird das Volk wie Spreu in alle Winde zerstieben.“

Peta hörte der Rede des Bojaren aufmerksam zu. Ein spöttisches, verächtliches Lächeln umspielte seine dünnen Lippen.

„Sonderbare Ordnungen habt ihr!“ sagte er. „Der Fürst rebelliert gegen seine Diener, die Diener gegen den Fürsten, Fürsten und Diener gegen das Volk, das Volk jedoch gegen die gesamte Ordnung! Eine sonderbare Ordnung! Als bei uns die kleinen Führer eine Rebellion gegen den großen Dshingis-Khan planen wollten, beorderte dieser sie zu sich in das Aul, ließ das Aul von seinen treuen Söhnen umzingeln, befahl dann, auf glühende Kohle achtzig große Kessel zu stellen, diese mit Wasser zu füllen, und als das Wasser kochte, warf man, ohne zu prüfen, wer unschuldig, wer schuldig ist, immer paarweise die Meuterer in die Kessel, um sie so lange zu kochen, bis das Fleisch von den Knochen fiel. Danach befahl er, aus den Kesseln nur die Gerippe herauszuholen, sie auf die Pferde zu setzen und sie zu den ihnen untergebenen Stämmen zu schicken, damit diese am Beispiel ihrer Führer lernen sollten, dem großen Dshingis-Khan ergeben und gehorsam zu sein. Auf solche Art müßte man auch euch lehren! Und wir werden euch lehren! Danket den Göttern, daß sie uns in dieses Land geführt haben, weil wenn wir nicht

wären, würdet ihr einander sicherlich wie die hungrigen Wölfe selbst auffressen.“

Das Blut erstarrte dem Bojaren bei dieser Erzählung des Mongolen in den Adern und kein Wörtchen kam über seine Lippen.

„Aber was hat es denn mit dem anderen Weg auf sich?“ fragte danach Peta.

„Der andere Weg ist der Tuchljaer“, antwortete der Bojar, „der ist nicht so gerade und auch schmaler; dafür ist er aber kürzer und halb so gefährlich. Auf diesem Weg gibt es keine Verhaue, auch keine Bojaren. Nur Knechte bewachen ihn.“

„Vor euren Knechten fürchten wir uns nicht!“ sagte Peta verächtlich.

„Nun, da gibt es auch nichts zu fürchten“, fiel der Bojar ein. „Denn sie sind ja nicht bewaffnet und im Waffenhandwerk ungeübt. Auf diesem Wege kann ich euch selbst begleiten.“

„Aber vielleicht sind von Arpadischer Seite diese beiden Wege fest verschlossen?“

„Der Tuchljaer Weg ist völlig frei. Der Weg von Ducklja ist verriegelt, jedoch nicht sehr fest.“

„Braucht man auf dem Tuchljaer Weg lange, um in das Land der Arpaden zu gelangen?“

„Für bewaffnete Krieger ist es bis nach Tuchlja ein Tagesmarsch. In Tuchlja müßte man übernachten, jedoch zur Morgenröte sich auf den Weg machen. Dann seid ihr bereits gegen Abend in der Ebene.“

„Und der Weg von Ducklja?“

„Wenn man die Zeit berechnet, die man zur Vernichtung der Verhaue braucht, so sind es drei Tagewege.“

„Nun, dann führe uns auf dem Tuchljaer Weg!“ sagte Peta.

„Erlaubet mir, ein Wort zu sagen, großer Begadyr“, sprach einer der Mongolenheerführer, ein Mann von riesigem Wuchs, mit dem Körperbau eines Herkules, dessen Gesicht dunkelolivfarben und der mit dem Fell eines Steppentigers beklei-

det war, was alles in allem von seiner turkmenischen Herkunft zeugte. Das war der schreckliche, waghalsige und blutgierige Krieger Burunda-Begadyr, der in seinem Ruhme mit Kaidan wetteiferte. Die von ihm angeführten Mongolenabteilungen hinterließen die schrecklichsten Zerstörungen, die meisten Leichen und das allergrößte Flammenmeer. Maßlos, übertraf er Peta an Wagemut: Vor seinem Zelt gab es allabendlich mehr abgeschlagene Köpfe als vor dem Zelt irgendeines anderen Kriegers. Peta jedoch neidete ihm diesen Wagemut keinesfalls, war er sich doch seiner Überlegenheit über Burunda in der Kunst des Dirigierens großer Massen und der Führung großer Schlachten und Feldzüge bewußt. Mit Vorliebe ließ er Burunda zu den gefährlichsten Stellen und behielt ihn als Reserve für den schwersten, den entscheidenden Augenblick, sozusagen als unüberwindlichen eisernen Rammsporn, um ihn danach mit seiner Abteilung der „blutigen Turkmenen“ den Sieg vollenden zu lassen.

„Sprich, Bruder Burunda!“ sagte Peta.

„Erlaube mir, mit einer Zehntausenderabteilung den Tuchljaer Weg zu beschreiten. Du selbst aber nimm den von Ducklja. Sobald ich auf Arpadischer Seite bin, schlage ich sofort die, die den Duckljaer Weg bewachen und ebne dir den Weg.“

Erstaunt blickte Peta auf Burunda, als wäre erstmalig dem Mund dieses Haudogens ein solch kluges Wort entschlüpft. Burundas Plan war, obwohl wagehalsig, in der Tat sehr klug. Burunda aber war der einzige Wagehals, der einen solchen Plan verwirklichen konnte.

„Gut“, sagte Peta, „es soll so sein, wie du es sagst! Wähle Krieger aus und mache dich schon morgen mit ihnen auf den Weg.“

„Erlaubet auch mir, noch ein Wort zu sprechen, große Begadyrs“, sagte Tuhar Wowk.

„Sprich!“ sagte Peta.

„Wolltet ihr euch entschließen, nur einen Teil eures Heeres auf den Tuchljaer Weg zu schicken — das ganze Heer zu schicken würde ich abraten, weil der Weg zu schmal ist —

so erlaubt mir, mit einer kleinen Abteilung voranzugehen, um die Einfahrt zu diesem Weg zu besetzen, bevor die Tuchljaer Knechte von eurer Ankunft Wind bekommen haben und ihn durch Verhaue versperren.“

„Schon gut, geh!“ sagte Peta. „Wann willst du aufbrechen?“

„Unverzüglich, um morgen gegen Mittag meinen Auftrag zu erfüllen.“

„Wenn das so ist, dann schließen wir hiermit unseren Rat. Mögen die Götter unseren Waffen gnädig sein!“ sagte Peta und erhob sich vom Platze. Auch die anderen Heerführer erhoben sich. Tuhar Wowk ersuchte Peta, ihm eine Abteilung mutiger Krieger zuzuweisen. Er selbst begab sich in sein Zelt, um sich zu stärken und um sich von seiner Tochter zu verabschieden.

Myroslawa saß in dem dunklen Zelt auf einem Ruhelager, das mit weichen, geraubten Federbetten bedeckt war und weinte bitterlich. Nach all den schrecklichen, unerwarteten Eindrücken dieses Abends hatte sie jetzt Zeit, ihre Gedanken zu sammeln und sich, wie es sich gehört, der Lage klar zu werden, in die sie ihr Vater gebracht hatte. Ihre Lage war in der Tat schrecklich, ja, schien beinahe ausweglos. Ihr Vater — ein Verräter, ein Diener der Mongolen. Sie — im Mongolenlager, halb Gast, halb Gefangene und in jedem Falle eine Vollwaise. Denn sogar ihre letzte Stütze — der feste Glaube an ihren prophetischen Traum, an den mütterlichen Segen und an ihr Liebesglück mit Maxym — begann zu schwanken und ihr Herz blutete. Wie wird sie jetzt vor Maxym dastehen? Mit welchen Worten erklärt sie ihm ihren freiwilligen oder unfreiwilligen Aufenthalt im Lager der Mongolen? Wie Schlangen bissen diese Fragen an ihrem Herzen. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf und weinte so, als verabschiedete sie sich von ihrem Leben.

Der Vater näherte sich ihr mit leisen, vorsichtigen Schritten und legte ihr den Arm um die Schulter. Sie hob weder den Kopf noch bewegte sie sich, noch hörte sie auf zu weinen.

„Myroslawa, Töchterchen, weine nicht!“ sagte er. „Ergib dich Gott, und alles wird noch gut werden!“

Myroslawa saß bewegungslos da, kalt und teilnahmslos, so, als ob sie nichts gehört hätte.

„Vergiß diesen Knecht! Eine herrliche Zukunft erwartet dich, doch er... Was ist er denn? Morgen Mittag wird mein Schwert ihn tödlich treffen.“

„Wer?“ schrie Myroslawa mit einer herzzereißenden Stimme.

Der Bojar erschrak durch diesen Schrei und wich von der Tochter zurück, die von der Liege aufsprang.

„Wer wird tödlich getroffen?“ wiederholte sie. „Er? Maxym? Du schickst dich an, Tuchlja zu überfallen?“

„Nein doch, nein!“ versicherte der Bojar. „Wer hat dir das gesagt?“

„Du selbst hast es gesagt!“ griff ihn Myroslawa an. „Vater, sage mir die Wahrheit, was hast du vor? Hab keine Angst vor mir! Ich sehe jetzt selbst schon klar, daß ich Maxym nicht angehören kann, deinetwegen nicht! Oh, du bist schlau, du bist listig! Du hast deine erreicht! Ich kann deshalb Maxym nicht gehören, weil ich von höherer Abkunft bin, oh, nein! Ich bin niedriger als er, ich fühle mich unendlich niedriger als er, weil er ein reiner, ehrlicher Mensch ist, ich aber die Tochter eines Verräters bin, vielleicht bin ich auch selbst eine Verräterin! Ja, Vater! Du bist sehr listig, so listig, daß du dich selbst überlistet hast! Du sagst, daß du mein Glück möchtest, in Wirklichkeit aber hast du mein Glück getötet. Möge es so sein! Was bringe ich schon für Nutzen? Sage mir nur, was hast du gegen ihn vor?“

„Gar nichts. Überhaupt nichts! Er ist jetzt sicherlich schon irgendwo weit in den Bergen!“

„Nein, nein, nein, ich glaube dir nicht! Sage mir, worüber hast du mit den Mongolen gesprochen?“

„Wir sprachen darüber, auf welchem Wege man ins Ungarland gelangen kann!“

„Und du willst ihnen den Tuchljaer Weg preisgeben, um dich an den Tuchljaern zu rächen!“

„Dummes Mädchen, wozu sollte ich mich an ihnen rächen! Sie sind viel zu gering für meine Rache. Ich will die Mongolen ins Ungarland hinüberführen, denn je schneller sie aus unseren Landen verschwinden, um so weniger zerstören sie hier.“

„Oh, sicher, sicher!“ rief Myroslawa aus. „Wenn sie zurückkehren, zerstören sie alles restlos, was sie jetzt ganz gelassen haben! Und du führst sie jetzt, unverzüglich, nach Tuchlja?“

„Nein, nicht nach Tuchlja. Ich führe nur eine kleine Abteilung, um die Einfahrt nach Tuchlja zu umzingeln.“

„Wessen Tor, dessen Hütte! Jetzt verstehe ich! Denn du hast doch selbst vor kurzem dort in den Bergen gesagt, daß Maxym morgen mit anderen Tuchljaer Burschen unser Haus zerstören wird. Du willst ihn, zusammen mit den Mongolen, überfallen und töten...“

Der Bojar sah sie unverwandt mit verwundertem Blick an. Er begann zu fürchten, daß seine Tochter vielleicht eine Hexe sei, da sie so schnell sein Vorhaben erraten hatte.

„Töchterchen, vergiß ihn!“ sagte der Bojar. „Was ihm das Schicksal bestimmt hat, das wird ihm auch zuteil.“

„Nein, Vater, damit kriegst du mich nicht klein! Ich reite, ich reite nach Tuchlja. Ich werde ihn warnen und ihn vor deinem Hinterhalt bewahren! Sollte er jedoch hineingeraten, werde ich neben ihm stehen, mich gemeinsam mit ihm bis zum letzten Atemzug gegen dich, Vater, und deine gräßlichen Verbündeten verteidigen!“

„Mädchen, du bist von Sinnen!“ schrie der Bojar. „Gib acht, treibe mich nicht zum Zorn! Der entscheidende Augenblick ist angebrochen!“

„Was bedeutet mir schon dein Zorn!“ antwortete Myroslawa kalt. „Welches Leid kannst du mir denn schon noch zufügen, nach allem, was du getan hast? Wenn du mich tötest,

so wird das lediglich eine Wohltat sein, denn ich will sowie-so nicht mehr leben. Laß mich!“

„Nein, bleibe hier, du Unvernünftige!“

„Ja, ich bleibe hier, während du in aller Ruhe jenen tötest, der mir teurer ist als mein eigenes Leben! Oh, nein, ich bleibe nicht!“

„Bleib! Ich schwöre dir bei Gott, daß ich meine Hand nicht gegen ihn erheben werde!“

„Oh, ich weiß, weiß, was das zu bedeuten hat!“ rief Myroslawa aus. „Nun, das versteht sich, du bist ein Bojar, wie kannst du denn die Hand gegen einen Hörigen erheben? Deinen wilden Freunden wirst du befehlen, ihm ihre vergifteten Pfeile gegen die Brust zu richten!“

„Nein! Wenn du so um sein Schicksal zitterst, so schwöre ich dir noch einmal, daß weder ich noch jemand aus meinem Gefolge ihn auch nicht mit dem kleinen Finger anrühren werden, gesetzt den Fall, er überfällt uns nicht! Reicht dir das aus?“

Myroslawa stand da, mit einer von höchster Besorgnis zerrissenen Seele, und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Wußte sie etwa, ob sie das zufriedenstellen konnte oder nicht? Oh, mit welcher Freude wäre sie als Vogel zu ihm geflogen, um ihn mit zärtlichem Zwitschern zu warnen! Das war leider unmöglich. Ihr Vater nahm seine Waffe und sagte im Hinausgehen:

„Tochter, ich sage es dir nochmals und beschwöre dich: Bleibe im Lager, bis ich meine Aufgabe erledigt habe, danach mach, was du willst! Jetzt aber, ade!“

Er ging hinaus, und der Filzvorhang, der als Tür diente, schwankte unruhig hinter ihm. Myroslawa stand inmitten des Zeltes, rang die Hände, als leibhaftige Verkörperung von Leid und höchster Besorgnis, beugte sich mit geöffnetem Mund nach vorn und lauschte, um das Stampfen der Pferdehufe einzufangen, das immer gedämpfter wurde, in dem Maße, wie sich die Mongolenabteilung, die ihr Vater zur Vernichtung des Tuhljaer Landes führte, nach Süden entfernte.

V

Schweren Herzens schritt Maxym Berkut inmitten einer kleinen Schar Tuchljaer Burschen, die ausgezogen waren, um den Willen der Gemeinde zu erfüllen. Maxyms Kindheit war geprägt von dem tiefen Bewußtsein seiner Einheit mit der Gemeinde und der Heiligkeit des Gemeindewillens. Daher kam es seinem Gefühl jetzt so ungelegen, als auf ihn diese Ehrenwahl fiel, den Feind der Gemeinde, den die Tuchlajer in der Gestalt des Bojaren sahen, vom Gemeindeland zu verjagen. Maxym wagte es nicht, diesen Auftrag abzulehnen, obwohl sein Herz bei dem Gedanken, daß er Myroslawa und ihren Vater als Feinden begegnen mußte, zu zerspringen drohte. Vielleicht würde er sich mit den Bojarenbogenschützen oder gar mit dem Bojaren selbst schlagen müssen und Menschenblut vor den Augen jener vergießen, für die er bereit wäre, sein eigenes Blut bis auf den letzten Tropfen hinzugeben. Er hatte sich freilich vorgenommen, seinen Auftrag so friedlich wie möglich zu erfüllen und die Sache nicht bis zum Blutvergießen zu treiben. Wer hätte sich denn aber dafür verbürgen können, daß der Bojar, dessen Schwächen man kannte, nicht selbst einen Anlaß zum Blutvergießen suchen wird. So würde es wohl am ehesten geschehen.

„Nicht doch!“ dachte Maxym. „Wenn er mein Blut fordert, werde ich mich nicht verteidigen, ich werde ihm freiwillig meine Brust bieten, möge er mich niederstrecken! Ist er nicht gewillt, mir das Leben zu lassen, so gebe er mir den Tod! Leb wohl, mein Tuchljaer Land! Lebe wohl, mein Vater, du stolzer Falke! Lebt wohl, meine Brüder und Gefährten! Ihr werdet nun Maxym nicht mehr sehen; höret ihr aber von meinem Tod, so trauert und sagt denn: Er starb für das Wohl der Gemeinde! Ihr werdet nicht erfahren, daß ich selbst den Tod gewünscht und gesucht habe!“

So dachte Maxym, während er sich den Bojarenbauten auf dem Hügel über dem Opir näherte. Das Haus des Bojaren bestand aus dicken, vierkantigen, glattgehauenen und an den

Fugen glattgehobelten Tannenstämmen, deren Ecken über die Enden herausragten; man baut auch heute noch so unsere Dorfhütten. Es war mit starken Dachschindeln gedeckt, die mit einer dicken Schicht roten, wasserundurchlässigen Tones beschmiert waren. Die Fenster gingen wie bei allen Hütten nach Süden: anstelle von Glas waren in die Rahmen Ochsenblasen gespannt, die ein schwaches, gelbliches Licht ins Innere ließen. Die Eingangstüren von der Fassade und von der Rückseite des Hauses führten in geräumige Dielen, an deren Wänden die verschiedensten Waffen, Hirschgeweihe und Wisenthörner sowie Felle von Wildschweinen, Wölfen und Bären hingen. Von beiden Seiten der Diele gingen Türen zu den inneren Gemächern. Sie waren geräumig und hoch, hatten Tonöfen ohne Rohre und schön geschnitzte Holzborde für verschiedenes Geschirr. Ein Gemach gehörte dem Bojaren und das zweite, zur anderen Seite der Diele, seiner Tochter. Hinten waren zwei große Räume: in einem war die Küche, im anderen die Gesindestube. In dem Gemach des Bojaren waren die Wände mit Bärenfellen behängt und über dem Bett hing ein teurer, fremdländischer Teppich, den der Bojar auf irgendeinem Feldzug erbeutet hatte. Dort hingen auch seine Bögen, Schwerter und andere Waffen. Myroslawas Gemach schmückten außer den weichen Fellen auf Wand und Fußboden noch Blumen. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand hingen über ihrem Bett ein wertvoller metallener Spiegel und daneben ein hölzerner, mit Silber verzierter, viersaitiger Teorban, der engste Vertraute von Myroslawas Träumereien und Mädchengedanken. Weiter weg vom Haus befanden sich auf einem kleinen, ebenen Abschnitt Pferdeställe, Viehställe und andere Wirtschaftsbauten; dort stand auch die kleine Hütte für die Viehpfleger. Leer und still war es heute in dem geräumigen Bojarenhaus. Der Bojar und Myroslawa waren nicht zu Hause. Das Gesinde hatte der Bojar fortgeschickt, und das Vieh hatte er befohlen, in die Herde des Nachbarsiedlers in Kortschyn zu treiben. Nur die Bogenschützen und Axtkämpfer waren auf dem Anwesen verblieben. Ja, und auch

sie waren nicht gerade fröhlich; weder lärmten sie noch scherzten sie, noch sangen sie Lieder. Offensichtlich wartete ihrer eine wichtigere Sache, weil sie zu Pfeil und Bogen, zu Axt und Speer griffen und das alles schweigend und finstertaten, als ob sie sich auf den Tod vorbereiteten. Was hatte das zu bedeuten?

Da blies einer von ihnen, der als Wache auf dem Wege stand, ein Signal, und die ganze Gefolgschaft nahm in voller Rüstung, mit erhobenen Speeren und gespannten Bögen, wie vor einem Kampf, in einer Reihe vor dem Bojarenhaus Aufstellung. Auf dem Wege tauchten die Tuchljaer auf. Als sie die bewaffneten Leute vor dem Bojarenhaus sahen, bereiteten sie sich ihrerseits zum Kampf vor. Mit besorgtem Blick besah sich Maxym die Bewaffneten, ob unter ihnen nicht vielleicht der Bojar wäre. Aber glücklicherweise war der Bojar nicht da. Erleichtert holte Maxym Luft, so als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, und begann seine Abteilung schneller aufzustellen. Das brauchte nur kurze Zeit, und schweigend, mit bereiten Bögen, mit blitzenden Äxten und Speeren begannen sich die Tuchljaer der Linie der Bojarengefolgschaft zu nähern. Nicht mehr als fünfzig Schritte machten sie vor der Gefolgschaft halt.

„Bojar Tuhar Wowk!“ rief Maxym laut.

„Der Bojar Tuhar Wowk ist nicht da!“ antwortete die Gefolgschaft.

„Sodann vernehmt ihr, seine Getreuen, was ich euch im Namen der Tuchljaer Gemeinde zu sagen habe! Die Gemeinde hat uns geschickt, damit ihr dem Gemeindevorteil zufolge freiwillig oder nicht freiwillig das Tuchljaer Land verlaßt. Wir fragen euch, geht ihr freiwillig oder nicht?“

Die Gefolgschaft schwieg.

„Wir fragen zum zweiten Mal!“ rief Maxym.

Die Gefolgschaft schwieg, ohne die Bögen loszulassen.

„Wir fragen ein drittes Mal!“ hallte weithin Maxym's erhobene Stimme.

Die Gefolgschaft schwieg und behielt ihre unbewegliche

kriegerische Pose bei. Maxym verstand nicht, was das zu bedeuten hatte. Er zögerte aber nicht länger und befahl seinen Burschen, Pfeile auf die Gefolgschaftsleute zu schießen. Die Pfeile zischten wie Schlangen, flogen über die Köpfe der Gefolgschaftsleute hinweg und bohrten sich in die Wand. Augenblicklich warfen die Gefolgschaftsleute wie nach einem vereinbarten Zeichen die Waffen zu Boden und gingen mit nach vorn gestreckten Armen den Tuchljaern entgegen.

„Kameraden, Brüder!“ riefen sie. „Zürnt uns nicht wegen unseres Schweigens. Wir haben dem Bojaren das Wort gegeben, euch feindlich zu begegnen. Wir haben ihm jedoch nicht das Wort gegeben, Blut zu vergießen, wo wir noch dazu das Unrecht verteidigen sollen. Wir waren auf dem Gemeindegericht zugegen und wissen, daß der Bojar die Gemeinde gekränkt hat und daß das Gemeindeurteil gerecht ist. Tut, wie euch befohlen! Wenn eure Väter Gnade walten lassen, bitten wir sie, uns in eure Gemeinschaft aufzunehmen. Wir wollen dem Bojaren nicht länger dienen.“

Die Freude der Tuchljaer, besonders aber die von Maxym, war grenzenlos, als sie diese Worte vernahmen. Sofort warfen alle die Waffen vor dem Bojarenhaus auf einen Haufen und unter fröhlichen, lauten Ausrufen stürzten sie einander in die Arme; die Tuchljaer küßten ihre neuen unerwarteten Kameraden, mit denen sie noch vor einer Minute einen tödlichen Kampf ausfechten sollten. Maxym aber freute sich am meisten, daß sich seine Befürchtungen nicht bewahrheitet hatten, daß er nicht unter Myroslawas Augen gegen ihren Vater kämpfen und jene ins Ungewisse verjagen mußte, von der er sich niemals zu trennen gewünscht hätte. Die Freude anläßlich des friedlichen Ausgangs dieser bösen Angelegenheit ließ für einen Moment in ihm alle Zweifel ersticken. In Begleitung der fröhlichen Bojarengefolgsleute gingen die Tuchljaer in das Haus des Bojaren, betrachteten neugierig alles ringsum, ohne doch etwas zu berühren. Mit klopfendem Herzen näherte sich Maxym Myroslawas Gemach, in der Hoffnung, sie dort unter Tränen oder im Zorn zu treffen und wünschte,

sie mit einem Wort der Teilnahme zu trösten und zu beruhigen. Myroslawa jedoch war nicht in ihrem Gemach, und das beunruhigte Maxym. „Wo ist sie?“ dachte er, und unverzüglich entschloß er sich, darüber die Gefolgschaftsleute zu befragen, die währenddessen hin und her liefen, aus lauter Freude für ihre Tuchljaer Gäste eine brüderliche Bewirtung vorbereitend. Aber die Antworten der Gefolgschaftsleute auf seine Fragen konnten Maxym weder befriedigen noch beruhigen. Der Bojar war gestern früh mit seiner Tochter ausgeritten. Aber wohin, wozu und wann er zurückkehren würde, war ungewiß. Er hatte ihnen befohlen, feindlich gegen die Tuchljaer aufzutreten; sei es aber nun, daß er den Widerwillen auf ihren mürrischen Gesichtern sah, sei es, daß er vielleicht einen anderen Beschluß faßte; jedenfalls brach seine Rede abrupt ab, und er ritt weg. Das war alles, was Maxym von seinen neuen Verbündeten erfahren konnte. Es war klar, daß durch solche Nachrichten seine reine Freude sogleich getrübt werden mußte, ja sie konnten sogar den Schatten eines bösen Verdachts auf die Gefolgschaftsleute werfen. Was hat das zu bedeuten? Verbirgt sich dahinter nicht irgendein Verrat? Ob der Bojar sie nicht in der Tat in irgendeiner Falle fangen will? Doch wollte er seinen Verdacht nicht vor allen laut äußern, und so flüsterte er ihn nur einigen seiner Kameraden zu, damit sie ein wachsameres Auge hätten, selbst aber machte er sich daran, sich scharfsichtig und aufmerksam das Haus von oben bis unten anzusehen, kein einziges Versteck und keine einzige Kammer auslassend. Nirgends fand er etwas Verdächtiges.

„Ein gutes Bauwerk!“ sagte Maxym zu den Gefolgschaftsleuten, die die Tische aufstellten. „Aber was soll's, wir müssen es auseinandernehmen. Es ist bekannt, daß wir das Haus weder zerstören noch anzünden werden. Wir werden alles, wie es sich gehört, auf einen Haufen legen, damit der Bojar, falls er den Wunsch hat, alles mitnehmen kann. Und all seine Habe muß ganz bleiben.“

Derweilen brachten die Gefolgschaftsleute aus den Gemächern große Eichentische in die Diele. Sie legten Tischdek-

ken auf und stellten reiche Speisen und Met darauf. Mit fröhlichen Rufen und Liedern begann die Bewirtung. Doch je länger die Burschen an den Tischen saßen, je mehr sie aßen und tranken, desto mehr schmolzen aus irgendeinem Grunde ihre Freude und ihr Frohsinn dahin. Obwohl der Honigwein in den gedrechselten Holzpokalen schäumte, obwohl das Fleisch, das an Spießen gebraten worden war, auf den Holztellern dampfte und obwohl die freundschaftlichen Worte laut von einem Ende des Tisches zum anderen wechselten, hatte aus unbekanntem Grunde alle Herzen ein geheimnisvolles Zittern erfaßt, so als ob sie irgendeine schreckliche Nachricht erwarteten. Eine sonderbare, unverständliche, doch von allen spürbare Unruhe lag in der Luft. Oder bedrückten die Wände des Bojarenhauses die freien Gemeindemitglieder?..

Da erhob sich einer der Bojarengefolgsleute mit seinem Pokal voll schaumigen Mets und begann eine Rede:

„Brüder! Eine Freude ist uns dieser Tag und möge nie ein Unglück...“

Er redete nicht weiter. Er war plötzlich blaß geworden und begann am ganzen Körper zu zittern. Alle Schmausenden sprangen hastig von ihren Plätzen auf, der eine hierhin, der andere dorthin stürzend, warfen sie den Tisch mit allen Pokalen und Speisen um.

„Was ist das? Was ist das?“ schrien alle auf einmal und stürzten zu den Türen. Mochte der Grund auch auf den ersten Blick gering und wenig bedeutungsvoll gewesen sein — das dumpfe Stampfen von Pferdehufen. Aber was für einen schrecklichen Tumult rief das im Bojarenhaus hervor! In den Diehlen war im Augenblick die Hölle los: Einer lief dorthin, der andere hierher, einer suchte dieses, jener etwas anderes. Alles war in Unordnung geraten und alle drängten sich zusammen, auf Pokale und Essen, auf die weißen Tischdecken und den umgestürzten Eichenholztisch tretend. Maxym war als erster dem Durcheinander auf den Hof entschlüpft, und nachdem er einen einzigen Blick um sich geworfen hatte, war ihm sofort die Größe der drohenden Gefahr klar.

„Zu den Waffen, Brüder! Zu den Waffen, Brüder! Mongolen! Mongolen!“

Dieser Schrei wirkte wie ein plötzlicher Donnerschlag. Alle standen erstarrt. Das chaotische Durcheinander wurde von einer ebenso chaotischen Lähmung abgelöst. Doch dauerte das nur einen Augenblick. Das Pferdegetrappel hörte man näher und näher kommen, und die große Gefahr weckte alle augenblicklich aus ihrer tödlichen Erstarrung. Denn sie alle waren mutig, stark und jung! Ein jeder von ihnen hatte sich des öfteren in seinen Kinder- und Jugendträumen inmitten einer Schlacht, inmitten von Gefahren, in dem blutigen Kampf mit dem Feind gewähnt und wünschte sich und bat nur um eines, daß sein Traum einst Wirklichkeit werde, daß es ihm einmal zuteil werde, sein Land mit dem eigenen Leibe zu verteidigen. Diese Minute war nun gekommen. Sollten sie sich jetzt etwa fürchten? Nur einen Moment betäubte sie die schreckliche Nachricht, das schreckliche Wort „Mongolen“. Schon im nächsten Augenblick waren sie die alten. Ein jeder hielt bereits eine Waffe in den Händen, stellte sich in eine Reihe mit den anderen, bereit zum blutigen Kampf.

„Kameraden! Das Wichtigste für uns ist, diese Mauern zu halten! Solange der Feind uns nicht aus diesem Haus treibt und nicht auf dem freien Feld umzingelt, solange brauchen wir nichts zu fürchten! Das Haus wird unsere Festung sein!“

Maxym stellte die Bogenschützen an den Fenstern und an den Türen auf, mal zwei, mal drei, je nach der Bedeutung und der Zugänglichkeit des Ortes. Einige sollten sich innerhalb des Hauses aufhalten, um aus dem Bojarenvorratslager den Bogenschützen Pfeile und Jagdspieße zu reichen. Der Hauptteil der Abteilung sollte bei den Eingangstüren stehen, um im Falle der Notwendigkeit die Reihen des Feindes zu zersprengen und ihn vom Hause zu verjagen.

Zu diesem Zeitpunkt machten die Mongolen am sandigen Ufer des Opir halt, stiegen ab, und nachdem sie sich in drei Trupps geteilt hatten, zogen sie auf drei Pfaden zum Hügel. Offensichtlich wurden sie von einem geführt, der alle Pfade

und kleinen Wege gut kannte, weil das ganze Manöver schnell, ohne Schwankungen und unnötige Verzögerungen durchgeführt wurde. Dieses Manöver zeigte deutlich, daß die Mongolen das Haus von allen drei Seiten sofort umgehen und umzingeln wollten.

Aber wer hält sich dort so hartnäckig an der Spitze des mittleren, des Haupttrupps der Mongolen? Die Burschen sehen es und trauen ihren Augen nicht. Das ist kein anderer als der Besitzer dieses Hauses selbst, der stolze Bojar Tuhar Wowk.

„Unser Bojar! Unser Bojar!“ schrie jemand von den Gefolgsleuten, die Maxym aus Mißtrauen jeweils zwischen zwei Tuchljaer gestellt hatte.

„Ja, euer Bojar, ein Mongolendiener! Ein Verräter an seinem Vaterland! Wollt ihr ihm denn jetzt etwa immer noch die Treue halten?“

„Nein! Nein!“ riefen die Gefolgsleute einmütig. „Tod dem Verräter! Wir zerschlagen die feindliche Bande oder sterben bei der Verteidigung unseres Heimatlandes!“

Erfreut über diese Worte sagte Maxym:

„Verzeiht, Brüder! Einen Augenblick habe ich euch zu Unrecht verdächtigt, ich glaubte, ihr hättet euch mit dem Bojaren verschworen. Aber jetzt sehe ich, daß ich euch eine Kränkung zugefügt habe. Wir werden uns gemeinsam zwischen diesen Wänden halten, daß uns die Mongolen nicht umzingeln können, und wir bemühen uns, ihnen möglichst große Verluste beizubringen. Ich habe gehört, daß die Mongolen es nicht verstehen, eine richtige Belagerung zu führen, und dazu noch mit solch unbedeutenden Kräften. Vielleicht gelingt es uns, ihren Angriff abzuschlagen!“

Armer Maxym! Er wollte in den anderen eine Hoffnung wecken, die bei ihm mit jener Minute zu schwinden begann, als er die Mongolen erblickte, und jetzt war sie vollends geschwunden, als deren Überlegenheit den Belagerten offenkundig wurde. Trotzdem bedeuteten seine Worte viel für seine Kameraden, die nicht nur einmal Gelegenheit hatten, sich davon zu überzeugen, daß Maxym einen klaren Verstand und Vor-

sicht in den Minuten höchster Gefahr bewahrte. Blind seinen Worten und Anweisungen Folge leistend, dachte ein jeder nur daran, seinen Platz bis zum Letzten zu verteidigen, fest davon überzeugt, daß der Nachbarplatz ebenso verteidigt werden würde.

Aber da hatten die Mongolen das Bojarenhaus in einem dreifachen Kreis umstellt, spannten bereits ihre Bögen, legten ihre Pfeile mit steinernen Spitzen an und zielten auf die belagerten mutigen Burschen. Nur hatte der Anführer noch kein Zeichen zum Kampf gegeben. Der Anführer wollte es offensichtlich erst einmal mit Überreden versuchen, weil er aus den Reihen herausgetreten war, direkt vor die Hauptabteilung der Belagerten, und sagte:

„Ihr untreuen Sklaven! Ihr widerlichen Knechte! Sollte etwa eure Dummheit genauso grenzenlos sein wie eure Frechheit? Wollt ihr die Waffen gegen das Heer des großen Dshingis-Khan erheben, des unumstrittenen Herrschers der ganzen Rus? Ergibt euch ihm kampflös und er wird euch begnadigen. Diejenigen, die sich seiner Kraft zu widersetzen versuchen, werden wir erbarmungslos wie Würmer unter den Rädern eines Fuhrwerkes zerdrücken!“

Auf eine solche Rede antwortete Maxym laut und kühn:

„Bojar! Ganz und gar zu Unrecht hast du uns, die Söhne einer freien Gemeinde, Sklaven genannt! Schau auf dich! Vielleicht paßt diese Bezeichnung besser zu dir als zu uns. Denn bis zum gestrigen Tage warst du ja noch ein Sklave des Fürsten, aber jetzt bist du schon ein Sklave deines Dshingis-Khan und hast treu die Milch, die von irgendeinem Begadyr auf dem Rücken eines Pferdes vergossen wurde, aufgeleckt.* Wenn du daran Geschmack gefunden hast, heißt das jedoch noch lange nicht, daß auch wir uns daran gütlich tun müssen. Vor der großen Kraft des großen Dshingis-Khan fürchten wir uns nicht. Sie kann uns in Leichen verwandeln, aber nicht in Sklaven. Aus dir aber, Bojar, kann die ganze Kraft

* ...Milch auflecken, die auf dem Rücken eines Pferdes vergossen wurde — ein Zeichen der Ergebenheit.

des Dshingis-Khan weder einen freien noch einen ehrlichen Menschen machen!“

Maxym hatte ihm eine rauhe und scharfe Abfuhr erteilt. Zu anderen Zeiten hätte er wohl dem Rechnung getragen, daß vor ihm Myroslawas Vater steht, jetzt aber sah er allein den Feind — nein, den Verräter, einen Menschen, der seine Ehre selbst zertreten hat und im übrigen auf keinerlei Ehre mehr ein Recht hatte. Maxyms Rede wurde lautstark von seinen Kameraden gutgeheißen. Der Bojar schäumte förmlich vor Wut.

„Du widerlicher Knecht!“ schrie er. „Warte ab, ich werde dir zeigen, daß du zu früh mit deiner Frechheit geprahlt hast! Heute noch werden an deinen Händen und Füßen die Fesseln klirren! Noch heute wirst du dich vor dem Anführer des Mongolenheeres im Staube wälzen!“

„Lieber sterben!“ antwortete Maxym.

„Oder vielleicht auch nicht!“ schrie der Bojar. „Heda, Kinder!“ wandte er sich an die Mongolen in deren Sprache. „Vorwärts! Nur um diesen einen macht einen Bogen! Den wollen wir lebend haben!“

Und er gab das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Der durch die Berge und Wälder tönende Laut der Hörner riß ab. Still wurde es um das Bojarenhaus. Aber es war eine schreckliche Stille. Wie Schlangen zischten die Pfeile der Mongolen und wie ein Hagel fielen sie auf des Bojaren Wohnstätte herab. Freilich waren die Angreifer viel zu weit entfernt, als daß ihre Pfeile die Verteidiger hätten treffen können oder wenn sie getroffen hätten, keinen ernstlich verwundet hätten. Deshalb rief Maxym den seinen zu, erst einmal nicht zu schießen und überhaupt Pfeile und Waffen zu schonen und nur dann von ihnen Gebrauch zu machen, wenn man mit größter Wahrscheinlichkeit dem Feind eine Niederlage beibringen oder ihm wenigstens einen bedeutenden Verlust zufügen konnte. Aber um die Angreifer nicht sofort zu den Wänden des Hauses gelangen zu lassen, bezog er mit einer Auswahl von Kameraden auf dem Hof, zwanzig Schritte vom Eingang, hin-

ter einer starken Bretterwand, einem Teil des nicht zu Ende gebauten Zaunes, Stellung. Der Zaun war mannshoch und die Pfeile der Mongolen trafen die Burschen nicht. Dagegen verwundeten die gut gezielten, wenngleich spärlichen Pfeile der Tuchljaer die Mongolen tödlich. Die Verteidiger hielten dem Druck stand. Tuhar Wowk geriet in schreckliche Wut, als er das sah.

„Zum Angriff!“ schrie er, und die sich aneinanderdrängenden Mongolen warfen sich unter seinem Kommando im Lauf, unter lautem Geschrei, gegen die Bretterwand. Dahinter war es still, so als sei dort alles ausgestorben. In jedem Augenblick konnten die Mongolen die Wand erreicht haben, in jedem Augenblick konnten sie sie mit ihrem Druck umstoßen — als plötzlich eine Reihe von Köpfen und mächtigen Schultern, wie aus dem Erdboden gewachsen, über der Wand auftauchte und eine Wolke eiserner Pfeile zischte. Die verwundeten Mongolen heulten mit schrecklichen Stimmen vor Schmerz auf. Die eine Hälfte fiel wie niedergemäht hin und die andere lief zurück, ohne dem Geschrei und dem Fluchen des Bojaren Aufmerksamkeit zu schenken.

„Hurra, Burschen! Hurra, Maxym! Hurra, Tuchljaer Land!“ schrien die Verteidiger, wieder Mut fassend. Aber der Bojar, der sich vor Wut nicht kannte, sammelte bereits die nächste Abteilung zum Angriff. Er lehrte die Mongolen, wie der Angriff zu führen sei, daß man nach dem ersten Schlag des Gegners nicht auseinanderlaufen, sondern über die Leichen vorwärts preschen muß. Währenddessen erklärte auch Maxym seinen Leuten, was sie tun müssen, und mit erhobener Waffe erwarteten sie den Angriff der Mongolen.

„Vorwärts!“ schrie der Bojar, und zuerst schickten die Mongolen dem Feind eine ganze Wolke von Pfeilen entgegen und dann machten sie sich erneut daran, alle zusammen die Wand zu attackieren. Erneut trafen sie die sicheren Pfeile der Belagerten und erneut fiel ein Teil der Angreifenden unter schrecklichem Geschrei zu Boden. Die anderen jedoch wichen nun nicht mehr zurück, sondern liefen unter ohrenbetäuben-

dem Geschrei weiter und erreichten die Wand. Das war eine furchtbare Minute. Die dünne Bretterwand trennte die Todfeinde, die einander, obwohl sie sich ganz nah waren, nicht berühren konnten. Eine Weile schwiegen jene und auch die anderen. Lediglich der heiße, heftige Atem war auf beiden Seiten der Wand zu hören. Plötzlich, wie verabredet, begannen Mongolenäxte gegen die Wand zu donnern. In diesem Moment aber hoben die Tuchljaer Burschen mit schweren Stöcken, die sie unter der Wand hervorgezogen hatten, die Bretterwand hoch und ließen sie auf die Mongolen herabfallen. In dem Augenblick, als die Wand umstürzte und mit ihrer Schwere die vorderen Reihen der Mongolen begrub, stürzten die Tuchljaer Burschen nach vorn, bewaffnet mit langschäftigen Beilen, mit denen sie die Mongolenschädel zersplitterten. Blut spritzte, das Geschrei und Gestöhn der Feinde war zu hören und erneut stob die Menge der Angreifer auseinander, Leichen und Verwundete auf dem Kampffeld zurücklassend. Erneut begrüßten unter Freudengeschrei die Belagerten den Sieg der Kameraden, und erneut antworteten die Mongolen darauf mit einem Pfeilhagel, der Bojar aber mit bösem Fluchen. Die Tuchljaer mußten jetzt ihre vorgeschobenen Positionen verlassen. Betrübt verließen sie den Platz, wo sie mit solchem Erfolg den ersten Ansturm der Mongolen abgeschlagen hatten. Ohne Verluste, ohne Verwundete, in völliger Ausrüstung und Ordnung, das Gesicht dem Feind zugewandt, zogen sich die Burschen zu den Wänden des Bojarenhauses zurück.

Während die Tuchljaer auf der Südseite des Hofes die Angriffe der Mongolen so erfolgreich abschlugen, ging auf der Nordseite ein hartnäckiger und für die Belagerten bei weitem nicht so glücklicher Kampf vorstatten. Auch hier zischten die Pfeile der Mongolen, ohne den Belagerten zu schaden. Hier aber gingen die Mongolen gleich zum Angriff über, und den Belagerten erging es schlimm. Mit dem ganzen Haufen warfen sie sich den Mongolen entgegen, wurden jedoch von Pfeilen getroffen und mußten sich zurückziehen, nachdem sie drei

Verwundete, die die Mongolen sofort in Stücke hieben, verloren hatten.

Maxyms erste Aufgabe war es jetzt, alle Positionen zu überprüfen und die Lage genau zu studieren. Mit einer lebenden Kette hatten die Mongolen das Haus umzingelt und setzten es einem ununterbrochenen Pfeilhagel aus. Die Belagerten schossen ebenfalls, wenn auch weit seltener. Maxym hatte schnell begriffen, daß die Angreifer sie in das Innere des Hauses treiben wollten, von wo aus sie nicht so oft hätten schießen können und auf diese Weise ein Sieg über sie leichter gewesen wäre. Deshalb war es das Wichtigste für die Verteidiger, sich an der Außenseite, an den Wänden des Hauses, zu halten. Hier aber lagen ihre Reihen für die mongolischen Pfeile offen. Um sich wenigstens ein bißchen vor ihnen zu schützen, befahl Maxym, die Türen auszureißen, die Platten von den Tischen abzuheben und sie vor den Kämpfern als große Schilde aufzustellen. Hinter diesen Schilden befanden sich die Burschen in Sicherheit, schossen aber ihrerseits treffsicher auf die Mongolen und machten sich über deren Pfeile lustig. Maxym ging von einer Gruppe zur anderen, dachte sich neue Verteidigungsmethoden aus und unterstützte die Kameraden mit Wort und Beispiel.

„Wir werden uns halten, Kameraden!“ sagte er. „Bald wird man in Tuchlja das Geschrei hören oder irgendeiner sieht, was sich hier tut und kommt uns zu Hilfe!“

Bereits eine halbe Stunde dauerte die Belagerung. Die Mongolen schossen und verfluchten die „russischen Hunde“, die sich nicht ergaben, sondern es wagten, sich so hartnäckig und erfolgreich zu verteidigen. Tuhar Wowk rief die angeseheneren Mongolenführer zum Rat zusammen, um den gemeinsamen, entscheidenden Schlag festzulegen.

„Zum Angriff übergehen!“ sagte einer.

„Nein, ein Angriff ist schwer. Aber schießen so lange, bis alle erschossen sind“, schlug ein anderer vor.

„Wartet“, sagte Tuhar Wowk, „alles zu seiner Zeit. Die Aufgabe besteht jetzt darin, sie aus ihren Positionen zu ver-

jagen. Vereint unsere Hauptkräfte wie für einen Angriff, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, und unterdessen sollen sich kleine Abteilungen den beiden unbewachten Seitenwänden nähern. Diese Wände sind freilich ohne Fenster, dennoch aber, wenn unsere Leute dort stehen, können sie dem Feind einen großen Verlust zufügen.“

Die Führer nahmen diesen Vorschlag an, weil sie in solchen Manövern unerfahren waren und sich so etwas nicht ausdenken konnten. Das mongolische Heer setzte sich in Bewegung, das Geklirr der Waffen ertönte, in der Sonne blitzten Schwerter und Äxte auf, und die Tuchljaer Burschen hielten ihre Waffen mutig und fest in den Händen, sich auf einen schweren Kampf vorbereitend. Aber während die Mongolen berieten und sich auf den Scheinangriff vorbereiteten, schlummerte Maxym nicht. Ihm war eine glückliche Idee gekommen. Auf dem Schindeldach des Bojarenhauses gab es auf vier Seiten kleine Fenster, auf die Maxym je zwei seiner schwächeren Leute verteilte, damit sie von dort aus jegliche Bewegung des Feindes beobachten und von ihren sicheren Positionen aus auch versuchen konnten, dem Feind mit Pfeilen oder Steinen Verluste zuzufügen. Während einer am Fenster stand, war der andere bereit, ihm alles zu geben, was gebraucht wurde, und ein dritter mußte die Nachrichten an die Kameraden nach unten geben. Hörner ertönten. Unter wildem Geheul schickten sich die Mongolen an, sich auf den Feind zu werfen. Aber sie dachten gar nicht daran, nahe genug heranzukommen; auf halbem Wege machten sie plötzlich halt und schossen mit Pfeilen auf die Belagerten. Als dann auch diese, zur letzten entscheidenden Schlacht bereit, die Mongolen ihrerseits mit einem Hagel von Pfeilen begrüßten und ihnen große Verluste zufügten, wich die gesamte Linie des Mongolenheeres sofort nach hinten zurück. Die Tuchljaer bedachten dieses Zurückweichen mit lautem Spott.

„Was denn“, schrie Maxym, „offensichtlich hat das Heer des großen Dshingis-Khan so etwas wie ein Hasenherz: Es nimmt Anlauf und weicht zurück, wenn es auf Widerstand

trifft! Und schämst du dich nicht, alter Ritter, solche Feiglinge zu kommandieren, die nur in der Herde mutig sind wie die Hammel, die aber im einzelnen keinen Pfifferling wert sind?“

Der Bojar entgegnete auf diese Spötteleien überhaupt nichts. Er wußte gut genug, daß Maxym zu früh gelacht hatte. Auch Maxym sollte das bald verstehen.

Das Freudengeschrei der Mongolen ertönte gleich darauf nebenan, hinter den Seitenwänden des Hauses, gleichzeitig links und rechts. Während des vermeintlichen Mongolenangriffs hatten sie sich von den Seiten her genähert: das waren Seiten ohne Fenster und Türen und deshalb von den Tuchljaern nicht besonders geschützt. Freilich hatten die auf dem Boden postierten Leute die von zwei Seiten herankommenden Mongolen gesehen und auch einige tödliche Pfeile von den Bodenfenstern aus auf sie abgegeben. Das hielt jedoch die Feinde nicht auf, um so weniger, als die Mongolen, erst einmal an den Wänden stehend, durch die Überdachung vor jeglicher Gefahr von oben geschützt waren.

Maxym erblaßte, als er neben sich das unheil drohende Geschrei hörte und von dem Späher auf dem Boden erfuhr, was es zu bedeuten hatte.

„Wir sind verloren“, dachte er, „an Rettung ist nicht mehr zu denken. Jetzt bleibt uns nur noch, um den Tod und nicht mehr um das Leben zu kämpfen.“

Ja, und als Tuhar Wowk sah, wie erfolgreich sein Gedanke war, freute er sich lauthals.

„Nun wollen wir doch mal sehen, ihr Knechte, wie lange euer Stolz vorhalten wird. Schaut, meine Krieger sind bereits an euren Wänden. Feuer unter die Wände! Lebendig werden wir sie aus diesem Nest ausräuchern. Auf diesem bloßen Feld sind sie für uns das, was die Maus für den Kater ist!“

Als Maxym sah, wie schlimm es um sie stand, rief er seine Kameraden zusammen, weil es unnütz gewesen wäre, wenn sich jetzt jeder allein verteidigte, da die Mongolen an den Seiten Feuer legten.

„Brüder!“ sprach er. „Unser Ende ist offensichtlich gekommen. Auf Rettung besteht wenig Hoffnung, und die Mongolen, das wißt ihr im voraus, schonen niemanden, der ihnen in die Hände gefallen ist, so wie sie auch unsere verwundeten Kameraden nicht verschont haben. Aber wenn wir schon sterben müssen, dann sterben wir, wie es sich für Männer gehört, nämlich mit der Waffe in der Hand! Was meint ihr: Sollen wir hier bleiben und uns bis zum letzten Atemzug verteidigen im, wenn auch geringen, Schutz dieser Wände? Oder sollen wir die Mongolen mit einem Mal schlagen? Vielleicht gelingt es uns doch, ihre Reihen zu durchbrechen?“

„Ja, ja, wir werden den Mongolen einen Schlag versetzen!“ schrien alle einmütig. „Wir sind keine Füchse, die der Jäger in ihrem Bau austräuchert!“

„Gut, wenn das euer Wille ist“, sagte Maxym. „Stellt euch in drei Reihen auf. Pfeile und Bögen werft beiseite, ergreift Äxte und Messer! Mir nach!“

Wie ein gewaltiger Stein, der aus einer gigantischen Schleuder gegen die Mauern einer Festung abgefeuert wird, so schlugen unsere Burschen auf die Mongolen ein. Noch bevor sie den Mongolen nahekommen konnten, traf sie freilich ein Hagel von Pfeilen. Doch diese konnten ihnen keinen Schaden zufügen, weil die erste Reihe der Tuchljaer anstelle von Schilden eine Tischplatte vor sich her trug, die an zwei Speeren befestigt war. In diese Tafel drangen die mongolischen Pfeile ein. Sich den Mongolen nähernd, warf indes die erste Reihe ihr hölzernes Schild beiseite, und die ganze Abteilung stürzte sich mit Tollkühnheit auf den Feind. Die Mongolen gerieten in Verwirrung und begannen auseinanderzulaufen. Tuhar Wowk aber war bereits mit seiner Abteilung zur Stelle und umzingelte die kühnen Burschen von allen Seiten so, wie die Jäger mit einer Meute Hunde ein wütentbranntes Wildschwein umzingeln. Es begann ein furchtbares Gemetzel. Dutzendweise brachten die wackeren Burschen die Mongolen zu Fall; Tuhar Wowk jedoch schickte ihnen neue und aberneue Abteilungen entgegen. Das Blut schoß in Fontänen und die

Leute rannten wie toll umher. Das Stöhnen der Verwundeten, das Gejammer der Sterbenden und das wahnsinnige Geschrei der Mörder — all das mündete in eine Höllensinfonie, die einem in den Ohren gellte und einem das Herz abdrückte und sich unter der lächelnden, klaren Sonne, im Hintergrund leuchtendgrüner Fichtenwälder und unter dem ungestümen Lärm der eiskalten Ströme verbreitete.

„Nach rechts, Kameraden! Gemeinsam werden wir es ihnen schon zeigen!“ schrie Maxym, drei Mongolen abwehrend, die versucht hatten, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen. Unter Anspannung aller Kräfte strebten die Gefolgsleute nach rechts, wo die Linie der Mongolen am schwächsten war, so daß man sie leicht sprengen konnte. Nach kurzem Widerstand wichen die Mongolen zurück.

„Vorwärts! Vowärts, treibt sie vor euch her!“ schrie Maxym, der sich mit seiner blutbefleckten Axt auf die zurückweichenden Mongolen warf. Die Kameraden folgten ihm, und der Rückzug der Mongolen verwandelte sich schnell in eine wirre Flucht. Die kühnen Burschen jagten sie und brachten die hinteren, einen nach dem anderen, zu Fall. Vor ihnen lag das freie Feld und nicht weit davon den dunkle Wald. Wenn es ihnen gelingen würde, dorthin zu laufen, wären sie gerettet. Keine Übermacht der Mongolen könnte ihnen dort etwas anhaben.

„Vorwärts! Kameraden, vorwärts zum Wald!“ schrie Maxym. Ohne zu verschnaufen, schweigend, jagten die blutbefleckten, schrecklichen, wilden Tieren ähnelnden Burschen fliehende Mongolen in Richtung des Waldes. Mit einem Blick hatte Tuhar Wowk die Lage erfaßt und begann zu lachen.

„Glück auf den Weg!“ rief er hinter den kühnen Burschen her. „Auf diesem Weg werden wir einander noch begegnen!“

Und schnell hatte er seine Truppe geteilt und schickte den einen Teil nach oben, auf den Tuchljaer Weg, damit er den Burschen von der Waldesseite her entgegengehe. Er wußte, daß die von ihm ausgesändten Mongolen das rechtzeitig schaf-

fen würden. Mit dem verbleibenden Teil setzte er den Tuchljaern nach.

Drei Staubwolken zogen über das Feld am Opir. Drei Häufchen von Menschen jagten einander durch dieses Feld. Zuvorderst lief das Häufchen der aufgeschreckten und geschlagenen Mongolen, sie wurden von unseren Burschen mit Maxym an der Spitze gejagt, und hinter diesen waren die Hauptkräfte der Mongolen unter Führung von Tuhar Wowk. Die dritte Mongolenabteilung, die von Tuhar Wowk entsandt worden war, den Weg abzuschneiden, versteckte sich und verschwand alsbald irgendwo, von den durch die Verfolgungsjagd begeisterten kühnen Burschen unbemerkt.

Plötzlich machten die vor den Tuchljaern fliehenden Mongolen halt. Vor ihnen war ein unerwartetes Hindernis aufgetaucht: ein tiefer, in den Felsen gehauener Paß — der Beginn des Tuchljaer Weges. Der Paß war an dieser Stelle fast zwei Sashen tief, die Wände waren glatt behauen, sodaß man unmöglich an ihnen klettern konnte. Springen war äußerst gefährlich, besonders für die erste Reihe der Laufenden, da sie damit rechnen mußte, daß nach ihnen gleich die zweite Reihe springt. In der Todesangst, die selbst dem schlimmsten Feigling in letzter Minute Mut verleiht, blieben die Mongolen stehen und wandten das Gesicht ihren Gegnern zu. In diesem Augenblick kam in ihnen eine unerwartete Hoffnung auf: Hinter dem Feind sahen sie ihre Glaubensgenossen herbeieilen. Da griffen sie unwillkürlich nach den Waffen. Diese plötzliche Anwallung von Mut vermochte sie jedoch nicht mehr zu retten. Gleich dem Brausen eines Orkans warfen sich die Tuchljaer Burschen auf sie, indem sie alle Hindernisse zerschlugen, zertrümmerten und sie in die Schlucht hinabstießen. Jammernd stürzten die zuhinterst stehenden auf den Grund der Schlucht hinab, während die in der Mitte unter den Schwertern und Äxten der Tuchljaer starben. Jetzt aber befanden sich die kühnen Burschen selbst am Rande des steilen Abhanges und erschauerten. Von hinten waren ihnen Tuhar Wowk und die Mongolen auf den Fersen und vorn war diese

schreckliche Schlucht! Was sollte man tun? Einige Augenblicke reichten Maxym zum Nachdenken aus. Der Anblick der auf dem Grund der Schlucht liegenden, kampfunfähigen Mongolen brachte ihn auf eine glückliche Idee.

„Ihr, die hintere Reihe, laßt ruhig die Mongolen herankommen und haltet so für einen Augenblick deren Ansturm stand, derweilen werft ihr hier vorn die Leichen der Mongolen in die Schlucht und springt darauf!“ schrie er.

„Hurra!“ schrien freudig die kühnen Burschen, seinen Befehl ausführend. Dumpf prallten die noch warmen Leichname der Mongolen auf dem Grund auf. Unsere kühnen Burschen hatten einen Schimmer Hoffnung, sich retten zu können. Doch schon stürmten die mongolischen Verfolger mit Tuhar Wowk an der Spitze herbei.

„Nun“, schrie er, „diesmal entkommt ihr mir nicht!“ Und seine schwere Axt brachte den ersten Gegner zu Fall, der ihm noch gestern als Bogenschütze treu ergeben war. Der tödlich Verwundete stöhnte und fiel dem Bojaren zu Füßen. Der Kamerad des Verwundeten schwenkte über Tuhars Haupt eine Axt, um den Tod des Freundes zu rächen, doch im selben Moment hatten ihn zu beiden Seiten mongolische Lanzen aufgespießt. Die gesamte erste Reihe der kühnen Burschen fiel nach kurzem Widerstand. Das waren die Schwächsten, die in der vorangegangenen Schlacht verwundet worden und deshalb in der Verfolgungsjagd zurückgeblieben waren. Doch hatten sie die Mongolen eine Weile aufgehalten, und ihre glücklicheren Kameraden waren auf dem Grund der Schlucht bereits in Sicherheit.

„Halt!“ schrie Maxym den Seinen zu. „Bildet eine Reihe und stellt euch unter dem Mauervorsprung auf! Wenn sie uns verfolgen sollten, werden wir ihnen hier einen blutigen Empfang bereiten.“

„Erste Reihe! Ihnen nach!“ kommandierte Tuhar Wowk unüberlegt und übereifrig. Die erste Reihe der Mongolen sprang hinab und war verloren. Viele davon kamen unten be-

reits tot an, noch in der Luft von den Äxten der Tuchljaer getroffen.

„Hurra!“ schrien diese triumphierend. „Na, los, ihr in der zweiten Reihe, springt schon!“

Die zweite Reihe jedoch stand am Abhang und hatte es mit dem Springen nicht eilig. Tuhar Wowk bemerkte seinen Fehler und schickte schnell die stärkste Abteilung hinunter, ins Tal, damit sie den Ausgang aus der Schlucht versperre.

„Nun, ihr Vögelchen, gibt's für euch kein Entkommen mehr!“ frohlockte er. „Meine Fänger sind bereits im Anmarsch! Nun mal los, Kinderchen, vorwärts! Ihnen nach!“

Wütendes Geschrei von Mongolen ertönte in der Schlucht, genau dort, wo Tuhar Wowk stand. Das war die Abteilung, die er den oberen Weg entlang geschickt hatte, um den Burschen den Weg abzuschneiden. Jetzt schlug sie dort unten die Tuchljaer.

„Laßt uns hinunterlaufen!“ schrien die Tuchljaer. Mit einem Blick jedoch hatten sie sich davon überzeugt, daß die ganze Hoffnung auf Rettung ins Nichts zeronnen war. Unten, am Eingang zum Engpaß tauchte bereits die zweite Gruppe Mongolen auf, die ihnen entgegenkam, um sie fest in diesem steinernen Käfig einzusperren.

„Nun, so sterben wir denn!“ sagte Maxym, indem er seine blutige Axt an dem Schafspelz des ihm zu Füßen liegenden, getöteten Mongolen abwischte. „Kameraden! Mutig in den letzten Kampf!“

Und wie mutig stürzten sie sich in den Kampf! Nachdem sie die letzten Kräfte gesammelt hatten, schlugen sie auf die Mongolen ein, ungeachtet der ungeeigneten und abschüssigen Gegend, brachten noch einmal Verwirrung in deren Reihen und fügten ihnen schwere Verluste zu. Dennoch drängten die Mongolen sie kraft ihres Ansturmes hinab und brachten sie durcheinander. Die kühnen Burschen verteidigten sich heldenhaft, doch einer nach dem anderen fiel. Nur Maxym hatte als einziger, obwohl er sich wie ein Löwe schlug, noch keine Verwundung. Die Mongolen machten um ihn einen Bogen; wenn

sie ihn doch angriffen, dann geschah es nur in der Hoffnung, ihm die Waffe aus den Händen schlagen und ihn lebend nehmen zu können. So lautete der klare Befehl von Tuhar Wowk.

Da wurde auch schon die zweite Mongolenabteilung nach unten geworfen: Die Tuchljaer drängten sich zusammen in dem Steinkäfig, der des Ausgangs beraubt worden war, drückten sich an die Wand. Vor ihnen war nur so viel freier Raum, wie sie sich selbst durch Schwert und Axt zu schaffen wußten. Aber die Hände der Tuchljaer begannen lahm zu werden, indes die Mongolen sie in einem fort, wie die Wellen einer Flut, bedrängten. Einige, die bereits die letzte Hoffnung verloren hatten und keinerlei Möglichkeit zum weiteren Kampf sahen, stürzten sich blindlings in die größte Mongolenmeute, fanden, durch Äxte zerhackt, den Tod. Andere wiederum drängten sich immer noch an die Wand und flüsterten Gebete vor sich hin, so, als könne ihnen das irgendwie helfen. Die Dritten verteidigten sich wenigstens dem Schein nach, wenn sie auch bereits unbewußt die Äxte schwangen, und die tödlichen Streiche, die die Mongolen führten, trafen nur noch Leichname, die nichts mehr spürten, die leblos waren. Nur eine Handvoll der Stärksten — es waren ihrer fünf — umringten Maxym. Mutig hielten sie sich wie die Spitze eines Felsens inmitten der tobenden Naturgewalt. Diese Handvoll Krieger hatte drei Angriffe der Mongolen abgeschlagen. Wie auf einem Turm standen sie auf einem Haufen von Leichnamen; in den Händen der Helden waren die Schwerter und Äxte bereits stumpf geworden. Ihre Kleidung, die Arme und die Gesichter waren völlig von Blut bedeckt, aber immer noch klar und vernehmbar ertönte Maxyms Stimme, der seine Kameraden zum Kampf anfeuerte. Tuhar Wowk schaute halb ärgerlich, halb verwundert von oben auf den kühnen Burschen herab.

„Bei Gott, das ist ein Prachtjunge!“ sprach er zu sich selbst. „Da verwundert es mich nicht, daß er meine Tochter für sich einnehmen konnte. Und auch mich selbst könnte er mit seiner ritterlichen Kühnheit gefangennehmen!“

Danach wandte er sich zu den Mongolen um, die am Rande des Abhanges standen und rief:

„Vorwärts! Springt auf sie! Es wird Zeit, diesem Gemetzel ein Ende zu machen! Nur diesen da“,— er zeigte auf Maxym,— „rührt nicht an!“

Die Mongolen stürzten sich alle mit einem Male wie ein schwerer Felsen auf das noch unbesiegte Häufchen der Helden und brachten es zu Fall. Noch einmal ertönte ein wütendes Geschrei, noch einmal gerieten Mongolen und Tuchljaer aneinander, wenn auch diesmal nur für kurze Zeit. Auf einen jeden Helden warf sich eine ganze Schar Mongolen. All unsere kühnen Burschen waren gefallen. Nur Maxym stand noch wie eine Eiche mitten auf einem Feld. Er hatte demjenigen Mongolen den Kopf abgehauen, der sich auf ihn werfen wollte, und war dabei, gegen einen anderen zum Schlag auszuholen, als ihm plötzlich eine starke Hand mit eisernem Druck hinterrücks die Kehle zusammenpreßte und ihn zu Boden warf. Da lag nun Maxym, besiegt von der Hinterlist, und Tuhar Wowk beugte sich mit seinem vor Wut und Anspannung purpurroten Gesicht über ihn.

„Was sagst du nun, du Knecht?“ rief der Bojar spöttisch. „Siehst du jetzt, daß ich Wort zu halten verstehe? Nun, Kinder, legt ihm endlich die eisernen Fesseln an!“

„Wenn ich auch in Ketten liege, so werde ich doch immer ein freier Mensch bleiben. Ich habe Ketten an den Händen, du aber hast sie um dein Herz“, sagte Maxym.

Der Bojar begann zu lachen und verließ ihn, um Ordnung ins mongolische Heer zu bringen, das sich durch das blutige Gemetzel zahlenmäßig stark verringert hatte. Mit dem größten Teil der noch heilgebliebenen Mongolen wandte sich Tuhar seinem Haus zu. Den anderen befahl er, den unglückseligen, von Leichen versperrten Paß zu umzingeln. Nachdem er alle Gesunden für die Bewachung des Passes ausgesondert hatte, machte er sich daran, mit einem kleinen Häufchen der Seinen und mit dem gefangengenommenen Maxym ins Lager zurückzukehren. „Verfluchter Pöbel!“ sagte Tuhar Wowk, seine Ver-

luste zählend. „Wieviel Leute sind dahin! Nun, zum Teufel mit diesen Mongolen, um sie ist es doch nicht schade! Wenn ich über diese Leichen zur Macht gelangen könnte, würde ich mich sogar gegen sie stellen! Was ist doch der Maxym für ein Dreckskerl! Aber ein Krieger ist das! Nun, wer weiß, vielleicht erweist er sich für meine Ziele noch als nützlich? Man muß sich seiner nur zu bedienen wissen, habe ich ihn doch schon in der Hand! Er muß uns als Bergführer dienen. Weiß der Teufel, was sie da für eine Straße haben, vielleicht gibt es dort irgendwelche Abwege? Nun, da er in meiner Hand ist, muß man ihn locken und ein bißchen freundlich zu ihm sein: wer weiß, wozu ich ihn noch gebrauchen kann!“



Inzwischen machten die Mongolen die Pferde reisefertig. Maxym, dessen Hände und Füße in schweren Ketten lagen, saß blutverschmiert, ohne Mütze, in zerlumpter Kleidung mit zusammengebissenen Zähnen und verzweifeltem Herzen auf einem Stein am Fluß. Vor ihm, auf dem Feld und in der Schlucht, lagen haufenweise die noch nicht erkalteten, erschlagenen und mit Blut bespritzten Leichen seiner Kameraden und Feinde. Wie glücklich waren doch diese! Sie lagen so still, so friedlich auf ihrem blutigen Bette und kannten weder Zorn noch Leiden noch Feindschaft! Sie verlachten jetzt alle Ketten, die ganze Kraft des grausamen Dshingis-Khan; ihn selbst dagegen hatte dieses Stückchen Eisen zu einem seelenlosen Spielzeug einer wilden Willkür, zum Opfer der Blutrache gemacht! Wie glücklich doch waren diese Toten! Sie, obwohl verstümmelt, bewahrten doch menschliches Aussehen und Ähnlichkeit — ihn aber verwandelten diese Ketten in einem Augenblick in Vieh, in einen Sklaven!

„Heilige Sonne!“ rief Maxym in seiner Seelenqual. „Das kann doch nicht etwa dein Wille sein, daß ich in Fesseln sterbe? Hast du mir etwa nur deshalb so oft in den Tagen meines Glücks dein klares Lächeln geschenkt, um mir heute in meinem unergründlich tiefen Leid zu leuchten? Sonne, das kann doch wohl nicht sein, daß du nicht mehr der gute Gott des Tuchljaer Landes bist, sondern dich in den Beschützer dieser grausamen Wilden verwandelt hast?“

Doch die Sonne lachte! Ihre hellen und heißen Strahlen spiegelten sich in den Blutlachen wider, sie küßte die Toten auf die sich blau verfärbenden Münder und auf die tiefen Wunden, aus denen das Mark und die noch warmen menschlichen Eingeweide hervorquollen. Und mit denselben hellen und heißen Strahlen übergieß sie den grünen Wald und die herrlichen, duftenden Blumen und die hochgelegenen Gebirgsweiden und badete sich in der sauberen, lazurfarbenen Luft. Die Sonne lachte, und mit ihrem göttlichen, teilnahmslosen Lächeln verwundete sie Maxym's gemarterte Seele nur noch mehr.

VI

Einen sonderbaren Traum hatte Sachar Berkut. Er träumte, heute wäre das Jahresfest des Wächters und die gesamte Gemeinde versammelte sich in der Nähe dieses Steines, am Eingang zur Tuchljaer Schlucht. Die Mädchen hatten Kränze auf, die Burschen waren mit Musikinstrumenten, alle in sauberer Festkleidung, erschienen. Da ist er, der Allerälteste in der Gemeinde; er nähert sich dem heiligen Stein und beginnt zu beten. Irgendwelche geheimnisvollen, besorgten und schmerzlichen Vorahnungen nehmen während des Gebetes von seiner Seele Besitz. Irgendetwas macht ihm das Herz schwer, er weiß selbst nicht, was es ist. Sein Gebet ist leidenschaftlich. Nach zwei, drei Worten des üblichen Gebets läßt er von den alten, überlieferten Wendungen ab, und irgendein neues, heftigeres und flammenderes Gebet kommt über seine Lippen. Die ganze Gemeinde ist davon ergriffen und sinkt, wie auch er, auf die Knie nieder. Die Worte sprudeln unaufhörlich, und ringsum wird es dunkel. Schwarze Wolken bedecken den Himmel, es beginnt zu donnern, Blitze zerreißen das Himmelszelt und tauchen alles ringsumher in grelles Licht. Die Erde erzittert. Plötzlich neigt sich der heilige Stein langsam, rührt sich von seinem Platze und fällt unter furchtbarem Krachen auf Sachar hernieder.

„Was kann das nur bedeuten?“ fragte sich Sachar, als er über seinen Traum nachdachte. „Glück oder Unglück? Freude oder Leid?“ Er konnte jedoch keine Antwort auf diese Fragen finden, und der Traum hinterließ irgendeine bedrückende Vorahnung, irgendeine schwarze Wolke auf Sachars Stirn.

Schnell sollten sich diese Vorahnungen bewahrheiten! Direkt zur Mittagszeit war eine schreckliche und unerwartete Kunde nach Tuchlja gedrungen. Die Hirten von der Nachbarwiese kamen, ganz außer Atem, ins Dorf gelaufen und riefen, daß sie irgendeinen Kampf in der Nähe des Bojarenhauses gesehen hätten sowie eine Menge irgendwelcher unbekannter schwarzer Menschen und daß sie ein unverständ-

liches und herzerreißendes Geschrei hörten. Fast die gesamte Jugend von Tuchlja hatte sich in aller Eile bewaffnet und lief zum Kampfplatz, blieb jedoch in einiger Entfernung davon stehen, als sie das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld und eine Horde von Mongolen sah, die das Bojarenhaus umzingelt hatten. Man konnte wohl nicht daran zweifeln, daß alle jungen Burschen, die ausgeschickt worden waren, das Bojarenhaus zu zerstören, in einem ungleichen Kampf mit den Eroberern ihr Leben gelassen hatten. Die Tuchljaer Jugend wußte nicht, was sie tun sollte, kehrte ins Dorf zurück und verbreitete überall diese schreckliche Kunde. Als der alte Sachar davon erfuhr, erzitterte er, und eine bittere Träne rann über sein altes Gesicht.

„Ach, so ist nun doch mein Traum Wirklichkeit geworden!“ flüsterte er. „Mein Maxym ist bei der Verteidigung seines Dorfes gefallen. So muß es wohl sein. Ein jeder muß irgendwann einmal sterben, doch nicht jedem ist es beschieden, ruhmvoll aus dem Leben zu gehen. Nicht grämen, sondern freuen sollte ich mich des Schicksals.“

So beschwichtigte sich der alte Sachar selbst; sein Herz jedoch drückte der Schmerz zusammen: Über alle Maßen stark und mit seiner ganzen Seele hatte er seinen jüngsten Sohn geliebt. Doch schon bald war Sachar wieder der alte. Die Gemeinde hatte ihn gerufen und wartete auf seinen Rat. In ganzen Scharen strömten die Leute, jung und alt, zum Dorfrand, zur Tuchljaer Schlucht, in deren Nähe ihr furchtbarer Feind stand. Zum ersten Mal seit der Gründung Tuchljas versammelte sich der Gemeinderat ohne die althergebrachten Zeremonien, ohne die Fahne, jedoch unter dem Geklirr der Äxte und Sensen, inmitten eines halb aufgeregten, halb kriegerischen Stimmengewirrs. Alle standen durcheinander, jung und alt, Bewaffnete und Unbewaffnete, sogar Frauen liefen in der Menge hin und her, versuchten Nachrichten über den Feind herauszubekommen oder beweinten laut ihre gefallenen Söhne.

„Was ist zu tun? Womit soll man beginnen? Wie muß man sich verteidigen?“ tönte es in der Menge. Ein Gedanke überwog alle anderen: Die ganze Gemeinde muß sich vor der Schlucht aufstellen und sich dort gegen die Mongolen bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Besonders die Jugend war es, die darauf beharrte.

„Wir wollen so sterben, wie unsere Brüder bei der Verteidigung ihres Landes gestorben sind!“ riefen sie. „Nur über unsere Leichen gelangt der Feind in das Tuchljaer Tal!“

„In der Schlucht muß man Verhaue anlegen, in deren Schutz man die Mongolen vernichtet!“ rieten die älteren Leute.

Als der Lärm ein wenig verstummt war, begann Sachar Berkut zu sprechen.

„Wenn auch das Kriegshandwerk nicht das meinige ist, und es ist nicht meine Angelegenheit, als alter Mann darüber Ratschläge zu erteilen, was ich nicht mehr selbst in meine Hände nehmen kann, so bin ich dennoch der Meinung, daß es gar kein so großes Verdienst ist, wenn wir die Mongolen nur abwehren, besonders, wenn wir uns darüber klar werden, daß das doch für uns gar nicht mal so schwer ist, sind doch unsere Söhne von ihrer Hand gefallen, ist doch unser Boden mit dem Blut unserer Nächsten getränkt und verlangt nach Rache. Rächen wir uns denn etwa an den Feinden, an den Zerstörern unseres Landes, wenn wir sie nur von unserem Dorf abwehren? Nein! Haben wir sie von unserem eigenen Dorf abgewehrt, so werfen sie sich mit doppelter Wut auf die anderen. Nicht abwehren, sondern vernichten muß man sie. Das soll unser Ziel sein!“

Mit Aufmerksamkeit verfolgte die Gemeinde die Rede ihres Sprechers, und die Jugend, die sich allem Neuen und Unerwarteten gegenüber geneigt zeigt, war bereit, diesen Ratsschlag anzunehmen, obwohl sie nicht wußte, wie sie ihn verwirklichen sollte. Viele der Alten sprachen sich jedoch dagegen aus.

„Du sollst meinen Worten nicht zürnen, Vater Sachar!“ sagte eines der Gemeindemitglieder. „Obwohl dein Rat weise

ist und uns großen Ruhm prophezeit, können wir ihn jedoch nicht verwirklichen. Geschwächt ist unsere Kraft und die des Mongolenheeres ist groß. Noch ist die Hilfe von den anderen Gebirgsgemeinden und denen auf ungarischer Seite nicht da. Wenn sie doch noch rechtzeitig kommen sollte, so reichen unsere Kräfte sowieso nicht aus, um die Mongolen auch nur zu umzingeln, geschweige denn sie im offenen Kampf zu besiegen. Wie können wir sie denn anders schlagen? Nein, nein! Unsere Kräfte reichen bei weitem nicht aus! Glücklich dürfen wir sein, wenn es uns gelingt, den Feind von unserem Dorf abzuwehren, ihn vom Wege abzubringen. Keinerlei Hoffnung haben wir, ihn zu zerschlagen!“

Sachar Berkut sah ein, daß diese Einwürfe begründet waren und, obwohl ihm schwer ums Herz wurde, war er bereit, der leidenschaftlichen, mutigen Idee zu entsagen, als plötzlich zwei unerwartete Ereignisse merklich die Stimmung der Tuchljaer Gemeindemitglieder hoben und ihren Beschluß von Grund auf änderten.

Unten, auf der Dorfstraße, gingen drei Abteilungen bewaffneter Jugendlicher unter dem Klang der Hörner und Trembiten hintereinander. Jede Abteilung trug eine Kampfesfahne voran. Lebhaft, kühne Lieder tönten weithin durchs Gebirge. Da waren sie, aus den Gebirgsgemeinden und den ungarischen Landen, die den Tuchljaern Hilfe versprochen hatten. Lauter Prachtkerle, standen wie in den Himmel ragende Bergahornbäume in drei Abteilungen, und nachdem sie in langen Reihen vor der versammelten Gemeinde Aufstellung genommen hatten, senkten sie zum Zeichen der Begrüßung die Fahnen. Es war eine Freude, in die gesunden, rotwangigen Gesichter der Burschen zu blicken, in denen der Mut der Jugend und das stolze Bewußtsein derer flammten, denen es zuteil wird, mit ihrem eigenen Leib das Wertvollste auf der Welt zu verteidigen. Ihnen war eine große Sache auferlegt worden. Mit donnernden Freudesrufen begrüßten die Tuchljaer ihr Kommen. Die Mütter aber, die gerade heute ihre Söhne verloren hatten, wehklagten, als sie diese beste Blüte vom Baum ihres

Volkes gewahrten, die vielleicht schon morgen abgerissen und zertreten dahingewelkt ist, so wie es heute ihren kühnen Falken ergangen war. Auch dem alten Sachar Berkut wurde es beklommen ums Herz, als er diese kühnen Burschen schaute, und er dachte bei sich, wie gut sein Maxym zu jenen gepaßt haben würde. Nein, es sollte eben nicht sein! Genug davon! Ein Toter ist tot und ein Lebender denkt an das Lebendige!..

Noch hatte sich die Freude, die durch das Kommen der langersehnten Hilfe hervorgerufen wurde, nicht gelegt. Die Gemeinde hatte ihre Beratung noch nicht fortgesetzt, als plötzlich an der gegenüberliegenden Seite, von der über der Tuchljaer Schlucht gelegenen Waldlichtung her, ein neuer und völlig unerwarteter Gast auftauchte. Schaum fiel vom Pferd; es war von Zweigen und Dornen zerkratzt, und irgendein Mensch versteckte sich in seiner Mähne, um schneller und sicherer durch den Wald zu reiten, um die Zweige nicht zu streifen. Er ritt, was das Pferd nur hergeben konnte. Wer das war, konnte man aus dieser Entfernung nicht einmal erraten. Der Reiter trug einen umgestülpten mongolischen Schafspelz und als Kopfbedeckung einen schönen Biberpelz. Die jungen Burschen hielten ihn für einen mongolischen Spion und spannten ihre Bogen. Als er jedoch aus dem Wald herausgeritten kam und sich dem Steilhang näherte, von dem man ins Tuchljaer Tal hinabsteigen mußte, stieg der angebliche Mongole vom Pferd, warf seinen Schafspelz ab und erwies sich zu aller Staunen als eine Frau in weißem, mit Seide besticktem Gewand, mit einem Bogen über der Schulter und einer glänzenden Axt am Gürtel.

„Myroslawa, die Tochter unseres Bojaren!“ riefen die kühnen Tuchljaer Burschen aus und konnten kein Auge von dem herrlichen und mutigen Mädchen abwenden. Sie, offensichtlich, schenkte ihnen überhaupt keinen Blick, sie ließ ihr Pferd an der Stelle stehen, wo sie abgestiegen war und begann schnell einen Pfad zu suchen, auf dem sie in das Tal hinabgelangen könnte. Bald hatten ihre flinken Augen einen sol-

chen ausgemacht, den man unter den breiten, großflächigen Blättern der Farne und der dornigen Brombeersträucher fast nicht sah. Mit sicherem Schritt, als sei es ihr von Kindheit an eigen, schritt das Mädchen auf diesem Weg ins Tal hinab und näherte sich der Menge.

„Sei begrüßt, ehrenwerte Gemeinde!“ sagte sie leicht erötend. „Ich habe mich beeilt, um euch mitzuteilen, daß die Mongolen im Anmarsch sind und gegen Abend hier sein werden, sodaß ihr euch noch absprechen könnt, wie ihr sie empfangen werdet.“

„Das wissen wir bereits,“ tönten Stimmen. „Für uns ist das nichts Neues.“

Die Stimmen waren hart und voller Feindseligkeit gegenüber der Tochter dieses widerwärtigen Bojaren, wegen dem so viele kühne Burschen ihr Leben hatten lassen müssen. Das Mädchen jedoch kränkte diese Schärfe nicht, obwohl es sie offensichtlich fühlte.

„Desto besser für mich, wenn ihr euch schon vorbereitet habt“, sagte sie. „Aber jetzt bitte ich, mir zu zeigen, wo hier Sachar Berkut ist!“

„Das bin ich, Mädchen“, sagte der alte Sachar, indem er sich ihr näherte. Myroslawa blickte ihn lange mit Ergebenheit und Aufmerksamkeit an.

„Erlaube, ehrenwerter Vater“, sagte sie und ihre Stimme zitterte vor innerer Aufregung, „vor allen Dingen eines zu sagen: Dein Sohn ist gesund und munter.“

„Mein Sohn?!“ rief Sachar aus. „Gesund und munter?! Oh, Gott! Wo ist er denn? Was ist mit ihm?“

„Vater, laß dich nicht durch die Nachricht, die ich dir mitteile, erschrecken. Dein Sohn befindet sich in mongolischer Gefangenschaft.“

„In Gefangenschaft?“ rief der Alte, wie vom Donner gerührt, aus. „Nein, das kann nicht sein! Du willst mich nur schrecken, böses Mädchen!“

„Nein, Vater, ich schrecke dich nicht. Es ist in der Tat so. Ich komme geradewegs aus dem Mongolenlager, habe ihn ge-

sehen und mit ihm gesprochen. Mit Gewalt und List haben sie ihn gefangen und in eiserne Fesseln gelegt. Obwohl er nicht verwundet ist, war er dennoch völlig mit dem Blut der Feinde verschmiert. Nein, Vater, dein Sohn hat deinem Namen keine Schande gemacht!“

„Und was hat er dir denn gesagt?“

„Er hat mir aufgetragen, zu dir zu gehen, Vater, um dich in deiner Einsamkeit und deinem Kummer zu trösten und um dir eine Tochter, ein Kind zu werden, weil ich, Vater (da zitterte ihre Stimme noch mehr), weil ich... eine Waise bin. Ich habe keinen Vater!“

„Keinen Vater? Tuhar Wowk ist doch nicht etwa ums Leben gekommen?“

„Nein, Tuhar Wowk lebt, aber er hat aufgehört, mein Vater zu sein, seit er... sein Land... verraten hat und... bei den Mongolen in Dienst trat.“

„Nun, das war zu erwarten“, antwortete Sachar finster.

„Jetzt ist er mein Vater nicht mehr, weil ich meine Heimat nicht verraten will. Vater Sachar, so nimm denn seinen Platz ein! Nimm mich als dein Kind auf! Dein unglücklicher Sohn übermittelt dir diese Bitte durch mich!“

„Mein Sohn! Mein unglücklicher Sohn!“ stöhnte Sachar Berkut und wandte kein Auge von Myroslawa ab. „Wer tröstet mich nach seinem Tode?“

„Habe keine Angst, Vater, vielleicht ist er noch nicht verloren, und es gelingt uns, ihn zu befreien. Höre nur, was Maxym mir aufgetragen hat!“

„Sprich, sprich!“ sagte Sachar, sie wieder betrachtend.

„Er riet der Tuchljaer Gemeinde, die Mongolen nicht vor der Schlucht aufzuhalten, sondern sie in den Kessel zu lassen. Dort kann man sie umzingeln und bis auf den Letzten vernichten und wenn nicht, so kann man sie aushungern. Man muß nur bei dem Paß am Wasserfall Verhaue aufstellen und aus dem Dorfe alles Gemeindegut, alles Getreide und alles Brot in Sicherheit bringen, das ganze Vieh wegtreiben und dann die Mongolen von allen Seiten her einsperren. Entweder

hier oder nirgends besiegt ihr sie', sagte Maxym. So hat Maxym geraten."

Mit angespannter Aufmerksamkeit vernahm die ganze Gemeinde Myroslawas Worte. Tiefes Schweigen trat ein, als sie geendet hatte. Nur Sachar richtete sich stolz und freudig auf und ging mit offenen Armen Myroslawa entgegen.

„Meine Tochter!“ sagte er. „Jetzt sehe ich, daß du würdig bist, die Tochter von Sachar Berkut zu sein! Das sind wahrlich die Worte meines Sohnes, aus ihnen spricht sein kühner Geist! Mit diesen Worten hast du mein väterliches Herz gewonnen! Jetzt kann ich den Verlust des Sohnes leichter tragen; hat mir doch der Himmel statt seiner eine solche Tochter gesandt!“

Laut weinend warf sich ihm Myroslawa an die Brust. „Nein, Vater, sprich nicht so“, sagte sie. „Dein Sohn wird nicht sterben, er wird zu dir zurückkehren! Er wird heute abend zusammen mit der Horde hier sein und wenn Gott uns hilft, sie zu vernichten, dann können wir ihn vielleicht befreien.“

Für einen Augenblick hörte man aus der Schlucht den Ruf der Tuchljaer Späher: „Mongolen! Mongolen!“ Danach kamen gleich die Späher selbst herbeigelaufen und schrien, daß die Mongolen in überlegener Zahl im Tal über dem Opir aufgetaucht sind. Nun war schnell zu beschließen, was zu tun sei, wie man sich verteidigen sollte. Sachar Berkut sprach sich nochmals dafür aus, die Mongolen in den Kessel zu schicken, sie hier zu umzingeln und entweder gleich zu vernichten oder aber alle bis auf den Letzten dem Hungertod preiszugeben.

Jetzt erhob sich keine einzige Stimme gegen diesen Rat, und die Gemeinde faßte ihren Beschluß schnell. Alle waren unterwegs zu ihren Häusern, um ihr Hab und Gut in den Wäldern zu verbergen. Die angekommenen kühnen Burschen machten sich schnellstens auf den Weg zur Talanhöhe, zum Wasserfall, um rechtzeitig Verhaue am Paß aufzustellen und zu verhindern, daß die Mongolen hierher gelangten. Im Dorf ging alles drunter und drüber. Geschrei, Befehle, Fragen, das

Gebrüll der Ochsen und das Quietschen der zweirädrigen Holzkarren waren ohrenbetäubend und rollten als Echo in den Bergen. Mit Wehmut nahmen die Tuchljaer Abschied von ihren Gärten, von der Saat auf den Äckern, von den Hütten und Höfen, die schon heute zu Spänen werden und durch die furchtbare mongolische Lawine vernichtet werden würden. Die Mütter trugen ihre verweinten Kinder, die Väter trieben das Vieh und die Fuhrn mit Hausrat, mit Säcken voll Brot und Kleidung weg. Staub stand über dem Dorf. Nur der Bach trug sein silbernes Wasser lauthals dahin. Wie seit Urzeiten stand der alte Wächter am Eingang zur Tuchljaer Schlucht — aber jetzt niedergeschlagen, traurig und bekümmert. Es war, als bemitleide er seine Kinder, die dieses herrliche Tal verließen, als würde er sich zur Seite neigen, um mit seinem großen, steinernen Leib den Weg zu versperren. Auch die alte Linde auf dem Thing-Platz außerhalb des Dorfes schien sich zu grämen. Der brüllende Wasserfall blinkte schillernd in den karmesinroten Strahlen der untergehenden Sonne und stand als blutiger Pfahl über dem verödenden Tuchljaer Talkessel.

Nun gab es keine Menschenseele mehr im Dorf. Die Hütten versanken im Abendnebel, der Weg war von Staub bedeckt, und die Stimmen und der Lärm waren verstummt, so als hätte die ewige Wüste alles Lebendige in diesem Tal verschlungen. Die Sonne verschwand hinter den Tuchljaer Bergen, um in zarten, purpurroten Wolken zu versinken. Leise und geheimnisvoll flüsterten die dunklen Tannenwälder rings um Tuchlja, so als würden sie einander eine schlimme Nachricht mitteilen. Nur der Erdboden ließ wer weiß woher, ein dumpfes Getöse und Gestöhne vernehmen und die Luft, obwohl klar und rein, flimmerte und war von irgendeinem sonderbaren, wirren Getöse erfüllt, das selbst die Mutigsten schauern machte. Aber tief, ganz tief im Waldesinnern, in abgrundtiefen, dunklen Schluchten, inmitten eines unzugänglichen Windbruchs heulten die Wölfe, von Zeit zu Zeit konnte man die kläffenden Stimmen der Füchse, das Röhren der Hirsche und das Brüllen der Auerochsen hören. Im Dorf aber

ist es still — totenstill. Der Himmel, eben noch so klar, so schön, hat sich urplötzlich verwandelt. Die Sonne ist hinter einer lebendigen schwarzen Wolke verschwunden, die sich wie eine Wand von Westen heranschiebt und die sich mit wildem Geschrei aufbläht, um über Tuchlja niederzugehen. Das sind die Vorboten, die ständigen Begleiter der Horde, die Krähen und Raben. Sie kommen in unzähligen Schwärmen herbeigeflogen, eine reiche Mahlzeit witternd. Die Unheil bringenden Vögel schweben als dichter Schleier, der in Fetzen zerreißt, durch die Luft. Die Fetzen zerstieben in alle Himmelsrichtungen wie Wolken, die der Sturm treibt. Im Augenblick hatten sich die friedlichen Tuchljaer Dächer mit den schwarzen Gästen bedeckt, deren Geschrei mit dem Brodeln des Wassers in einem riesigen Kessel zu vergleichen war. Schweigsam und beweglos standen die Tuchljaer an den Steilhängen ihres Talkessels, blickten auf die widerwärtigen Vögel und verfluchten innerlich diese Sendboten des Todes und der Zerstörung.

Wieder veränderte sich das Bild. So, wie durch einen schadhafte Deich herbstliches Hochwasser dringt, so strömten unter gräßlichem Gebrüll schwarze Ungeheuer in den Talkessel. Ununterbrochen folgte Reihe auf Reihe. Endlos war das. Wie das fallende Wasser des Wasserfalls, so hielten sie einander beim Verlassen der engen Schlucht fest, bildeten lange Ketten, bewegten sich langsam und ergossen sich ungehindert in die öde Ebene. Zuvorderst auf diesem Weg ritt auf einem weißen Pferd der schreckliche Riese Burunda-Begadyr und neben ihm ein anderer Reiter, der von Statur kleinere Tuhar Wowk.

Sie ritten langsam, als erwarteten sie jeden Augenblick einen Überfall aus dem Dorf. Einen Überfall gab es jedoch nicht. Es war, als sei das Dorf von der Pest heimgesucht worden. Unter wütendem Geschrei stürzten sich die ersten Reihen der Mongolen auf die Häuser, um sie, wie sie es gewohnt waren, zu zerstören und auszuplündern. Aber es gab nichts zu töten. Die Häuser waren leer. Wutentbrannt schrien

die Mongolen, rannten von Haus zu Haus, schlugen die Türen ein, demolierten Flechtzäune und Tore, zerschlugen Fässer, machten Körbe kaputt und zerstörten Herde. All ihre Wut jedoch war umsonst. Niemand ließ sich im Dorf blicken.

„Verfluchte Hunde!“ sagte Burunda zu Tuhar Wowk. „Die haben von uns Wind bekommen und haben sich verkrochen!“

„Sollten wir nicht hier übernachten, Begadyr?“ fragte Tuhar Wowk, ohne etwas auf die Bemerkung Burundas zu entgegenen.

„Solange wir diese Hunde nicht aufgespürt haben, solange gibt es für uns hier nichts zu übernachten“, antwortete Burunda. „Führe uns zum Ausgang aus dieser Grube! Man muß sich den Ausgang sichern!“

„Der Ausgang ist gesichert“, beruhigte ihn Tuhar Wowk. Ihm selbst aber kam es irgendwie merkwürdig vor, daß alle Tuschljaer das Dorf so schnell verlassen hatten. Obwohl Tuhar den Begadyr erst beruhigt hatte, bat er ihn nun doch, seinen Kriegern zu befehlen, die Beutesuche abzubrechen und zum Ausgang zu eilen. Nur mit Unmut setzten sich die vorderen Reihen der Mongolenhorde in Bewegung, während die hinteren sich noch immer aus der Schlucht drängten und dichter und dichter in den Talkessel ergossen.

Da hatte es die Hauptabteilung auch schon geschafft, das Dorf zu verlassen und zum Paß zu eilen, den man durch den Felsen gehauen hatte. Vom Tal her war das Innere des Passes überhaupt nicht einzusehen, und ohne jede Besorgnis gingen die Mongolen ganz dicht an die steinerne Wand heran, in die der Paß gehauen war. Plötzlich kamen von oben gewaltige Steine herabgeflogen, die die Mongolen zu Krüppeln machten oder töteten. Das Gewimmer der Eroberer, der Verwundeten und der am Boden Liegenden gellte zum Himmel empor. Die Raubvögel begannen über ihren Opfern zu schreien. Die Angegriffenen versuchten, nach hinten und nach den Seiten hin auszuweichen, da aber kamen ihnen Burunda und Tuhar Wowk mit bloßen Schwertern in die Quere.

„Wohin, ihr Narren?“ brüllte Burunda wie ein rasender Auerochse. „Hier, vor euch, ist der Ausgang! Vorwärts! Mir nach!“

Eine ganze Meute vor sich herjagend, warf er sich in den dunklen Schlund des Passes. Dort wurde den Eroberern ein gebührender Empfang zuteil. Ein Steinhagel traf ihre Köpfe und es gab keinen einzigen Krieger Dshingis-Khans, dem das Blut nicht in die Augen gelaufen und nicht einen, dessen Hirn nicht aus dem zerschmetterten Schädel gegen die Steinwände gespritzt wäre. Wie aus der Hölle erschollen Gebrüll und Gestöhne aus dem dunklen Paß, aber Burunda vermochte es mit immer lauterer Stimme zu übertönen: „Vorwärts, ihr Hasenfüße, vorwärts, mir nach!“ Immer neue Meuten von Mongolen kletterten ungeachtet weiterer Steinhagelschläge in den Paß.

„Vorwärts, nach oben!“ rief Burunda, sich mit einem Schild gegen die von oben herabfallenden Steine schützend.

Unterdessen hatte Tuhar Wowk über sich ein Häufchen kühner Tuchljaer Burschen erblickt und befahl den vor dem Paß stehenden Mongolen, mit Pfeilen auf sie zu schießen. Oben vernahm man ein Stöhnen, und laut heulten die Mongolen unten vor Freude auf. Jedoch rächten die Tuchljaer Burschen ihre drei Verwundeten, indem sie mit doppelter Wut riesige Felsbrocken auf die Eroberer warfen. Dennoch hätte das den starrköpfigen Burunda nicht aufgehalten, wenn sich nicht inmitten des Passes, in der Kurve, ihren Augen ein unerwartetes Hindernis geboten hätte: Der Paß war bis oben hin mit großen Steinen verschüttet. Und die Tuchljaer griffen noch verbissener an. Wie Hagel fielen die Steine. Ein Mongole nach dem anderen fiel. Burunda sah endlich ein, daß seine Hartnäckigkeit nutzlos war; denn man würde diesen Paß so lange nicht überqueren können, bis es nicht gelang, die Tuchljaer von der Anhöhe zu vertreiben.

„Zurück!“ schrie Burunda, und ein kleines Häufchen heilgebliebener Mongolen der gesamten Angriffsabteilung flog rasch wie ein Stein aus der Schleuder aus der Schlucht.

„Der Paß ist verschüttet!“ sagte Burunda schweratmend zum Bojaren, indem er sich Schweiß und Blut vom Gesicht wischte.

„Lassen wir sie für heute, sollen sie zufrieden sein!“ sagte Tuhar Wowk.

„Nein!“ schrie Burunda, hochmütig auf den Bojaren herabschauend. „Die Krieger des großen Dshingis-Khan vertagen nicht auf morgen, was heute schon erledigt werden kann.“

„Was aber können wir heute hier noch ausrichten?“ fragte Tuhar Wowk, und mit Zittern blickte er in den dunklen Schlund des Passes, von wo noch das schauerliche Gestöhne der zu Tode verwundeten Mongolen drang.



„Man muß diese Hunde von dort, von dort oben, verjagen!“ schrie Burunda böse, indem er mit der Hand auf den Gipfel der Felsenwand wies. „Leitern her! Ihr da vorn, rauf auf die Leitern! Ihr da hinten treibt sie mit Pfeilen weg! Wir werden schon sehen, wer die Oberhand gewinnt!“

Aus den nahegelegenen Hütten hatte man Leitern herbeigeht, und dem Rat von Tuhar Wowk folgend verband man sie miteinander durch Querbalken zu einer breiten Leiterwand. Die Tuchljaer sahen sich dieses Treiben in völliger Ruhe an. Da hoben die Mongolen unter Geschrei die Leitern bereits hoch und schleppten sie zur steinernen Wand. Die Tuchljaer schickten ihnen Steine, Pfeile und Jagdspieße entgegen, anhaben konnten sie den Mongolen jedoch nichts; denn wenn einer oder zwei geschlagen niederfielen, trugen die übrigen die Leiter weiter und an die Stelle der Verwundeten traten neue Kämpfer. Unterdessen schossen aber die hinteren Reihen der Mongolen ihre Pfeile nach oben und zwangen die Tuchljaer so zum Zurückweichen. Die verhängnisvolle Leiter näherte sich schnell der Wand. Unruhe begann sich unter den Tuchljaern breitzumachen...

In der Nähe des Kampffeldes, von einem Gesteinsbrocken vor Pfeilen geschützt, saß Sachar Berkut auf Stroh und erwies den Verwundeten Hilfe. Er zog die Pfeile aus deren Wunden. Mit Myroslawas Hilfe wusch er die verletzten Stellen und machte sich gerade daran, diese zu verbinden, wozu er irgendein kunstvoll hergestelltes Harz verwandte, als plötzlich einige aufgeschreckte Krieger herbeiliefen und ihn von der Gefahr in Kenntnis setzten.

„Kinderchen, was kann ich euch denn nur raten?“ sagte der Alte, Myroslawa jedoch sprang auf, lief, es mit eigenen Augen zu sehen.

„Habt keine Furcht!“ sagte sie zu den Tuchljaern. „Wir werden sie schnell zur Vernunft bringen! Laßt sie nur ruhig schießen! Ihr nehmt die Speere und legt euch der Länge nach auf den Boden! Sobald die Köpfe der ersten auftauchen, werft ihr euch mit einem Mal auf sie! Sie selbst schützen euch vor

Pfeilen; trifft ihr die vorderen, so bringen sie selbst die hinten Stehenden zu Fall. Die Dämmerung gereicht uns zum Vorteil, und wenn wir sie diesmal abwehren, können wir die Nacht ruhig verbringen.“

Die Tuchljaer waren damit einverstanden, warfen sich auf den Boden und hielten die Speere fest in den Händen. Noch einige Zeit flogen die Pfeile durch die Luft, hörten dann aber ganz auf. Das war das Zeichen dafür, daß die vordere Reihe oben auf der Leiter angelangt war. Die Tuchljaer hielten die Luft an und erwarteten die Feinde. Da hörte man auch schon das Quietschen der Sprossen, das Schnaufen der Mongolen und das Geklirr ihrer Waffen. Langsam und zaghaft tauchen vor den Augen der Liegenden die zottigen Mongolenmützen auf den schwarzen, fürchterlichen Köpfen mit den kleinen, glänzenden Augen auf. Diese Augen blickten aufgeregt, starr und wie gebannt auf die liegenden Tuchljaer, doch die Köpfe kamen näher und näher. Man sieht bereits die Schultern, die mit den zottigen Schafspelzen bedeckt sind, die breite Brust. In diesem Augenblick springen die Tuchljaer unter schrecklichem Geschrei auf, und ihre Speere bohren sich tief in die Brust der Angreifer. Geschrei, Brüllen, Durcheinander, hier und da ein kurzes Gefecht, da und dort krampfhaftige Bewegungen, Flüche, Gejammer, und wie eine schwere Lawine rollten die Feinde die Leiter hinab, die unteren Reihen mit sich ziehend. Auf diesen Haufen Lebender und Toter, auf dieses Chaos von blutbefleckten, zitternden und brüllenden menschlichen Körpern fielen von oben große Gesteinsbrocken herab. Über dieser Hölle, die von dem Vorhang der Nacht halb verdeckt war, stiegen die Freudenrufe der Tuchljaer und das traurige Geheul der Mongolen sowie die lauten, schrecklichen Verwünschungen von Burunda-Begadyr in den Himmel. Wie ein Besessener stürzte er über den Platz, raufte sich die Haare und endlich, als er sich schon vor Wut nicht mehr kannte, sprang er mit entblößtem Säbel zu Tuhar Wowk hin.

„Du bleichgesichtiger Hund!“ schrie er und knirschte mit den Zähnen. „Du zweifacher Verräter, du! Du bist schuld! Du

hast uns in diesen Hinterhalt geführt, aus dem wir nun nicht mehr herauskönnen!“

Wie ein Feuer loderte es in Tuhar Wowk auf. Seine Hand griff unwillkürlich nach dem Schwert, doch im nächsten Augenblick wurde ihm so beklommen ums Herz, daß seine Hand schwach wurde und niedersank, wie von einer Peitsche getroffen. Er ließ den Kopf hängen, biß die Zähne zusammen und sprach mit niedergedrückter Stimme:

„Großer Begadyr, dein Zorn gegenüber dem treuen Diener Dshingis-Khans ist ungerecht. Ich trage keine Schuld, wenn sich diese Knechte uns widersetzen. Befehle dem Heer, ein Nachtlager aufzuschlagen und sich auszuruhen. Morgen früh siehst du dann selbst, wie sie, von unseren Pfeilen aufgescheucht, davonstieben wie Herbstlaub im Winde.“

„Ach so!“ schrie Burunda. „Damit sie uns des Nachts in den Hütten überfallen und unser Heer abschlachten!“

„So befahl dem Heer, die Hütten anzuzünden und unter freiem Himmel zu nächtigen!“

„Dahinter scheint mir eine List zu stecken! Du willst meinen Zorn abwenden und die Schuld von dir schieben! Aber das wird dir nicht gelingen! Hast du uns hierher gebracht, mußt du uns auch von hier wieder wegführen, gleich morgen, ohne Zeit und Leute zu verlieren! Hörst du, was ich sage? So soll es sein, andernfalls ergeht es dir schlecht!“

Ganz umsonst versicherte Tuhar Wowk dem wilden Begadyr, daß ihn nicht alle Schuld träfe, daß er zwar geraten habe, was seiner Meinung nach am besten sei, daß aber der ganze Rat der Mongolenheerführer seinen Vorschlag angenommen habe und daß sich kein Bergführer dafür hätte verbürgen können, daß man auf dem Wege nicht auf unerwartete Hindernisse stoßen könne. Aber all das schüttelte Burunda ab wie der Hund das Wasser.

„Nun gut, Bojar“, sagte er letztendlich, „es geschehe nach deinem Willen; doch morgen wirst du uns sowieso einen Ausweg aus diesem Hinterhalt zeigen müssen, wenn nicht, dann

wehe dir! Das ist mein letztes Wort. Ich erwarte von dir Taten und nicht Gerede!“

Mit Verachtung wandte er sich von dem Bojaren ab, ging zu seinen Mongolen und mit kraftvoller Stimme befahl er ihnen, unverzüglich das Dorf an allen vier Ecken anzuzünden und auf der ganzen Ebene alles zu vernichten, was dem Gegner als Deckung für einen nächtlichen Überfall hätte dienen können. Die Mongolen stimmten ein Freudengeschrei an. Sie hatten schon lange auf diesen Befehl gewartet. Sofort ging Tuchlja an allen Ecken und Enden in Flammen auf, die Zungen der Flammen zerrissen die dichte Finsternis, die sich über Tuchlja gesenkt hatte. Der Rauch ballte sich zusammen, schwebte in die Tiefe hinab und hüllte das Tal ein. Die Strohdächer, an denen blutige Flammen leckten, knisterten. Durch die leeren Hütten fraß sich das Feuer, loderte oben auf, um sich gleichsam für ein Weilchen zu legen, um dann erneut aufzuwirbeln, sich bemühend, den Himmel zu erreichen. Manchmal, wenn ein Windstoß aufkam, breitete sich die Flamme von neuem über dem Boden aus. Goldig schimmerten die Funken, es flackerte und wogte wie ein feuriger See. Der Donner der einstürzenden Balken und Wände rollte dumpf durch das Tal. Die Getreide- und Heuschober ähnelten Haufen glühender Kohle, in deren Innern hier und da blasse Feuerstrahlen hindurchschimmerten. Die Bäume brannten wie Kerzen und die brennenden, heißen Blätter wirbelten hoch in die Luft wie goldene Schmetterlinge. Das ganze Tuchljaer Tal glich jetzt einer Feuerhöhle. Mit wildem Geschrei liefen die Mongolen zwischen dem Feuer hin und her und warfen all das in die Flammen, was ihnen unter die Hände kam. Unter kläglichem Stöhnen fiel die von Mongolenäxten abgeholzte alte Linde, die Zeugin der Things, zu Boden. Die Luft im Tuchljaer Talkessel erwärmte sich wie in einem richtigen Kessel, alsbald kam von den Bergen her ein stürmischer Wind auf; er wirbelte die Funken hoch, riß an brennendem Stroh und Heu, schleuderte es wie feurige Pfeile durch die Gegend. Der Tuchljaer Bach hatte wohl noch nie einen

ähnlichen Glanz gesehen und erwärmte sich erstmals in seinem kalten, steinernen Flußbett. Zwei Stunden dauerte vermutlich das Feuer, auf das die Tuchljaer schweigend, mit dem Ausdruck ohnmächtiger Trauer von dem hohen Steilhang herab sahen. Danach machten sich die Mongolen daran, die niederbrennenden Reste zu löschen, indem sie sie in den Strom warfen und um ihr Lager einen breiten Graben auszuheben. In der Mitte des Lagers waren augenblicklich Zelte für die Heerführer aufgeschlagen worden, die Übrigen mußten ihr Nachtlager unter freiem Himmel aufschlagen, auf dem vom Feuer erwärmten Boden.

Im Tuchljaer Talkessel wurde es wieder dunkel. Die Mongolen hätten gar zu gern Lagerfeuer angelegt. Das war jedoch unmöglich: denn erst jetzt hatten sie begriffen, daß sie mit dem Feuer die ganze Ebene in eine Einöde verwandelt hatten und daß alles, was nur brennen konnte, verbrannt oder vom Strom hinweggetragen worden war. So mußte man denn in der Finsternis Wachen aufstellen, damit das Heer schlafen konnte. Sogar der Graben war nicht so tief angelegt worden, wie es sich gehört hätte, weil es bereits ganz dunkel war. Zornig und unzufrieden, wie eine schwarze Wolke, zog Burunda durch das Lager, überprüfte die Gräben und die Späher, die daneben aufgestellt worden waren, sprach mit den Heerführern und traf Anordnungen, wie man sich vor einem nächtlichen Überfall sichern könne. Es war bereits um Mitternacht, als es im Lager stiller wurde. Allein das Geschrei der Wachen und das Brüllen des Wasserfalls störten die Stille.

Nur an einer Stelle des Mongolenlagers blinkte ein Licht. Hier brannte flackernd eine Pechlaterne im Zelt von Tuhar Wowk. Das blasser Feuerchen flimmerte und zischte und rauchte, indem es das geschmolzene Pech verschlang und warf ein unnatürliches, düsteres Licht in das Innere des Bojarenzeltes. Leer und unfreundlich war es im Zelt sowie auch in der Seele Tuhar Wowks. Er ging, tief in Gedanken versunken, im Zelt umher. Die überheblichen Worte Burundas hatten sein stolzes Herz entflammt. Sie waren für ihn wie ein Schlag ins

Gesicht, und dem Bojaren wurde alles klar und er sah ein, daß er sich auf Glatteis begeben hatte.

„Peta hat mich der Gnade Dshingis-Khans versichert“, brummte er, „dieser widerliche Kerl jedoch verhält sich mir gegenüber wie zu einem Hund. Wäre ich denn etwa sein Diener, der niedrigste aller Diener dieses Unfreien? Peta hat mir die Herrschaft über das ganze Gebirge versprochen, das große Fürstentum in den Karpaten, doch dieser Burunda droht mir weiß der Teufel womit. Vermutlich hält er Wort, der Verfluchte! Nun, vielleicht sollte man sich ihm unterordnen? Aber wie nur? Ich bin in seiner Hand! Ich bin ein Sklave, wie dieser liederliche Maxym gesagt hat! Ach ja, da fällt mir doch gleich wieder Maxym ein. Wo ist er? Sollte man mit ihm nicht das tun, was Burunda wünscht? Ist es nicht möglich, ihn gegen einen freien Abzug aus dieser Falle auszutauschen? Ja, das ist ein guter Gedanke!“

Er rief zwei Mongolen, die in der Nähe seines Zeltelagen und befahl ihnen, den Gefangenen zu finden und zu ihm zu bringen. Widerwillig, irgendetwas brummend, gingen die Mongolen von dannen. Es schien, als ob selbst die Luft des Tuchljaer Tales der rauhen Disziplin der Mongolen ungünstig wäre...

Wo aber war denn Maxym? Wie ging es ihm in der Gefangenschaft?

Maxym saß mitten auf der Tuchljaer Straße. Er war in schwere Ketten gelegt und befand sich direkt gegenüber dem väterlichen Haus, wandte sein Gesicht jenem Hof zu, auf dem er als Junge gespielt hatte und wo er gestern noch als freier Mensch, der mit seinem Tagewerk beschäftigt ist, umherging und wo jetzt die abscheulichen Mongolen zu Hauf hin und her rannten. Man hatte ihn auf einem Pferd hierher gebracht, und als der Befehl kam, hier Halt zu machen und das Dorf anzuzünden, hatte man ihn vom Pferd auf den Boden geworfen. Niemand beachtete und bewachte ihn, doch konnte von Flucht keine Rede sein, weil um ihn herum Gruppen von Mongolen herumrannten und Beute suchten. Maxym wußte

nicht, was im Dorf geschah und so blieb er reglos auf dem Weg sitzen, wie ein Meilenstein. Sein Kopf war wie leer, die Gedanken rannten auseinander, sogar die Eindrücke wollten sich nicht zu einem einheitlichen Ganzen verbinden, sondern flimmerten vor seinen Augen, wie aufgeschreckte schwarze Vögel. Nur eines spürte er deutlich: Die Ketten drückten ihn wie eiserne, kalte Schlangen, sie sogen aus seinem Körper alle Kraft und aus seinem Gehirn alle Gedanken.

Plötzlich begann sich alles im Kreise zu drehen, Rauch hatte sich zusammengeballt, senkte sich auf den Weg hernieder und hüllte Maxym ein, biß ihm in die Augen und nahm ihm den Atem. Tuchlja brannte. Maxym saß inmitten der Brandstätte, ohne sich zu bewegen. Der Wind trug ihm den Rauch und die Funken entgegen und umgab ihn mit heißer Luft. Maxym schien es, als fühle er das alles nicht. Er hätte sich gefreut, gemeinsam mit seinem Heimatdorf sterben zu können, wie ein goldenes Fünkchen hätte er sich in die Lüfte erheben wollen, um dort am klaren, blauen Himmel, in Sternennähe, zu verlöschen. Doch die Ketten, diese Ketten! Wie schrecklich sie ihn doch jetzt drückten!.. Da fing auch schon das väterliche Haus Feuer, die Flamme brach durch das Dach und wand sich als Feuerschlange um die Fenster, lugte durch die Tür des Hauses und jagte große Rauchschwaden ins Freie, um sich selbst im Berkutschen Hause breit zu machen. Leichenblaß blickte Maxym auf das Feuer: Es schien ihm, daß irgendetwas in seiner Brust zerspringe, daß irgendetwas in ihm aufloderte und ihn bedrängte; als jedoch das Feuer zu heulen begann, das Dach und die Ecken des väterlichen Hauses einstürzten und aus der glühenden, feurigen Masse ein ganzes Meer von Funken in den Himmel stob, schrie Maxym bitter auf, sprang auf die Füße, um irgendwohin zu laufen und um irgendetwas zu retten. Er machte aber nur einen Schritt und fiel dann kraftlos, wie niedergeschlagen, zu Boden und verlor das Bewußtsein.

Das Feuer war bereits erloschen und sein heißer, ätzender Rauch zog in das Tal. Auch das kriegerische Geschrei der

Mongolen, die sich unter der Führung von Burunda und Tuhar Wowk mit den Tuchljaern neben dem Paß geschlagen hatten, war bereits verstummt. Der nächtliche Himmel war schon aufgeklart und erstrahlte mit seinen Sternen über dem Tuchljaer Land. Stille war nun auch in das Mongolenlager eingekehrt. Maxym jedoch lag noch immer wie ein Toter inmitten des Weges, vor den niedergebrannten Resten seines Elternhauses. Kummervoll blickten die Sterne auf sein blaßes, mit blutigen Schrammen bedecktes Gesicht und auf seine Brust, die sich nur ganz sachte hob und senkte. Das war das einzige Zeichen, daß hier ein lebendiger Mensch und keine Leiche lag. So fanden ihn die Mongolen vor und gerieten zuerst in schreckliche Aufregung, weil sie dachten, er sei während des Feuers erstickt und nun tot. Als sie ihn jedoch mit Wasser bespritzen, ihm das Gesicht wuschen und zu trinken gaben, blinzelte er mit den Augen und sah sich um. „Er lebt! Er lebt!“ begannen die Mongolen freudig zu schreien, griffen ihm, der vor Schwäche das Bewußtsein verloren hatte, unter die Arme und schleppten ihn zum Zelt des Bojaren.

Sogar Tuhar Wowk erschrak, als er den ihm verhaßten Burschen in solch einem schrecklichen und traurigen Zustand sah. Das eben gewaschene Gesicht war noch leichenblaß, ja, beinahe grün mit von Fieber und Durst aufgesprungenen Lippen; die Augen waren von Rauch und Ermattung gerötet, gläsern vor Erschöpfung und Seelenqual; seine Beine zitterten wie die eines hundertjährigen Greises, er stand einen Augenblick, konnte sich jedoch nicht auf den Füßen halten und setzte sich auf den Boden. Die Mongolen entfernten sich. Lange blickte der Bojar mit stummer Nachdenklichkeit auf Maxym. Wofür haßte er diesen Menschen? Warum hatte er auf dessen junges Haupt ein solch schreckliches Leid heraufbeschworen? Warum hatte er nicht gleich befohlen, ihn zu töten? Warum hatte er ihn diesem langsamen, unentrinnbaren Tod preisgegeben? Denn es war doch klar, daß die Mongolen ihn nicht lebendig aus ihren Klauen ließen, sobald sie seiner

überdrüssig waren, würden sie ihn wie ein Vieh abschlachten und mitten auf den Weg werfen. Und wofür haßte er diesen armen Burschen eigentlich so? Deshalb, weil er seiner Tochter das Leben gerettet hatte? Oder vielleicht deshalb, weil sie ihn liebgewonnen hatte? Oder wegen seines wahrhaft ritterlichen Mutes und seiner Offenheit? Oder vielleicht deswegen, weil sich jener mit ihm vergleichen wollte? Nun, jetzt waren sie beide gleich: Beide waren Unfreie, beide waren unglücklich. Tuhar Wowk spürte, daß der Zorn auf Maxym irgendwie verlosch, wie ein Feuer, dem es an Nahrung mangelte. Er hatte gleich versucht, sowie Maxym in Gefangenschaft geraten war, ihn günstig zu stimmen. Das geschah nicht aus Mitgefühl, eher aus List. Maxym jedoch wollte kein einziges Wort zur Antwort sagen. Der Bojar gab ihm in der Tat Ratschläge, denen Maxym nicht folgen konnte. Tuhar Wowk riet ihm, bei den Mongolen in Dienst zu treten, sie über die Berge zu führen, und versprach dafür eine große Belohnung. Er drohte damit, daß ihn die Mongolen im entgegengesetzten Falle töten würden. „Sollen sie mich ruhig töten!“ Das waren die einzigen Worte, die der Bojar aus Maxyms Mund zu hören bekam. Es ist jedoch verwunderlich, daß bereits diese stolzen Worte, die von der Charakterfestigkeit Maxyms und seiner großen Freiheitsliebe zeugten, den Bojaren nicht eigentlich erzürnten, sondern eher gefielen. Jetzt spürte er es deutlich: Irgendetwas schmolz das Eis in seinem Herzen. Jetzt, als das freie Tuchlja in Schutt und Asche lag, begann er zu verstehen, daß die Tuchljaer vollkommen vernünftig und gerecht aufgetreten waren, und sein Herz war, obwohl die Gier nach Macht es verblendet hatte, der Stimme des Gewissens gegenüber noch nicht so taub, um das nicht anzuerkennen. Über all das dachte der Bojar jetzt nach, und mit ganz anderen Augen und mit einem ganz anderen Gefühl blickte er auf den im Zelt sitzenden, halbtoten und erschöpften Maxym. Er ging zu ihm, nahm ihn bei der Hand, wollte ihm aufhelfen und auf eine Bank setzen.

„Maxym!“ sagte er gütig. „Was ist nur aus dir geworden?“

„Laß mich!“ stöhnte Maxym mit schwacher Stimme. „Laß mich in Ruhe sterben!“

„Maxym, Junge, woher kommen dir nur solche Gedanken? Ich mache mir darüber Sorgen, wie ich ihn befreien könnte, währenddessen er an den Tod denkt! Steh auf und setz dich hierher auf die Bank. Stärke dich ein wenig. Ich habe etwas mit dir zu besprechen.“

Obwohl Maxym nur die Hälfte von dem verstand, was der Bojar sagte und dessen Worten und Güte nicht ganz traute, forderten doch die Schwäche, der Hunger und die Müdigkeit ziemlich hartnäckig, daß er seine Kräfte stärkte und die Gastfreundschaft des Bojaren nicht abwies. Ein Pokal feurigen Weines hatte ihn sofort erfrischt und in ihm die Lebensgeister wieder geweckt. Ein Stück gebratenes Fleisch stillte seinen Hunger. Während er aß, saß der Bojar ihm gegenüber und flößte ihm mit gütigen Reden Mut und den Willen zum Leben ein.

„Dummer Junge“, sagte er, „solche wie du müssen leben und nicht an den Tod denken. Das Leben ist ein kostbares Ding und für keinerlei Schätze zu kaufen.“

„Ein Leben in Unfreiheit ist überhaupt nichts wert,“ entgegnete Maxym. „Dann schon lieber sterben...“

„Nun... ja, das versteht sich“, sprach der Bojar, „aber ich sage dir doch, daß du frei sein könntest.“

„Indem ich mein Volk verrate und die Mongolen über die Berge führe?.. Nein, dann lieber sterben, als auf solch einem Wege die Freiheit zu erlangen!“

„Nicht davon ist jetzt die Rede“, sagte der Bojar mit einem Lächeln, „sondern davon, daß du auch ohne diesen, wie du es nennst, Verrat frei sein kannst, schon heute.“

„Wie?“ fragte Maxym.

„Ich habe doch gewußt, daß dich das interessieren wird“, sagte der Bojar und lächelte von neuem. „Nun, mein Lieber, es geht also um folgendes: Deine Tuchljaer haben uns in diesem Tal umzingelt und den Ausgang versperrt. Es ist wohl

klar, daß ihr Widerstand nicht der Rede wert ist, denn sie werden uns nicht aufhalten. Doch wir möchten nicht gerne Zeit verlieren. Nur darum handelt es sich.“

Bei dieser Nachricht leuchteten Maxyms Augen vor Freude auf.

„Du hast gesagt, die Tuchljaer hätten euch eingekesselt?“ brachte er hastig hervor. „Und ihr könnt diesen Ring nicht durchbrechen? Ach, Gott sei Dank! Ich hoffe, daß es euch nicht gelingen wird! Die Tuchljaer sind ein zähes Volk: Wen sie einmal gefangen haben, den werden sie nicht so leicht wieder aus ihren Händen lassen!“

„Papperlapapp!“ unterbrach ihn der Bojar. „Freue dich nicht zu früh, Junge. Um unsere Schlagkraft ist es nicht so bestellt, daß wir uns von einem Häufchen deiner Tuchljaer fangen ließen! Ich sage dir nochmals: Es geht nicht darum, daß man uns hier fängt, sondern um die Zeit, um jede verlorene Stunde! Wir sind in Eile!“

„Was wollt ihr denn von mir?“

„Folgendes wollen wir: Ich will heute noch zu Verhandlungen zu deinen Tuchljaern gehen. Ich will ihnen versprechen, dich für einen freien Abzug auszutauschen. Nun, ich hoffe, du wirst mir jenes Wort sagen, das die Herzen deiner Landsleute und das deines Vaters regt, damit sie unserem Vorschlag zustimmen.“

„Vergeblich ist deine Müh', Bojar! Die Tuchljaer werden einem solchen Austausch nicht zustimmen.“

„Nicht zustimmen?!“ rief der Bojar. „Warum sollten sie denn nicht zustimmen?“

„Die Tuchljaer werden sich bis zum letzten Mann schlagen, um euch nicht über die Berge zu lassen. Sie werden doch also nicht wegen eines einzelnen Mannes ihre Brüder jenseits des Gebirges verraten, deren Dörfer dann auch so verwüstet würden wie unser Tuchlja?“

„Du dummer Junge! Sie werden sowieso verwüstet werden!“ sagte der Bojar. „Viel zu gering ist die Kraft der Tuchljaer, um uns aufzuhalten.“

„Lobe den Tag nicht vor dem Abend, Bojar! Wozu bedarf es hier einer großen Kraft, wenn die Natur selbst euch mit ihren Mauern und Felsen aufhält?“

„Aber sage mir dennoch, wie man mit deinem Vater und den Tuchljaern sprechen muß, um ihre Herzen zu rühren?“

„Sprich aufrichtig, sprich die Wahrheit! Das ist das einzige Zauberwort.“

„Ach, Junge, so ist das nicht, so nicht!“ sagte der Bojar unzufrieden. „Das ist alles nicht so einfach bei euch. Dein Vater, ein alter Zauberer, kennt jenes Wort, das eines jeden Herz öffnet, er muß auch dich es gelehrt haben. Denn wie hättest du ohne dieses Wort meine Bogenschützen auf deine Seite ziehen können, die sich ganz umsonst so verwegem mit den Mongolen geschlagen haben und die sich sicherlich so nicht für den höchsten Sold geschlagen hätten.“

Maxym lächelte.

„Du bist ein sonderbarer Mensch, Bojar!“ sagte er. „Ich kenne überhaupt kein solches Wort, doch ich sage dir eindeutig: Kennte ich ein solches, ich würde es dir gewiß nicht sagen, damit du die Tuchljaer zu einem solchen unsinnigen Tausch nicht überreden könntest.“

Der stolze Bojar wurde zornig.

„Bursche! Vergiß nicht, wer du und wo du bist!“ rief er aus. „Vergiß nicht, daß du ein Unfreier bist, dessen Leben von der Laune jedes beliebigen Mongolen abhängt.“

„Was ist schon mein Leben!..“ antwortete Maxym ruhig. „Ich zittere nicht um mein Leben! Wer auch nur für einen Moment die Sklaverei kennengelernt hat, der weiß, daß sie bitterer ist als der Tod.“

Für einen Moment tat sich der Zeltvorhang auf und schnellen Schrittes kam Myroslawa herein. Sie sah sich flüchtig um, und ohne dem Vater Aufmerksamkeit zu schenken, wandte sie sich Maxym zu.

„Ach, da ist er ja! Da ist er!“ rief sie aus. „Mich hat irgendetwas hierher gezogen! Maxym, mein Falke! Was ist mit dir?“

Maxym saß wie versteinert da und konnte kein Auge von Myroslawa lassen. Seine Hand lag in der ihren. Ihre Worte waren für ihn wie Ostergeläut, wie der belebende Tau für die welkende Blume. Wie eine Taube schmiegte sie sich an ihn und ihre Tränen benetzten seine schweren Fesseln und wuschen das getrocknete Blut von seinen Händen. Wie froh, wie warm war es Maxym ums Herz geworden bei ihrem Erscheinen, von der Berührung ihrer zärtlichen Hand! Wie heftig pulsierte das Blut in seinen Adern! Wie stürmisch erwachte in ihm die Liebe zum Leben! Hier jedoch drückten ihn unbarmerzig die Ketten und erinnerten ihn daran, daß er ein Unfreier ist, daß über seinem Kopf das blutbefleckte Mongolenmesser hängt! Und der Gedanke daran nagte in diesem glücklichen Moment wie eine Schlange an seinem Herzen, und aus seinen Augen quollen Tränen hervor.

„Myroslawa“, sagte er, indem er sich umdrehte, „warum bist du hierher gekommen? Um mein Leid zu vergrößern? Ich hatte mich bereits auf den Tod eingestellt, doch du hast erneut die Liebe zum Leben in mir erweckt!“

„Mein Liebster!“ sagte Myroslawa. „Verliere nicht die Hoffnung! Eben deshalb bin ich hierher gekommen, in das feindliche Lager, habe alle Gefahren überwunden, um dir zu sagen: Verliere nicht die Hoffnung!“

„Wozu brauche ich Hoffnung? Die Hoffnung kann diese Ketten nicht zerreißen.“

„Mein Vater jedoch wird sie zerreißen.“

„Oh ja, dein Vater. Ja, er sagt, daß er bereit ist, das zu tun, aber er verlangt von mir dafür einen Dienst, den ich ihm nicht erweisen kann.“

„Was für einen Dienst?“

„Er will zu den Tuchljaern gehen und mit ihnen ein Abkommen schließen, daß sie im Austausch gegen mich die Mongolen aus diesem Tal herauslassen. Er fordert von mir ein Zauberwort, das ihm die Herzen der Tuchljaer geneigt machen würde.“

Myroslawa betrachtete zuerst ihren Vater mit Verwunde-

rung, danach ging die Verwunderung mehr und mehr in Freude über.

„Vater, ist das wahr?“ fragte sie.

„Es ist wahr!“ sagte Tuhar Wowk.

„Du denkst, daß Maxym ein solches Wort kennt?“

„Er muß es kennen. Denn dich hat er ja auch gleich förmlich an sich gekettet. Ohne Hexerei wäre das nicht möglich gewesen.“

Myroslawa schaute mit einem Lächeln, das von grenzenloser Liebe erfüllt war, auf Maxym, wandte sich danach an ihren Vater und sagte:

„Hat der Heerführer dir schon erlaubt, Verhandlungen zu beginnen?“

„Nein, noch nicht. Aber das ist Sache eines Augenblicks. Sein Zelt ist gleich neben dem meinen.“

„So geh schon! Ich werde unterdessen Maxym dazu bringen, daß er dir dieses Wort sagt.“

„Du willst ihn dazu bringen?“

„Du wirst es sehen! Geh schon!“

„Das Mädchen ist verhext!“ brummte der Bojar beim Verlassen des Zeltes. „Behext hat er sie, wie könnte es anders sein! Sie wirft sich ihm ja selbst an den Hals!“

„Maxym, mein Herz!“ sagte sie, als der Vater hinausgegangen war, umhalste Maxym und küßte ihn auf seine bleichen, aufgesprungenen Lippen. „Sei nicht betrübt! Die Mongolen kommen hier nicht mehr heraus, sie müssen hier alle sterben!“

„Ach, Myroslawa, mein Augenlicht!“ antwortete traurig Maxym. „Ich würde das gerne glauben, doch sind sie bei weitem stärker im Vergleich mit unseren schwachen Tuchljaern.“

„Die anderen Bergbewohner und die von jenseits der Berge sind uns zu Hilfe gekommen.“

„Sie sind schlecht bewaffnet.“

„Auch deswegen fürchte nichts. Hör mal zu: Hunderte von Äxten schlagen in den Wäldern, und es dauert nur noch

Augenblicke, bis Hunderte von Lagerfeuern rund um das Tal entflammen werden. Neben einem jeden Feuer werden unsere Meister Maschinen bauen, mit deren Hilfe man Steine direkt mitten ins Mongolenlager schleudern kann.“

„Wer aber hat sich das ausgedacht? Wer hat es unseren Meistern beigebracht?“

„Ich, mein Herz. Ich habe nicht nur einmal solche Maschinen gesehen, die an den Mauern Halytschs standen. Noch bevor die Sonne über dem Selemen aufgeht, werden fünfzig solcher Maschinen Steine auf die Köpfe der Mongolen werfen.“

Freudig umarmte Maxym Myroslawa und drückte sie fest ans Herz.

„Du, mein Leben!“ sagte er. „Du wirst unser Tuchljaer Land retten!“

„Nein, Maxym!“ antwortete Myroslawa. „Nicht ich, sondern dein Vater wird der Retter des Tuchljaer Landes sein. Was sind denn schon meine traurigen Steinschleudern gegen solch ein feindliches Heer! Nicht mit dieser Kraft wird er gegen sie ziehen, sondern mit jener, der keine Kriegsgewalt standhält.“

„Was für eine Kraft ist das?“ fragte Maxym.

„Höre denn!“ sagte Myroslawa. Ringsum war Stille, nur irgendwo, weit, weit in den Bergen war ein dumpfes Donnerrollen zu vernehmen.

„Es donnert“, sagte Maxym, „und was ist dabei?..“

„Was dabei ist?“ fragte Myroslawa lebhaft. „Das ist der Tod für die Mongolen! Das ist ein noch mächtigerer Zerstörer, als sie es sind, und er steht auf unserer Seite... Höre nur!“

Sie blickte sich um, obwohl niemand im Zelt war außer ihnen und neigte sich dann, als mißtraue sie dieser Stille und Leere, dem Gesicht Maxyms zu und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Wie von mächtiger Hand ergriffen, riß es Maxym mit solcher Kraft von seinem Platze, daß die Ketten klirrten.

„Mädchen! Du Zauberin!“ rief er und sah mit großer Unruhe, in die sich tiefe Ehrerbietung mischte, auf Myroslawa. „Wer bist du? Wer hat dich mit solcher Kunde hierhergeschickt? Doch jetzt sehe ich, daß du nicht Myroslawa, die Tochter von Tuhar Wowk, sein kannst. Nein, du bist sicher der Geist jenes Wächters, den man den Beschützer Tuchljas nennt!“

„Nein, Maxym, nein, mein Lieber“, sagte das verwunderte Mädchen. „Das bin ich, dieselbe Myroslawa, die dich so heftig liebt, daß sie gern ihr Leben ließe, nur um dich glücklich zu machen.“

„Als ob ich ohne dich glücklich sein könnte!“

„Nein, Maxym, höre, was ich dir noch zu sagen habe: Fliehe unverzüglich aus dem Lager!“

„Wie soll ich denn fliehen? Die Wache schläft doch nicht.“

„Die Wache läßt dich hindurch. Denn sie hat, wie du siehst, auch mich durchgelassen! Du mußt nur folgendes tun: Lege meine Kleider an und nimm diesen goldenen Edelsteinring. Der mongolische Heerführer gab ihn mir als Zeichen dessen, daß ich frei bin und ungehindert durch das Lager gehen kann. Du zeigst ihn den Wachen, und sie werden dich hindurchlassen.“

„Und du?“

„Um mich hab keine Angst. Ich bleibe beim Vater.“

„Die Mongolen werden jedoch erfahren, daß du mich hinausgelassen hast und werden dich dann nicht schonen. Nein, das will ich nicht!“

„Nun hab schon keine Angst um mich. Ich kann mir selber helfen.“

„Ich auch!“ sagte Maxym eigensinnig.

In diesem Moment kam der Bojar mürrisch und mit purpurrotem Gesicht herein. Eine Wolke von Haß und Unzufriedenheit lag auf seiner Stirn. Burunda war ihm diesmal noch weniger geneigt gewesen als vorhin, hatte seinen Vorschlag, Maxym auszutauschen, mit Vorwürfen bedacht und hatte ihm nur mit Mühe und Not zugestimmt. Der Bojar spür-

te immer mehr irgendeine Beengtheit, so als ob um ihn ringsum Stäbe eines eisernen Käfigs auftauchten, die immer dichter wurden.

„Nun, was ist?“ fragte er scharf, weder auf seine Tochter noch auf Maxym blickend.

Myroslawa war ein glücklicher Gedanke gekommen.

„Alles ist gut, Vater“, sagte sie, „nur...“

„Was nur?“

„Maxyms Wort ist ein solches, das im Mund eines anderen wirkungslos bleibt. Nur wenn er es selbst aussprechen kann, wird es Kraft haben...“

„Nun, soll er sich zum Teufel scheren!“ brummte der Bojar ärgerlich.

„Nein, Vater, höre, was ich dir zu sagen habe. Befiehl, daß man ihm die Fesseln abnehme und mache dich mit ihm auf den Weg zu den Tuchljaern. Hier ist der Edelsteinring von Peta: Mit diesem Ring läßt ihn die Wache passieren.“

„Oh, Töchterchen, ich danke dir für diesen guten Rat! ‚Bringe ihn zu den Tuchljaern‘ — heißt doch, sich selbst der letzten Hoffnung auf Rettung berauben. Die Tuchljaer nehmen ihren Gefangenen und mich verjagen sie! Nein, das wird nicht geschehen. Ich werde allein und ohne sein Wort gehen.“

Myroslawa wurde traurig. Ihre klaren Augen füllten sich mit Tränen.

„Liebster“, sagte sie, sich an Maxym anschmiegend. „Mache es so, wie ich dir rate: Nimm diesen Ring!“

„Nein, Myroslawa, hab um mich keine Angst!“ antwortete Maxym. „Ich habe mir bereits überlegt, was zu tun ist. Geh und hilf den Unsrigen und möge euch unser Wächter helfen!“

Schmerzlich war der Abschied Myroslawas von Maxym. Denn sie setzte ihn mit ihrem Fortgehen dem fast sicheren Tod aus, obwohl sie sich mit aller Kraft bemühte, das nicht auszusprechen. Nachdem sie ihn heimlich geküßt und heftig seine Hand gedrückt hatte, lief sie aus dem Zelt, hinter

ihrem Vater her. Maxym jedoch blieb allein im Bojarenzelt zurück, mit einem vor irgendeiner unerklärlichen Freude, Unruhe und Hoffnung zitternden Herzen.

VII

„Was ist das für ein Hämmern im Wald?“ fragte der Bojar seine Tochter, die neben ihm durch das Mongolenlager ging.

„Sie fällen Bäume“, antwortete Myroslawa kurzangebunden.

„Jetzt? In der Nacht?“

„Es wird bald Tag.“

Und in der Tat, kaum hatte Myroslawa das gesagt, als auch schon auf den steinernen Felsenhängen, deren Wand den Tuchljaer Talkessel umgab, hier und da Funken aufglommen. Hier schlugen die Tuchljaer aus Steinen Feuer und legten Lagerfeuer an. Kaum war eine Minute vergangen, als bereits in einer langen Reihe Lagerfeuer rings um das ganze Tal aufflamnten, als leuchteten in der Finsternis die Augen gigantischer Wölfe, die zum Sprung in das Tal ansetzen, um das Mongolenheer aufzufressen. Bei jedem Lagerfeuer liefen irgendwelche dunklen Gestalten hin und her. Das Klopfen der Äxte ertönte mit zweifacher Kraft.

„Was tun sie?“ fragte der Bojar.

„Baumstämme werden behauen.“

„Warum?“

„Du kommst hin und wirst es sehen.“

Sie setzten ihren Weg durch das Lager fort. Irgendwo hielt sie eine Wache an, und sie mußten die ihnen von den Heerführern gegebenen Zeichen vorzeigen, damit man sie passieren ließ. Voller Unruhe schauten die Wachen auf die Lagerfeuer. Sie weckten ihre Heerführer, als diese jedoch sahen, daß die Tuchljaer sich ruhig verhielten, befahlen sie, keinen Lärm zu schlagen, dafür aber auf der Hut zu sein. Daß so viele Feuer entzündet worden waren, schien den Mongolen

sogar besser: so konnte kein heimlicher Angriff stattfinden. Solange diese Feuer brennen, sollte man ruhig schlafen, denn ohnedies erwartete die Krieger morgen große Mühe.

Tuhar Wowk und seine Tochter hatten bereits das Lager hinter sich gelassen, passierten einen nicht sehr breiten Feldstreifen und kamen nun an die steinerne Steilwand heran. Lange wanderten sie umher auf der Suche nach einem Pfad, bis Myroslawa endlich einen inmitten von Sträuchern und Farnwedeln ausfindig machte. Mit Mühe begannen die beiden den Berg zu erklimmen.

„Wer kommt da?“ hörten sie von oben, vom Lagerfeuer aus, rufen.

„Eurige!“ antwortete Myroslawa.

„Was für Eurige?“ riefen die Tuchljaer, den Weg versperrend. Jetzt jedoch hatten sie Myroslawa erkannt, die voranging.

„Wen hast du bei dir?“

„Meinen Vater. Der Begadyr der Mongolen hat ihn zu Friedensverhandlungen mit euren Ältesten gesandt.“

„Wozu, zum Teufel, sollten wir verhandeln? Wenn es doch nur schneller Tag werden wollte, dann werden wir anders mit ihnen reden!“

„Sieh einer an, wie mutig ihr seid!“ sagte lachend Tuhar Wowk. „Nun, diese Freude könnt ihr bald haben. Ja, ungewiß ist nur, ob sich eure Mütter dann auch so freuen werden, wenn sie eure Köpfe auf den Lanzen der Mongolen sehen!“

„Unke nicht, du Rabe!“ riefen die Tuchljaer und umringelten den Bojaren.

„Na, na“, bemühte sich Tuhar Wowk, sie zu besänftigen. „Ich selbst wünsche euch das ja nicht, ich sage nur, daß das nicht schön wäre. Nun, um euch ein solches Los zu ersparen, möchte ich mit euren Ältesten verhandeln. Ihr tut mir leid, ihr jungen, unbesonnenen Kinder! Ihr seid bereit, blindlings in den Tod zu rennen und überlegt gar nicht, ob davon jemand einen Vorteil hat oder nicht. Eure Ältesten sind jedoch verpflichtet, nachzudenken.“

Mit diesen Worten näherte sich der Bojar einem Lagerfeuer, neben dem die Meister einen Baum behauten. In die anderen, bereits behauenen Stämme bohrten sie Löcher, andere wiederum stemmten Rinnen aus und paßten darin Zapfen ein.

„Was macht ihr da?“ fragte der Bojar.

„Errate es, wenn du weise bist!“ antwortete man ihm höhnisch, und sie nagelten die behauenen Bäume zusammen, in der Art eines Tores mit festen Querbalken, und befestigten an jedem Paar solcher Tore oben und unten Längsbalken aus dickem Schnittholz. Der Bojar betrachtete das und schlug sich mit den Händen auf die Schenkel.

„Eine Steinschleuder!“ rief er aus. „Ihr Knechte, wer hat euch gelehrt, solche Waffen herzustellen?“

„Es gab Leute, die uns das gelehrt haben“, antworteten die Meister und machten sich daran, aus dem dicken Baumstumpf einer Buche so etwas Ähnliches wie einen großen Löffel herauszuhauen, an dessen Stiel sie ein dickes, fest zusammengedrehtes Seil befestigten. Man spannte es zwischen den Ständern des vorderen Tores und band es mit Hilfe zweier Tore, die an den Ständern befestigt waren, immer fester und fester zusammen. In die breite Rinne jedoch am anderen Ende legten sie einen Stein. Die Federkraft des zusammengedrehten Seiles mußte den Stein aus dem Löffel weit in die Meute der Mongolen hineinschleudern.

Tuhar Wowk sah sich um: An jedem Feuer bauten die Meister — denn im Tuchljaer Land war jeder ältere Dorfbewohner ein Meister — genau dieselbe Vorrichtung, während die Jugendlichen, die Frauen und Kinder Seile flochten.

„Nun, unseren Mongolen wird es ganz schön zu schaffen machen, sich bei solchen Geschossen einen Weg aus dieser Grube zu bahnen“, dachte Tuhar Wowk, indem er mit seiner Tochter auf einem ausgetretenen Pfad in das Waldesinnere, zur Lichtung, ging, in deren Mitte ein großes Feuer loderte, um das die Tuchljaer Ältesten saßen, die sich zum Rat versammelt hatten.

„Myroslawa“, sagte nach einem kurzen Schweigen Tuhar Wowk, „hast du sie etwa im Bau von Steinschleudern unterwiesen?“

„Ja“, antwortete Myroslawa und betrachtete aufmerksam den Vater, einen Wutausbruch erwartend. Doch weit gefehlt! Auf dem Gesicht des Bojaren tauchte der Ausdruck irgendeiner Befriedigung auf.

„Gut, Tochter!“ sagte er kurz und bündig.

Myroslawa wunderte sich und verstand nicht, was dieser Stimmungswechsel des Vaters zu bedeuten hatte, denn sie wußte ja nicht, daß sein Glaube an den Erfolg des Mongolenzuges, mehr noch aber an die Erfüllung der mongolischen Versprechungen, bereits stark ins Wanken geraten war. So sah sich der Bojar unter diesen neuen Bedingungen gezwungen, sich mehr an die Gemeinde zu halten. Die Tat der Tochter war für ihn eine willkommene Hilfe.

Sie waren an die Lichtung herangekommen, auf der die ganze Nacht hindurch die Tuchljaer Ältesten saßen und berieten. Es war eine breite Lichtung, die sanft gen Süden abfiel und von Norden her von einem Steilfelsen aus weichem Karpatenschiefer verschlossen war. Riesige Fichten umgaben sie im Halbkreis von Osten, Süden und Westen her, so daß die Sonne, erst wenn sie im Zenit stand, hierher schauen konnte. Die Lichtung war vor langen Zeiten einmal mit Steinplatten gepflastert worden, die jetzt von einem weichen Vlies Moos und breitblättrigen Farnwedeln überwachsen waren. Ein Pfad hindurch war ausgetreten und führte in eine tief in den Felsen gehauene Kaverne, eine Art Höhle, deren Südseite offen war. Die Wände der Höhle waren grau, ohne jegliche Verzierungen; unten waren Bänke und Vertiefungen in den Stein gehauen, und an einer Stelle waren noch die Spuren eines Feuers zu sehen. Die einzige Verzierung war die an der Decke. Das war eine aus Stein gemeißelte bauchige Halbkugel von der Größe eines guten Brotlaibes. Die Halbkugel war mit einem glänzenden goldenen Reifen, einer Krone ähnlich, besetzt.

Das war ein altes Tuchljaer Heiligtum, wo die Urgroßväter der heutigen Generation ihre Gebete verrichtet hatten. Hier beteten sie zum höchsten Schöpfer des Lebens, dem Sonnengott, dessen Gestalt die aus der Decke herausgemeißelte goldumwundene Halbkugel darstellte. Obwohl christliche Mönche schon vor langem den Tuchljaern das Christentum gebracht hatten, vergaßen diese noch für lange Zeit nicht, trotz ihrer Gebete zum Christengott in der Kortschyner Kirche, die Götter ihrer Vorväter. Der Weg zur „Hellen Lichtung“ wuchs niemals zu, auch das ewige Feuer inmitten der Lichtung verlosch nie (daher auch ihr Name: Helle Lichtung). Vor den kleinen Seitenaltären der Lada und des Did schwelte oft duftender Wacholder und zappelten Opfertauben — eine Gabe der Tuchljaer Mädchen und Jünglinge. Allmählich jedoch vergaß das Volk die alten Götter. Die Priester sahen immer strenger darauf, daß die Menschen nicht nach altem Brauch beteten. Die Jugend hörte auf, Lada und Did Gaben zu bringen. Die Kinder wuchsen auf, ohne etwas von den alten Göttern und Bräuchen gehört zu haben. Nur unter den Alten waren die Reste der alten, freien und reinen Gemeindereligion heil geblieben; diese erlaubte, daß jede Gemeinde ihren besonderen Gott haben durfte (so wie Tuchlja seinen Wächter hatte), der den Menschen niemals mit Strafe oder Leid nach dem Tode drohte; ganz im Gegenteil, als größte Strafe galt der Tod selbst, der Tod an Leib und Seele der Unfrommen. Die neue Religion, deren Geburtsort weit im Osten lag, begann über unser Land zu herrschen; eigentlich vermischte sie sich mit unserer alten Religion und nur dadurch hatte sie die Möglichkeit, friedlich mit den Ansichten des Volkes zu verwachsen. Die Alten, die sich an den altüberlieferten Glauben hielten, starben allmählich aus, und die wenigen, die noch am Leben waren, wagten bereits nicht mehr, ihn öffentlich zu bekennen. Sie wagten auch nicht, die junge Generation darin zu unterweisen; sie lebten einsam und hielten ihren Glauben im Herzen verborgen, in dem traurigen Bewußtsein, daß sie ihn mit ins Grab nehmen würden.

Sachar Berkut war einer der letzten offenen Anhänger des alten Glaubens in unserer Rus. War es nicht ein Wunder, daß er seine Anhänglichkeit an diesen Glauben aus dem Einsiedlerkloster, von dem alten Mönch Akinthios, mitgebracht hatte? Ob der alte Wunderdoktor seinem Schüler zufällig vom alten Glauben erzählt hatte, der so nahe zur Natur und ihren Kräften stand, oder ob sich sein Herz mehr zu diesem Glauben hingezogen fühlte, weil er sich dem neuen, byzantinischen Christentum widersetzte? Das bleibt dahingestellt. So oder so, Tatsache bleibt, daß Sachar durch den Aufenthalt bei dem alten Mönch diese große Ergebenheit zum alten Glauben mitgebracht und sich geschworen hatte, ihm bis zum Tode treu zu bleiben. Noch in seinem Tuchlja hatte er von der Hellen Lichtung erfahren, auf der schon seit langem das ewige Feuer verloschen war und der duftende Wacholder nicht mehr schwelte. Die Kortschyner Popen verfluchten diesen Ort und nannten ihn unrein. Aber wie vernachlässigt die Helle Lichtung auch gewesen sein mag, so hatte doch bis jetzt niemand gewagt, sich an dem Bild der Sonne zu vergreifen, an dem Goldreifen, mit dem es umwunden war, und so glänzte das goldene Bild noch immer an der Decke des Heiligtums in Erwartung der Mittagssonne, um dann in Tausenden Funken aufzuflammen. Aus eigenem Antrieb heraus kümmerte sich Sachar um das alte Heiligtum. Der Pfad zur Höhle, den man inmitten der Lichtung sehen konnte, war von seinen Füßen ausgetreten. Jedes Frühjahr, schon seit mehr als 50 Jahren, begab sich Sachar auf die Kräutersuche und verbrachte allein, in Gebeten und Nachsinnen, eine Woche auf der Hellen Lichtung, und jedesmal kehrte er nach einem solchen Besuch gekräftigt an Geist, mit klareren und reineren Ansichten ins Dorf zurück. Nicht nur einmal hatten die Tuchljaer von ihrem Tal aus beobachtet, wie über den Wipfeln der Tannen, die die Helle Lichtung umgaben, bläuliche Rauchfahnen des duftenden Wacholders aufstiegen und sie sagten sich: „Das ist der Greis, der zu den alten Göttern betet.“ Und sie sagten das ohne Hohn, ohne Haß, weil Sachar niemanden

den alten Glauben lehrte, dafür aber lehrte er alle um so eifriger, fremde Überzeugungen und einen fremden Glauben zu achten.

Nun, hier, auf der Hellen Lichtung, hatten sich in dieser schrecklichen Nacht die Tuchljaer Greise versammelt. Ein großes Feuer loderte inmitten der Lichtung. Geheimnisvoll rauschten die alten Tannen. Im Widerschein des Feuers blinkte in blutigem Abglanz die Gestalt der Sonne im Heiligtum. Nachdenklich saßen die Greise da und lauschten dem Klopfen der Äxte im Wald und den Erzählungen des alten Sachar über die graue Vorzeit. Irgendein wunderbarer Geist hatte sich heute auf den Alten herniedergesenkt. Er, der niemals gern über den alten Glauben sprach, begann heute davon zu sprechen und dann noch mit solch innerlicher Trauer, mit der er nur über die seinem Herzen teuersten und am nächsten stehenden Dinge sprach. Er erzählte von den Taten des Sonnengottes Dashbog, von den Siegen Switowids und davon, wie drei heilige Tauben — Dashbog, Switowid und Perun — aus Sandkörnchen die Erde schufen, wie Dashbog drei Tage lang den Grund der Schlucht absuchte, bis er drei Getreidekörnchen befunden hatte: ein Weizenkorn, ein Roggenkorn und ein Gerstekorn. Das schenkte er Did, dem ersten Mann auf Erden, und seiner Frau Lada. Perun schenkte ihnen das Feuer und Switowid ein Härchen, das er segnete und aus dem eine Kuh und ein Hirt wurden, den man Wolos* nannte. Sachar erzählte auch noch über das Leben der ersten Menschen, über die große Sintflut, vor der sich die Menschen in den Bergen und Höhlen verbargen, über uralte Riesen und deren Zaren, den Tuchljaer Wächter, der den Tuchljaer See trockenlegte. Die Tuchljaer Greise vernahmen die Erzählungen, so als sei das die Kunde von irgendeiner neuen, unbekanntem Welt. Vieles, worüber sie sprachen und in ihren Liedern sangen und das sie nicht recht verstanden hatten, trat ihnen jetzt zusammenhängend und klar vor Augen. Sachar

* Zu deutsch: Haar.

Berkut kam ihnen wie einer der letzten guten Tuchljaer Riesenwächter vor, von dessen guten Taten die nachfolgenden Generationen berichten würden.

Da knackte ein trockener Zweig auf dem Pfad und aus der Finsternis des Waldes tauchten Myroslawa und Tuhar Wowk auf. Myroslawa ging direkt auf den alten Sachar zu, der Bojar jedoch blieb in der Nähe des Feuers stehen.

„Vater“, sagte Myroslawa zu Sachar, „ich habe deinen Sohn gesehen!“

„Meinen Sohn?“ fragte Sachar ruhig, als spräche er von einem Toten.

„Ja! Mit Hilfe dieses Edelsteinringes ging ich durch das Mongolenlager und sah ihn. Wollen wir hoffen, Vater, daß er bald wieder frei sein wird.“

„Schwierig ist das, Tochter, schwierig! Wer ist das, mit dem du hierher gekommen bist?“

„Das bin ich, Alter!“ sagte, nach vorn tretend, Tuhar Wowk. „Erkennst du mich?“

„Dein Gesicht erkenne ich. Du warst der Bojar Tuhar Wowk. Was hat dich zu uns geführt?“

„Ich bin zu euch gekommen, Tuchljaer Greise, als Botschafter des großen Burunda-Begadyrs, des Heerführers der Mongolen.“

„Was will denn Burunda-Begadyr von uns?“ fragte Sachar.

„Burunda-Begadyr hat mich ausgesandt, euch zu sagen, daß seine Kraft groß und unüberwindbar ist, daß ihr vergebens Sperren auf euren Pässen errichtet und daß ihr vergebens Steinschleudern baut. Gegen seine Kraft könnt ihr gar nichts ausrichten.“

„Offensichtlich beginnt dein Burunda uns zu fürchten, wenn er sich schon hat einfallen lassen, uns zu schrecken. Das ist ein gutes Zeichen. Fahre fort!“

„Nein, Alter, du solltest die Worte des Mongolenheerführers nicht verschmähen. Seine Drohung ist die Hälfte der Strafe; seine Strafe jedoch ist furchtbar wie die Strafe Gottes! Höre denn, was euch Burunda-Begadyr durch mich zu

sagen hat: Ziel seines Feldzuges ist das Ungarland, der Besitz Arpads, der dem großen Dshingis-Khan untertan war, jetzt aber dessen Obergewalt nicht mehr anerkennen will. Der große Dshingis-Khan schickte sein Heer nach Westen, um den Ungehorsamen zu bestrafen. Ist es eure Angelegenheit, dieses Heer auf seinem Feldzuge aufzuhalten? Burunda-Begadyr, der Befehlshaber eines Teiles von diesem Heer, wünscht, sich von euch im guten zu trennen. In seiner Hand ist euer Gemeindemitglied, dein Sohn, Alter. Das nun befiehlt Burunda-Begadyr euch mitzuteilen: Beseitigt eure Verhaue und laßt das mongolische Heer aus eurem Tal heraus. Als Gegenleistung dafür ist er bereit, euch seinen Gefangenen lebendig und gesund zu übergeben. Urteilt, wie es sich gehört, wie vorteilhaft die Gnade Burundas für euch ist! Euer Widerstand ist vergebens: So oder so werden die Mongolen eure Verhaue zerstören und ihren Weg gehen. Sie wollen jedoch in eurem Tal keine Zeit verlieren, wollen nicht euer Blut vergießen und sind bereit, euch den Gefangenen gegen einen freien Abzug zu überlassen. Andernfalls, und das versteht sich, muß er unvermeidlich sterben, zumal noch unter schrecklichen Qualen. Euch aber erwartet ein Blutbad, in dem ihr, ungeachtet aller eurer Listen, geschlagen werdet. Wählet denn, was besser ist.“

Mit Aufmerksamkeit hatten die Tuchljaer Ältesten die Worte Tuhar Wowks vernommen. Auf einige hatten sie wahrhaftig Eindruck gemacht. Sachar bemerkte das und sprach:

„Ehrenwerte Brüder, möchtet ihr betreffs des Vorschlages von Burunda euch beraten, oder aber wollt ihr sogleich eure Meinung sagen?“

„Beraten wir uns!“ antworteten die Greise. Danach hat Sachar Tuhar Wowk, für einen Moment beiseite zu treten. In stolzer Haltung trat der Bojar in Begleitung seiner Tochter zurück.

„Sachar“, sagte eines der Gemeindemitglieder, „hier geht es um Leben oder Tod deines Sohnes. Sollten wir nicht besser von diesem ungleichen Kampf ablassen und den Jungen retten?“

„Hier geht es nicht um meinen Sohn“, sagte Sachar hart. „Wenn es wirklich um ihn ginge, würde ich euch sagen: Ich habe keinen Sohn, mein Sohn ist im Kampf gefallen. Hier jedoch geht es um unsere Nachbarn, die im Gebirge und jenseits davon wohnen, die sich angeschickt haben, uns zu verteidigen und jetzt sollen alle, die unvorbereitet sind, durch die Hand der Mongolen sterben. Deshalb sage ich euch: Kümmert euch nicht um meinen Sohn, sondern löst die Angelegenheit so, als läge er bereits im Grabe!“

„Sachar, dennoch ist der Kampf mit einer solchen Menge von Mongolen ein ungleicher Kampf!“

„Nun, dann werden wir allesamt in diesem Kampf zugrunde gehen, erst dann sollen die Mongolen ruhig über unsere Leichen gehen, wohin sie wollen. Wir aber erfüllen zumindest unsere Pflicht! Jetzt ein Abkommen mit ihnen schließen, noch dazu ein solches, einen Jungen gegen den Tod unserer Nachbarn einzutauschen, wäre eine Schande, wäre Verrat! Und wer kann denn überhaupt wissen, ob der Kampf mit den Mongolen so ungleich ist? Unsere Stellung ist sicher, die Mongolen aber sind in einem steinernen Käfig eingesperrt. Mit geringen Verlusten können wir ihre verzweifeltsten Angriffe abwehren. Und nicht einmal das wird nötig sein. Denn in dieser Nacht schicken wir ihnen einen Verbündeten entgegen, dem keine menschliche Kraft standhält und wäre sie noch zehnmal stärker als die der Mongolen.“

„So rätst du uns, den Vorschlag von Burunda abzulehnen?“

„Entschieden und unwiderruflich.“

„Und deinen Sohn dem sicheren Tod überlassen?“

„Erinnert mich nicht an meinen Sohn!“ rief Sachar schmerzlich aus. „Wer mich dabei an ihn erinnert, der lehnt sich gemeinsam mit dem Herzen des Vaters gegen seinen Verstand auf! Der Verstand spricht: Das Abkommen ablehnen! Was jedoch mein Herz spricht, das ist meine Angelegenheit.“

„Nun, es soll so sein, wie du sagst!“ sagten die Greise. „Wenn ihm Gott beschieden hat, zu sterben, dann richten wir

damit überhaupt nichts aus, wenn nicht, dann reißt er sich auch so aus dem Maul des grimmigen Feindes los.“

Man rief den Bojaren und Sachar erhob sich, um ihm die Antwort der Gemeinde mitzuteilen. Mit tödlicher Unruhe im Herzen blickte Myroslawa auf ihn: Die Arme, hoffte sie doch noch immer, daß die Tuchljaer ihren Maxym freikaufen möchten.

„Du hast uns natürlich auf deine Weise, Bojar, das Abkommen mit deinem Heerführer als vernünftig gepriesen. Wir wundern uns auch nicht über dich: Es war deine Pflicht, so zu sprechen, in allem den Willen desjenigen zu erfüllen, dem du dienst. Vernimm denn, was darauf unser Bauern- und Gemeindeverstand antwortet. Wenn diese Angelegenheit nur mich und deinen Begadyr betreffen würde, dann würde ich ihm mit Freuden alles geben, was ich habe, sogar meinen eigenen, alten Kopf für die Freiheit des Sohnes. Du jedoch schlägst uns einen ungleichen Tausch vor, von dem nur ich und mein Geschlecht einen Gewinn hätten. Nicht nur eine Gemeinde, sondern alle jene Gemeinden, durch die euer Weg führt, müssen gewinnen. Ist ein solcher Tausch möglich? Welchen Vorteil haben die Gemeinden diesseits und jenseits des Gebirges von meinem Sohn? Haben wir euch aus diesem Tal herausgelassen, schicken wir unseren Nachbargemeinden, mit denen wir verbunden sind, den Tod. Wir haben uns verpflichtet, sie vor eurem Überfall zu schützen, und als Antwort auf unser Wort schickten sie uns ihre Unterstützung — 500 auserlesene kühne Burschen. Es ist unsere Pflicht, uns bis zum letzten Atemzug zu halten. So werden wir auch vorgehen. Vielleicht hat euch Gott beschieden, uns zu besiegen und wir halten euch nicht auf; doch wißt, daß ihr nur über die Leiche des letzten Tuchljaers aus diesem Tal herausgelangen könnt. Jedoch wer weiß, vielleicht ist uns sogar der Sieg beschieden. Denn wißt, daß ihr mit eurem Einmarsch in unser Tal alle geradewegs ins Grab gegangen seid, daß man ihm nicht einmal eure Leichen jemals wieder entreißen

kann. Entweder müssen wir oder ihr alle müßt sterben. Eine andere Wahl gibt es nicht. Das ist unsere Antwort.“

Sachars Gesicht loderte bei diesen furchtbaren Worten in wundersamem Feuer, so daß der Bojar, als er auf den erhabenen Greis mit der nach vorn weisenden Hand sah, nicht fähig war zu antworten. Er sah, daß alle weiteren Gespräche vergeblich gewesen wären, wandte sich schweigend um und machte sich in Richtung Lager auf den Weg. Tödliches Schweigen hing über der Lichtung; nur das Feuer krachte, und das fortwährende Klopfen der Äxte drang von dort herüber; wo man für die Mongolen todbringende Waffen fertigte.

„Vater!“ rief plötzlich Myroslawa schmerzlich aus. „Vater, kehr um!“ Sie lief ihm nach und faßte seine Hand: Die kindliche Liebe hatte sich noch einmal in ihrem Herzen mit ihrer mächtigen, unerstickbaren Stimme gemeldet. „Kehr um, Väterchen! Bleib hier bei den Deinen! Stelle dich mit ihnen, wie ein Bruder unter Brüdern, in eine Reihe zum Kampf mit den Eroberern, und sie werden dir alles bisherige verzeihen! Aber dort, worauf kannst du dort hoffen? Sie werden dich verraten, dich mit Versprechen betrunken machen und dich abschlachten! Väterchen, geh nicht mehr zu den Mongolen, dort erwartet dich der Tod!“

Offensichtlich, jedoch nur einen Moment, schwankte der Bojar. Dann drückte er Myroslawa an die Brust und sagte in halb rauhem, halb zärtlichem Tone:

„Dummes Mädchen, noch ist meine Zeit nicht gekommen! Noch haben die Mongolen die Hoffnung nicht endgültig sinken lassen. Man muß das gebrauchen, was man in der Hand hat. Wenn es aber auch dort mißlingt...“

„Nein, Väterchen“, flüsterte Myroslawa unter Tränen, „laß diese Gedanken! Wer weiß, vielleicht ist es dann schon zu spät!“

„Hab keine Furcht, es wird nicht zu spät sein. Bleibe hier und verbrüdere dich, wenn du willst, mit den Tuchljaern, ich aber muß dorthin gehen. Vergiß nicht, Mädchen, daß dort...“

dieser... dein Maxym ist, und wer weiß, vielleicht können wir einander noch nützlich sein. Bleib gesund!“

Tuhar Wowk verschwand in einem Hain und schritt eilig auf dem kleinen Pfad zum Feuer über dem Abhang, um vom Felshang aus in das Mongolenlager zu gelangen. Beim Schein des Feuers besah er sich nochmals eine fertige Steinschleuder, prüfte das Seil, schüttelte den Kopf und sagte: „Zu schwach.“ Danach stieg er, von der Tuchljaer Wache begleitet, den schmalen steilen Pfad ins Tal hinab.

Unterdessen war es auf der Hellen Lichtung still, traurig und beklommen, als ob inmitten der Versammlung ein teurer Verstorbener liege. Nur Myroslawa schluchzte laut und wischte sich die vielen Tränen, die ihr über die Wangen rannen. Endlich ging sie zu Sachar und sagte:

„Vater, was habt ihr getan?“

„Das, was zu tun war. Alles andere wäre unehrlich“, antwortete Sachar.

„Aber euer Sohn, euer Sohn! Was wird mit ihm?“

„Nur Gott weiß das, Töchterchen. Weine nicht! Genug davon! Es ist Zeit, über das Kommende nachzudenken. Da neigt sich bereits der Große Wagen seinem Untergang zu, und die Auerhähne balzen im Dickicht. Der Tagesanbruch ist nah. Nun, Freunde, laßt uns zur Verteidigung rüsten, nein, zum Angriff, zum letzten Kampf mit den Gewalttätern! Erinnerung euch, welche Antwort ich ihnen gab! Gehen wir, keiner soll hier bleiben. Ob alt oder jung, jeder wird gebraucht. Zeigen wir diesen Wilden, wozu die Gemeinde fähig ist!“

Lärmend erhoben sich die alten Tuchljaer und begaben sich von der Hellen Lichtung zum Rand des Abhanges, um sich die Arbeit der Meister, die Steinschleudern, anzusehen. Die Wurfmaschinen standen schon überall bereit. Sie waren zusammengezimmert aus rohen, dicken Holzstämmen, waren durchbohrt und mit Rundstangen beschlagen, denn sie hatten sie doch nicht für die Ewigkeit, sondern zum schnellen Verbrauch gebaut. Sachar jedoch hatte die Gemeindemitglieder nicht zur Besichtigung gerufen. Lediglich für einen Moment

hielten sie sich bei den Maschinen auf. Danach gingen sie in Gruppen am Rande des Abhanges weiter und dann hinunter ins Tal, zu der Stelle, an der sich der Tuchljaer Strom durch die Schlucht ins Tal ergoß und wo am Ende, sich über den Strom neigend, der riesige, steinerne, dicke und vierkantige Pfeiler stand, den man den Tuchljaer Wächter nannte. Dorthin eilte die ganze Tuchljaer Gemeinde, an der Spitze Sachar und Myroslawa. Die Burschen trugen auf ihren Schultern lange, dicke Fichten und Leitern, die Mädchen große Kränze aus Laubwerk und Tannenzweigen und die alten Leute zogen Bündel von Leinen und Seilen. Auf dieser Seite waren die Feuer gelöscht worden, damit der Feind nicht vorzeitig merkte, was sich hier tat. Langsam und vorsichtig, ohne Lärm, wie ein stilles Wasser, stiegen die Gemeindemitglieder auf dem steilen, abschüssigen Pfad über den Abhang hinunter ins Tal. Voran ging eine starke Abteilung bewaffneter Jugendlicher. Im Tal bildete sie aus drei Reihen eine Wand mit dem Gesicht zum Mongolenlager, das vielleicht nur noch tausend Schritt von hier entfernt war. Danach kamen die Jungen mit den Leitern, Leinen und Fichtenstämmen: Die Leitern wurden an die Wand zum Abhang gestellt und über sie wurden seelenruhig die Fichtenstämme hinunter ins Tal gelassen. Die Mädchen übergaben ihre Kränze den Burschen: Die Mädchen durften nicht ins Tal hinabsteigen, wo jeden Moment der Feind angreifen konnte. Zu guter Letzt gingen auch Sachar Berkut und die Greise ins Tal. Nachdem sie sich die Aufstellung der bewaffneten Krieger und all das Kriegsgerät angesehen hatten, eilten sie zur Schlucht, durch die der Tuchljaer Strom lärmend seine reinen Wellen in das Tal hinabrollte.

Sachar blieb vor dem Wächter stehen und lenkte seinen aufmerksamen Blick auf ihn. Stille herrschte ringsum. Sachar betete:

„Du, unser großer Wächter! Du, in dem unsere Vorfahren ihren Beschützer sahen! Du, den wir bis heute mit alljährlichen Feiertagen ehrten! Dreimal bist du mir jeweils des

Nachts im Traum erschienen. Es war, als fielest du und zerdrücktest mich. Ich glaube, daß du gut und gnädig bist. Wenn du mich zu dir rufst, so freue ich mich darüber und folge dir gern. Willst du dich jedoch von der Stelle, an der du seit Urzeiten stehst, fortbewegen, so zerdrücke, du Herrscher, unter deiner Last diesen widerwärtigen Feind, die Kinder der Morana, die gegenwärtig erneut deinen von dir gesegneten Wohnsitz, das Tuchljaer Tal, bedecken! Zerbrich diese widerwärtige Kraft doch noch einmal so, wie du es schon einstmals tatest, als du mit mächtiger Hand diese Steinwand zerschlugst, dem Wasser den Weg öffnete und den Menschen dieses herrliche Tal schenkest! Überflute es jetzt abermals!



Mögen die hochmütigen Feinde, die uns jetzt verspotten, darin umkommen!“

In diesem Augenblick zerriß ein feuriger Blitz vom Süden nach Norden den dunklen Himmel, und bis weit in die Berge hinein hallte der Donner.

„Ja, das ist deine mächtige Stimme!“ sagte Sachar freudig. „Nun, Kinder umkränzt diesen heiligen Stein ein letztes Mal!“

Vier kühne Burschen erklimmen den Stein mittels einer Leiter und wanden um sein Haupt grüne Kränze. Wieder begannen es von der Südseite her zu donnern.

„Es ist sein Wille, Kinder!“ sagte Sachar. „Bindet ihn in Stricke! Ihr anderen aber macht euch rasch an die Spaten! Untergrabt ihn von unten her, setzt Hebel an! Flink, Kinder, flink!“

Still, ohne Lärm arbeiteten Dutzende Hände neben dem Wächter. Oberhalb band man um ihn Seile und Leinen und unten grub man bis zu seinem Grund. In den entstandenen kleinen Spalt legten sie schräg Stämme, die als Hebel dazu dienen sollten, um den Stein quer in die Schlucht zu stürzen. Die geschickten Burschen hatten schnell alle notwendigen Vorbereitungen getroffen, die Leitern weggeräumt und mehrere Steine unter die Hebel gelegt.

„Wer ziehen kann, alles an die Seile! Kinder, stemmt euch gegen die Hebel!“ kommandierte Sachar, und sofort gingen Hunderte Hände ans Werk.

„Nochmal, alle zusammen!“ rief Sachar. „Zieht, drückt!“ Das Volk ächzte unter der Anstrengung, die dicken Hebel begannen zu krachen, der Stein hatte sich jedoch nicht einmal gerührt.

„Nochmal! Drückt stärker!“ rief Sachar und griff selbst an das Seil. Der gewaltige Stein begann zu schwanken.

„Er hat sich bewegt! Er hat sich bewegt! Er fällt!“ rief das Volk freudig.

„Stemmt euch nochmals mit aller Kraft dagegen!“

Noch einmal ächzte das Volk und dann ließ plötzlich die Spannung der Seile nach. Der gewaltige Stein hatte sich von

der Stelle gelöst, schwankte einen Moment in der Luft und unter gewaltigem, ohrenbetäubendem Krachen stürzte er quer in den Strom und in die Schlucht. Unter dem mächtigen Schläge erbebte und stöhnte das Tuchljaer Tal, und weithin spritzte das Wasser des Stromes in perlengleichen Tropfen. Die Luft war erfüllt von den lauten Freudenrufen der Tuchljaer. Bewegung kam in das schlafende Mongolenheer, die Wächter begannen zu schreien, die Heerführer schlugen Alarm, die Waffen klirrten, doch kurz darauf war alles still. Die Mongolen erwarteten einen Angriff und hatten sich verteidigungsbereit aufgestellt. Die Tuchljaer dachten jedoch nicht daran, sie anzugreifen. Sie hatten einen ganz anderen Angriff vorbereitet.

Sachar betrachtete mit jugendlicher Lebendigkeit, wie der Stein gefallen war. Der Stein lag so gut, als sei er seit Jahrhunderten dazu vorgesehen. Mit den spitzen Enden hatte er sich an den hervorspringenden Kanten der Steilwände verfangen, die die Schlucht bildeten, und lag mit seiner ganzen Masse wie eine Brücke quer über dem Strom. Der Strom überflutete ihn freilich nicht, weil der Wasserstand niedriger war. Die Tuchljaer Jugend schleppte aber bereits riesige Steinplatten herbei. Unterdessen säuberten die anderen den Grund des Stromes von Schlamm und Kieselsteinen, um das Flußbett dicht zumauern zu können. Unterdessen zogen die Übrigen auf der einen Seite des Steins eine Wand in der Schlucht hoch, die drei Sashen stark war und von einer Kante der Schlucht bis zur anderen reichte. Diese Wand, als deren Fundament der riesige Wächter diente, würde jedem beliebigen Wasserdruck standhalten.

„Rasch, rasch, Kinder!“ munterte sie Sachar auf, der über dem Strom stand und den Arbeitenden mal mit Rat, mal auch tatkräftig selbst unter die Arme griff. „Verschließt, vermauert den Strom, solange das Hochwasser noch nicht hier ist! In den Bergen hat es wahrscheinlich stark geregnet, bald wird die Flut kommen, dann werden wir es schwer haben. Die Wand jedoch müssen wir mit den Felswänden auf gleiche

Höhe bringen. Wollen wir doch sehen, was Dshingis-Khans Gewalt gegen die Kraft des Wassers vermag.“

Die Arbeit lief zügig. Schon bald war der Strom dicht abgeriegelt. Zornig begann das nun gestaute Wasser zu wirbeln, als ob es nicht verstünde, weshalb man seinen Lauf behinderte. Wütend brandete Welle um Welle gegen den gewaltigen Stein. Sie schickten sich an, die unteren, auf dem Grund ausgelegten Platten zu unterspülen und suchten dazwischen einen Durchlaß. All das war aber vergeblich. Überall war dicht Stein auf Stein zu einer unüberwindbaren Wand zusammengefügt. Das Wasser begann zu brodeln. Ein Zittern hatte seine ganze Fläche erfaßt. Dann hörte auch das auf, und das Wasser gab sich den Anschein, friedlich und ruhig zu sein, verbarg jedoch seinen Zorn in kristallener Tiefe. Wie ein Auerochse, der sich auf den Angriff vorbereitet, stehenbleibt, den Kopf mit den Hörnern zur Erde neigt, still wird, um sich dann mit einem Male aus dieser erniedrigenden Lage zu befreien und sich mit aller Kraft auf den Feind zu werfen, so wurde das an Fesseln nicht gewöhnte Wasser des Tuchljaer Stromes für einen Augenblick ruhig und träge, als ob es in seinen festen Ufern schlummere. Unterdessen aber sammelte es Kraft und Mut für einen neuen, entscheidenden Angriff und drängte sich ganz langsam gegen die Wand, als probiere es aus, ob es nicht mit seinen Schultern das vor ihm unerwartet aufgetürmte Hindernis wegschieben könne. Aber nein, das Hindernis stand fest, wo es stand. In seiner ganzen Unbeweglichkeit war es kalt, glatt, stolz und unbesiegbar. Die flinken Hände der Tuchljaer festigten es immer mehr, indem sie Stein auf Stein, Platte auf Platte türmten und die Fugen mit wasserundurchlässigem Ton verschmierten. Wie ein neuer, durch den allmächtigen Willen errichtete Felsen, wurde der Steindamm unter den Händen der Tuchljaer höher und höher. Die bewaffneten Burschen hatten schon lange das Tal verlassen, wo sie dem Mongolenlager direkt gegenüberstanden hatten, um Bögen und Äxte gegen Knüppel und Hämmer einzutauschen, um die Steine zu behauen. Freudig besah sich

Sachar deren Arbeit, das Werk ihrer aller Hände. In seinen Augen leuchtete Siegesgewißheit.

Unterdessen begannen über dem Mongolenlager die Wolken in blutrotem Schein zu glänzen. Es wurde hell. Ein rosarotes Leuchten übergieß sich über den hohen Kamm des Selenen und streute die Funken tiefer und tiefer. Danach machten die Wolken Platz, und langsam, so, als hätte sie Furcht, rollte die Sonne am Himmel hervor und schaute auf die mit ihrer Arbeit beschäftigten Tuchljaer. Voll aufrichtiger Freude blickte Sachar nach Osten, streckte die Arme nach vorn und sprach mit feierlicher Stimme:

„O Sonne, du großer, strahlender Herrscher der Welt! Du ewiger Beschützer aller guten und reinen Seelen! Erbarme dich unser! O sieh doch, wir sind dem Angriff eines wilden Feindes ausgesetzt, der unsere Hütten zerstört, unser Land verwüstet und Tausende der Unsrigen vernichtet hat. In deinem Namen haben wir uns mit ihm in einen Todeskampf eingelassen und bei deinem Licht schwören wir, daß es für uns bis zuletzt, bis zu unserem letzten Atemzug kein Zurückweichen gibt! Hilf uns in diesem furchtbaren Kampfe! Verleihe uns Standhaftigkeit, Gewandtheit und Eintracht! Laß uns nicht in Angst geraten vor ihrer Überzahl und festige in uns den Glauben an unsere Kraft! Verleih uns Einigkeit, Eintracht und Verstand, um die Zerstörer zu besiegen! Sonne, ich bete dich an, so wie unsere Vorfahren zu dir beteten, und flehe dich aus ganzem Herzen an: Schenke uns den Sieg!“

Er verstummte. Seine glühenden Worte, erfüllt von Kraft, zitterten in der frischen Morgenluft. Nicht nur die Tuchljaer hatten sie gehört, sondern auch die Berge, die das Echo von Pfad zu Pfad trugen. Auch das gestaute Wasser des Stromes hatte sie vernommen, und als ob es einen Beschluß gefaßt hätte, hörte es auf, gegen den Steindamm zu schlagen und machte kehrt.

VIII

Solange der Bojar noch nicht von seiner mißglückten Mission zurückgekehrt war, saß Maxym in seinem Zelt, lauschte und dachte darüber nach, was er tun müsse. Die kurze Begegnung mit Myroslawa brachte für einen Augenblick Licht in die Finsternis seines Sklavendaseins. Ihre Worte, ihr Blick, die Berührung ihrer Hände und die von ihr gebrachte Kunde — all das schien ihn gewissermaßen dem dunklen Grab zu entreißen und ihm das Leben wiederzuschicken. Er fühlte seinen früheren Mut, seine Hoffnung zurückkehren. Ruhig, klar denkend erwartete er den Bojaren.

„Du bist noch hier?“ rief der Bojar beim Betreten des Zeltes aus. „Armer Junge, vergebens habe ich ein gutes Wort für deine Befreiung eingelegt. Halsstarrig ist dein Alter! Obwohl schon grauhaarig, ist er doch ein richtiges Kind geblieben.“

„Habe ich Euch denn nicht gesagt, Bojar, daß Eure Mühe vergebens sein wird?“ antwortete Maxym. „Was hat Euch denn nun mein Vater gesagt?“

„Er hat gesagt, daß sie sich bis zum letzten Atemzug schlagen werden. Das ist alles. Entweder wir, sagte er, oder ihr werdet alle fallen...“

„Mein Vater sagt nichts nur so dahin, Bojar. Er ist gewöhnt, alles gut zu durchdenken, bevor er spricht.“

„Ich sehe, daß er zwar nicht viel, aber wohl die Wahrheit spricht!“ brummte verdrießlich der Bojar. „Doch was kann man da schon tun? Der Kampf der Tuchljaer mit den Mongolen bleibt trotzdem ein ungleicher Kampf. Der Hagel bricht die Ähren auf dem Felde, da kann man sagen, was man will!“

„Ach Bojar! Es gibt Mittel gegen die Gewalt!“ antwortete Maxym.

„Na, na, ich habe ja ihre Mittel gesehen! Meine Tochter, ein Hitzkopf — ihr habt sie behext, das ist klar — hat sie gelehrt, Steinschleudern zu bauen. Auf uns wird morgen ein

kleiner Steinhagel herabgehen, ist aber nicht sehr gefährlich, da sie es nicht verstanden haben, genügend starke Seile zu drehen.“

„Ihr denkt wohl, daß sie außer den Steinschleudern keine anderen Mittel besitzen?“

„Ich weiß nicht. Offensichtlich nicht. Übrigens braucht man gar nicht lange zu warten, am Morgen werden wir es sehen. Nur mit Burunda habe ich meine liebe Not. Er bedrängt mich immerzu: Suche unbedingt nach einer Möglichkeit, wie du uns am Morgen ohne Kampf und ohne Zeitverlust hier herausholen kannst. Hier aber sperren sich die Tuchljaer wie Ziegenböcke. Nun, was kann ich da tun? Wenn es nicht geht, dann geht es eben nicht!“

„Nein, Bojar, sprecht so nicht! Bis jetzt haben Euch die Mongolen genauso in der Hand wie mich. Ihr müßt nach ihrem Willen handeln.“

„Was aber könnte ich denn für sie tun?“

„Ich könnte Euch, Bojar, vermutlich von Nutzen sein. Ich bin Euch für Eure heutige Güte mir gegenüber dankbar. Wenn Ihr wollt, werde ich Euch für heute dienen.“

„Du? Mir?“ rief der überraschte Bojar aus. „Was kannst du denn für mich tun?“

„Ich kenn einen Weg, der aus diesem Kessel herausführt. Er ist sicher, und keiner in Tuchlja hat davon eine Ahnung, nur mein Vater und ich wissen davon. Dieser Weg wird nicht bewacht. Auf ihm kann man die Mongolenabteilung nach oben führen und den Paß umzingeln, danach macht es dann keine Schwierigkeiten mehr, die Verhaue zu zerstören und aus dem Tal zu gelangen.“

Verdattert stand der Bojar vor Maxym und traute seinen Ohren nicht. „Das kann doch wohl nicht wahr sein?“ fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf, der aber sofort wieder erlosch, und ihm wurde eher beklommen ums Herz. Wie stark bis vor kurzem seine Feindseligkeit gegenüber Maxym auch gewesen sein mag, so hatten ihm doch dessen ritterliche Standhaftigkeit und Unbeugsamkeit gefallen. Und als er jetzt

solcherlei Worte aus Maxyms Munde vernahm, war es ihm, als zerbräche in seinem Herzen irgendetwas Wertvolles und Heiliges, als verlösche das letzte Fünkchen seines Glaubens an die menschliche Ehre und Treue.

„Junge,“ rief er aus, „was sagst du da? Du würdest so etwas überhaupt tun wollen?“

„Was soll's, Bojar“, antwortete halb traurig, halb spöttisch Maxym, „Ihr habt doch selbst gesagt, daß der Hagel die Ähren auf dem Felde bricht.“

„Du aber, hast du nicht noch vor kurzem geschworen: ‚Ich ziehe den Tod einem Verrat vor?‘“

„Was kann man aber tun?“ antwortete Maxym in demselben Tone. „Wenn man seinen Schwur nicht halten kann, dann kann man es eben nicht.“

„Und du, willensschwacher Mensch, erdreistest dich zu denken, daß meine Tochter dich gern haben wird?“ rief der Bojar zornig aus.

„Bojar“, antwortete verbittert Maxym, „erinnert mich nicht an sie!“

„Aha, das kränkt dich doch!“ sagte der Bojar. „Offensichtlich sage ich die Wahrheit.“

„Wer weiß, Bojar, wer weiß! Kriegszeiten herrschen. Und der Krieg bringt so manches mit sich. Was aber wäre wenn...“

„Was wäre, wenn...? Warum sprichst du es nicht aus?“ rief Tuhar Wowk.

„Nichts, schon gut! Ich frage Euch noch einmal: Nehmt Ihr meinen Vorschlag an?“

„Gedenkst du wirklich, die Mongolen gegen deine Tuchljaer zu führen?“

„Freilich, wenn es nur irgendwie möglich ist...“

„Wie soll ich das verstehen, wenn es möglich ist? Bedeutet dieses ‚Wenn‘, daß sie den Pfad vielleicht doch bewachen werden?“

„Nein, dafür verbürge ich mich, daß sie den Pfad nicht bewachen und daß wir ihn mitten am helllichten Tage unbe-

merkt beschreiten können, wenn nur nicht noch irgendein anderes Hindernis auftaucht.“

„Was aber könnte denn das sein?“

„Ich... ich weiß es nicht...“

„Wenn es so ist, dann gibt es nichts herumzutrodeln! Gehn wir zu Burunda!“

„Geht allein, Bojar, teilt ihm das mit, was ich Euch soeben gesagt habe. An ein mögliches Hindernis solltet Ihr nicht erinnern, denn ich verbürge mich nochmals dafür, daß weder die Tuchljaer noch andere bewaffnete Personen uns stören werden, andere Hindernisse können eure mutigen Kerle nicht schrecken.“

„Nun, möge es so sein“, sagte Tuhar Wowk.

„Und bittet ihn, er möge befehlen, mir die Fesseln abzunehmen, weil ich euch nicht in Ketten führen kann.“

„Das versteht sich doch von selbst“, sagte der Bojar, ging von dannen und dachte unterwegs an alles mögliche.

Was für unruhige, furchtbare und quälende Augenblicke durchlebte Maxym, nachdem sich der Bojar auf den Weg gemacht hatte, Burunda über sein Vorhaben zu unterrichten! Den Kopf in den Händen vergraben, saß er da in schrecklicher Verwirrung, seine Ohren fingen das kleinste Geräusch ein, als erwarte er das Herannahen eines Menschen, der seinem Herzen am teuersten ist. Wie im Fieber zitterte er am ganzen Leibe und klapperte mit den Zähnen, als fröre er. Die Minuten verstrichen langsam und träge, und jede von ihnen schien sich wie mit Bärenatzen an sein Herz zu krallen. Was wird, wenn das schiefeht, wovon Myroslawa gesprochen hat, und der Bojar darauf besteht, daß ich mein Versprechen erfülle? Nun, das ist klar: dem Tode entrinnt er nicht. Auf den Tod hat er sich schon seit langem eingestellt. Aber sterben, ohne sein Wort dem Menschen gegenüber gehalten zu haben, der sich auf dieses Wort verlassen hat, dessen Zukunft, ja vielleicht sogar dessen Leben von diesem Wort abhängt, und so als Verräter, wenn auch in den Augen eines anderen Verräters, zu sterben, das ist schrecklich, das ist eine Qual, und

das ist bitterer als der Tod selbst! Dabei war aber der Tod jetzt, nachdem er Myroslawa wiedergesehen hatte, weitaus schrecklicher als vordem, wo er noch beweglos mitten auf der Straße gehockt, auf die brennende Hütte der Eltern geschaut und den Rauch des Feuers eingeatmet hatte...

Aber was ist denn das? In diesem Augenblick erbebt die Erde, und ein gewaltiges Krachen zerriß die Luft. Im Lager kam Lärm auf. Geschrei und Waffengeklirr waren zu hören. Was ging da vor sich? Maxym sprang auf und klatschte so heftig in die Hände, daß seine Ketten ordentlich zu rasseln anfangen. O Freude, Freude! Da sind die Tuchljaer am Werk! Da errichten sie jenes Hindernis, das die Mongolen aufhalten wird, und verhindern so, daß er zum Verräter wird! Jetzt kann er ruhig sterben, denn sogar dem Feind gegenüber wird er nun sein Wort halten! Sein Herz klopfte schnell und laut. Er konnte nicht auf einem Flecke sitzen und begann, im Zelt auf und ab zu gehen. Der Lärm im Lager verstummte, und in diesem Augenblick kam der Bojar ins Zelt gelaufen. Sein Gesicht glänzte vor Freude und Zufriedenheit.

„Junge,“ sagte er lebhaft, „dein Vorschlag kam zur rechten Zeit. Er hat mir großes Leid erspart. Hast du dieses Getöse gehört? Deine Tuchljaer sind schlau: Sie stellen sogar hinter uns Verhaue auf. Geh schnell zum Heerführer. Er stellt bereits eine Abteilung zusammen, die mit dir gehen soll. Wir müssen schnell von hier verschwinden; hier ist es nicht ungefährlich.“

Wie scharfe Messer, so stachen diese Worte Maxym ins Herz. Mag kommen, was will; er muß die Mongolen so lange am Abzug hindern, bis er für sie unmöglich geworden ist!

„Seit wann, Bojar, laßt Ihr Euch von den Verhaue der Bauern schrecken? Ich denke nicht, daß den Mongolen plötzlich eine ernste Gefahr droht. Laßt doch die Tuchljaer sich ruhig an ihren Verhaue ergötzen, wir werden sie schnell von da verjagen. Wir brauchen uns nicht zu beeilen, denn wie Ihr seht, ist es ja noch nicht hell, und solange es noch nicht

ganz hell ist, können wir den Ausgang, von dem ich gesprochen habe, nicht finden.“

„Was ist das für ein Ausgang, den man nur bei Tage finden kann?“

„Hört zu, Bojar, was es mit diesem Ausgang auf sich hat! In unserem Gemüsegarten liegt unter einer dicken Schicht Erde eine große Platte. Diese Stelle muß man finden, dort die Erde abtragen und die Platte beiseite schieben. Danach entdeckt man einen schmalen, in den unterirdischen Felsen gehauenen Gang, der euch bis nach oben, direkt auf die Helle Lichtung führen wird, wo Ihr vor kurzem meinen Vater gesehen habt.“

„Nun, wozu sollen wir hier noch warten? Laß uns losgehen und suchen!“ rief der Bojar.

„Ihr habt gut reden, Bojar, nur habt Ihr an eins nicht gedacht: Das Dorf ist niedergebrannt, unsere Hütten und deren Flechtzäune sind auch verbrannt, und das Zeichen, an dem man diese Stelle erkennen kann, ist ebenfalls dem Feuer zum Opfer gefallen, so daß ich sie in der Finsternis beim besten Willen nicht finden werde. Ich wiederhole noch einmal, wozu die Eile, wo doch dieser Gang auch am hellichten Tage sicher ist?“

„Hm... soll es sein, wie du sagst“, willigte endlich der Bojar ein. „Ich gehe es Burunda mitteilen und schicke derweilen Leute, die dir die Ketten abnehmen. Nur, mein Lieber, du wirst auch weiterhin bewacht werden, weil nämlich, ich sage es dir ehrlich, weder Burunda noch ich dir trauen. Wenn es sich herausstellen sollte, daß du uns hintergehst, dann kannst du sicher sein, daß du dem Tode nicht entwischt!“

„Das ist mir schon lange bekannt, Bojar!“ antwortete Maxym sorglos.

Wieder war der Bojar fortgegangen, als danach schon bald zwei mongolische Schmiede ins Zelt kamen, ihn losschmiedeten und ihm die schweren Ketten abnahmen. Wie neugeboren, so leicht fühlte sich Maxym, nachdem er diese schweren Eisenfesseln los war, die Tag und Nacht seinen Leib und,

wie es schien, selbst seine Seele umklammert gehalten hatten. Mit erleichtertem Herzen und voller Hoffnung ging er in Begleitung der Mongolen zu Burundas Zelt. Burunda maß ihn von Kopf bis Fuß mit seinen grausamen, wilden Augen und ließ über einen Dolmetscher — diesen Dienst erwies ihnen beiden jetzt Tuhar Wowk — sagen:

„Sklave“, sprach Burunda, „ich habe gehört, daß du einen Weg weißt, der aus diesem Tal hinausführt?“

„Ich kenne einen“, antwortete Maxym.

„Und bist bereit, ihn uns zu zeigen?“

„Ich bin bereit.“

„Welchen Lohn erwartest du?“

„Keinen.“

„Wozu machst du das?“

„Aus gutem Willen.“

„Wo ist dieser Gang?“

„Im Gemüsegarten meines Vaters.“

„Kannst du den Gang jetzt ausfindig machen?“

„Ich kann es nicht. Dort ist alles niedergebrannt, der Gang jedoch ist mir einer dicken Erdschicht zugeschüttet. Wenn der Tag anbricht, finde ich ihn.“

„Es wird bereits hell. Geh und suche! Und höre, was ich dir noch sagen werde: Wenn du die Wahrheit sprichst und den Gang findest, wirst du frei sein und noch dazu Geschenke bekommen. Hast du uns jedoch mit leeren Worten an der Nase herumgeführt, so wirst du unter schrecklichen Qualen sterben.“

„Ich verlasse mich auf dein Wort, großer Begadyr“, sagte Maxym. „Verlaß dich ebenso auf das meine!“

„Mach dich auf den Weg und suche den Gang! Da sind deine Gehilfen! Ich selbst werde mit dir gehen!“

Wie langsam und umsichtig Maxym vorrückte! Wie sorgfältig er jede Ecke, jedes Steinchen betrachtete, so als müßte er sich die durch das gestrige Feuer veränderte Lage der Umgebung ins Gedächtnis rufen! Obwohl es bis zum Gemüsegarten des Vaters noch weit war, machte er doch des öfteren

halt, fiel auf den Boden, klopfte, wühlte in ihm herum und schaute doch immer nach vorn, auf den Strom, woher ihm Hilfe zuteil werden würde. Mit der Gemächlichkeit einer Schnecke bewegte sich die Abteilung voran. Burunda ließ bereits Ungeduld merken.

„Zürne nicht, großer Begadyr“, sagte Maxym. „Das gestrige Feuer hat alle Spuren menschlicher Behausungen in diesem Tal verwischt. Es fällt mir schwer, die Stelle zu erkennen. Aber sicher werden wir bald beim Anwesen meines Vaters sein.“

Mit einem Blick voller Ungeduld sah Maxym auf den Strom. Gott sei Dank! Die Ufer sind bereits übervoll. Noch ein Augenblick, und das Wasser wird sich in das Tal ergießen! Oho, unterhalb des Dorfes, in der Nähe der Schlucht, waren bereits breite Flüsse und Teiche zu sehen, die in den Strahlen der aufgehenden rötlichen Sonne rot wie Blut leuchteten. Das bedeutete, daß es jetzt schon möglich war, und schnell brachte Maxym die Mongolen zu dem väterlichen Anwesen, und schnell fand er die Stelle, wo die Erde unter dumpfen Schlägen dröhnte. Burunda, vor Ungeduld zitternd, rief den Mongolen zu, sie sollten zu graben beginnen. Erst jetzt, als er sich umgedreht hatte, sah er das sich in die Ebene ergießende Wasser.

„Oh, was ist denn das?“ rief er, von dumpfer Unruhe erfaßt. Auch Tuhar Wowk begann zu zittern. Nur Maxym war ruhig und sorglos.

„Nichts, Begadyr! Diese Nacht hat es in den Bergen geregnet, und nach jedem Regenguß steigt unser Strom über die Ufer. Das jedoch ist nichts weiter; das Wasser wird niemals hierher kommen.“

„Ach so,“ sagte Burunda, seine Angst bezwingend. „Nun, wenn es so ist, dann grabt weiter!“

Maxym hatte aber nicht die Wahrheit gesagt. Das Wasser ergoß sich immer breiter und breiter über das Tal, und nur die ahnungslosen und aufgeschreckten Mongolen konnten nicht wissen, daß das kein Hochwasser war, da ja das Wasser des

Stromes völlig klar blieb, da es nicht nach vorn rollte und auch nicht in Wallung geriet, sondern nur anschwell und über die Ufer trat.

Unterdessen ging die Arbeit langsam voran, obwohl die Mongolen sich mit aller Kraft ans Werk machten. Da stießen endlich die Spaten auf etwas Hartes. Die Platte! Die Platte erwies sich jedoch als zu breit, breiter als die von den Mongolen ausgehobene Grube. Man mußte also entweder die Grube verbreitern, um so die Platte herausheben zu können, oder man mußte sie zerschlagen. Maxym folgte mit besorgtem Blick dem Wasserstand. Ein bedeutender Teil des Tales unterhalb des Dorfes war bereits überflutet. Als Welle strömte das Wasser talaufwärts in eine Richtung, die der entgegengesetzt war, in die es seit Jahrhunderten seinen Weg genommen hatte. Da war aus dem Mongolenlager ein aufgeregtes Geschrei zu hören. Das Wasser war über die Ufer getreten, um in Tausenden von Bächen durch das Lager zu fließen.

„Sklave, was hat das zu bedeuten?“ schrie Burunda Maxym an.

„Was denn wohl, Begadyr“, antwortete Maxym, „in den Bergen ist offensichtlich ein großer Platzregen niedergegangen, und unser Bächlein ist weiter als gewöhnlich über die Ufer getreten. Ihr habt doch wohl nicht vor Wasser Angst, das euch bis an die Knöchel reicht? Zerschlagt die Platte!“ rief er den Mongolen zu. „Möge der große Begadyr sehen, daß ich ihn nicht betrogen habe!“

Die Mongolen schlugen mit Äxten auf die Platte ein, daß es dröhnte, die Platte jedoch war dick und stark. Es war unmöglich, sie zu zerschlagen.

„Schlagt kräftiger!“ schrie Burunda und war machtlos im Anblick des Wassers, das schon einen großen Teil der Tuchljaer Ebene in einen See verwandelt hatte und ihnen jetzt als Woge entgegenrollte. Burunda war außerstande, seine Unruhe zu zügeln. Die Platte jedoch war von Tuchljaer Charakter und leistete bis zum Letzten Widerstand. Endlich brach sie auseinander; noch ein Schlag und sie zersprang in Stücke,

fiel hinunter, die auf ihr stehenden Mongolen mitreißend. Der dunkle Schlund des unterirdischen Ganges tat sich vor den Augen der sich Zusammendrängenden auf.

„Siehst du, Begadyr?“ sagte Maxym. „Sage nun selbst, ob ich dich betrogen habe?“

Burunda war aber nicht sehr erfreut von dem entdeckten Gang. Wie eine Walze rollte eine Welle heran und bespritzte den Mongolen die Füße. Noch einen Augenblick, und das Wasser würde sich mit fröhlichem Rauschen in die eben ausgehobene Grube ergießen.

„Haltet das Wasser auf! Haltet das Wasser auf!“ schrie Burunda, und die Mongolen gingen daran, das Wasser rings um die Grube zu stauen. Aber es war schon zu spät. Das Wasser bedeckte den Boden; der Ton wurde weich und zerfloß in den Händen der Mongolen zu Schmutz. Ein solcher Stau konnte das Wasser nicht aufhalten, das sich immer stärker von allen Seiten her in die Grube ergoß und rauschend darin verschwand, so lange, bis sich die Grube bis zum Rande gefüllt hatte. Wie versteinert standen die Mongolen an der Grube und sahen zu, wie das Wasser ihren letzten Fluchtweg aus dem Tal überflutete.

„Sklave!“ sagte Burunda zu Maxym. „Ist das dein Gang?“

„Begadyr, kann ich denn dem Wasser befehlen?“ fragte Maxym.

Burunda antwortete nicht; ihn irritierte das Wasser, das immer weiter und tiefer das Tal bedeckte. Es glänzte nun schon als glatter Spiegel über dem ganzen Tal, lediglich hier und da ragten als kleine Inselchen, Stücke vom Festland empor. Im Mongolenlager hub ein Geschrei an, Verwirrung machte sich breit, obwohl das Wasser den Mongolen erst bis zum Knöchel reichte.

„Begadyr“, wandte sich Maxym an Burunda, als er sah, daß sich jener anschickte, in sein Zelt zurückzukehren, „ich erinnere dich an dein Versprechen. Du hast gesagt, wenn ich dir den Gang zeige, werde ich frei sein. Nun, ich habe dir den Gang gezeigt.“

„Und der Gang hat mich betrogen. Du wirst nicht frei sein, ehe wir nicht aus diesem Tal herausgekommen sind!“

Und Burunda machte sich auf, Ordnung in sein verwirrtes Heer zu bringen. Ihm folgte seine Abteilung.

Das Mongolenheer stand in langen Reihen mürrisch und verwirrt bis zu den Knöcheln im Wasser. Obwohl es noch ganz seicht war, bedeckte er bereits das ganze Tal. Das Wasser war klar und glitzerte wie geschmolzenes Glas, und der Wasserfall, der wie eine Lichtsäule leuchtete, stand über dem Wasserspiegel und ließ immer mehr Wasser ins Tal gelangen. Das eben schreckte die Mongolen! Doch durfte man nicht auf einer Stelle verharren! Allein die Besorgnis, ein Teil der furchtbaren Gefahr, stachelte die Menschen zum Handeln, zur Bewegung an, und sei es auch umsonst. Um jeden Preis mußte man etwas tun, sein Glück versuchen, andernfalls — Burunda begriff das sehr gut — läuft die Mehrheit der Mongolen in alle Richtungen auseinander, gejagt von der eigenen Angst. Burunda befahl dem gesamten Heer, sich zu sammeln und sich in einer dichten Masse zusammenzudrängen.

„Wer seid ihr denn? Männer oder Duckmäuser, daß ihr euch vor ein paar Tropfen Wasser fürchtet? Haben wir große Flüsse bezwungen oder nicht? Was ist denn dieser Bach gegen den Ural und die Wolga, gegen den Don und den Dnepr? Habt doch keine Angst! Das Wasser, das euch bis an die Knöchel reicht, kann euch nicht ertränken! Vorwärts, zum Paß! Los, greifen wir sie alle zusammen an! Denkt nicht an den Tod! Der Sieg muß unser sein!“

So hatte Burunda geschrien und bewegte sich nun vorwärts. Hinter ihm zog das mongolische Heer, durch das Wasser watend, das laut plätscherte, und davon dröhnten die Berge und stöhnten die Wälder. Aber hundert Schritt vom Paß entfernt traf sie ein tödlicher Steinhagel aus den Wurfmaschinen. Große, steinerne Kugeln, spitze Steine und Flußkiesel, all das flog auf die dichtgedrängte Mongolenmeute nieder, zersplitterte die Knochen, zerschlug die Köpfe. Blutig verfärbte sich das Wasser unter ihren Füßen. Ohne auf Bu-

rundas Befehle zu achten, stoben die Mongolen auseinander. Ein großer Teil zog sich dorthin zurück, wo ihn die Steine nicht erreichen konnten. Letztendlich mußte auch Burunda selbst mit einem Überrest der tollkühnsten seiner Turkmenen den Rückzug antreten, weil der Steinhagel immer stärker wurde und die mongolischen Pfeile den Tuchljaern nichts anhaben konnten. Tuhar Wowk schaute unverwandt dorthin, wo sich der Feind befand, und er sah, daß bei der allergrößten Schleuder, die ununterbrochen schwere Gesteinsbrocken und ganze Wolken kleiner Steine schleuderte, seine Tochter Myroslawa stand, umringt von den ältesten Tuchljaern. Sie leitete das Hantieren mit dieser furchtbaren Maschine. Maxym hatte sie schon seit langem bemerkt und wandte kein Auge von ihr. Wie hätte er sich gefreut, wenn er jetzt hätte neben Myroslawa stehen und ihre mutigen, klugen Anweisungen hören und den Feind schlagen können! Doch nein, das war ihm nicht beschieden. Da steht er inmitten der Feinde, freilich ohne Fesseln, aber doch unbewaffnet, ein Gefangener, der danach lechzt, daß doch ein Stein, von ihrer Hand geschneit, seinem Leben und seinem Leid ein Ende machen würde!

Tuhar Wowk zog ihn am Ärmel.

„Bursche, höre auf, herumzustarren“, sagte er. „Meine Tochter ist übergeschnappt! Was sie da anrichtet! Wir werden es ganz schön schwer haben. Gibt es bei euch oft solche Überschwemmungen?“

„Solche? Niemals.“

„Wie denn das? Niemals?“

„Nun, eben darum, weil das keine Überschwemmung ist. Ihr seht doch, daß das Wasser klar ist.“

„Keine Überschwemmung? Was aber dann?“

„Habt Ihr das denn noch immer nicht erraten, Bojar? Die Tuchljaer haben den Fluß gestaut, um das Tal mit Wasser zu überfluten.“

„Gestaut!“ rief der Bojar. „Das heißt...“

„Das heißt, daß das Wasser die ganze Zeit hindurch zu nehmen wird, so lange, bis...“

„Bis was?“

„Bis es uns alle ersüuft hat. So ist das!“

Der Bojar schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

„Und du hast das schon vorher gewußt?“

„Ich wußte es von Eurer Tochter. Das, Bojar, hat sich mein Vater ausgedacht.“

„Oh, verflucht! Warum hast du mir denn früher nichts davon erzählt?“

„Wozu?“

„Wir hätten uns dann wenigstens zu zweit retten können!“

„Dazu haben wir noch immer Zeit“, sagte Maxym ruhig.

„So wollen wir denn zusammenhalten, und wenn es der Zufall will, Bojar, so verteidigt mich, da ich keine Waffen habe.“

„Das ist klar“, sagte der Bojar. „Bloß, was sollen wir tun?“

„Bis jetzt besteht noch keine Gefahr,“ antwortete Maxym.

„Der Fluß ist nicht groß, das Tal ist breit, und das Wasser steigt sehr langsam. Aber das wird nicht lange so bleiben. Vielleicht stürzt schon in einer halben Stunde vom Berge her eine richtige Sintflut herab und ergießt sich schnell über das ganze Tal. Am Abend wird das Wasser die Köpfe der Menschen überfluten. Wir aber müssen uns um jeden Preis bis dahin halten. Solange die Mongolen am Leben sind, werden sie uns nicht lebendig aus ihren Händen lassen.“

„Bis dahin können sie uns aber töten!“

„Fürchtet Euch nicht, Bojar! Ein Mensch ist in der Gefahr sehr umsichtig, er denkt zuerst an sich selbst und nicht an den Tod der anderen. Bemühen wir uns, uns allein einen sicheren Ort zu finden, wo uns das Wasser, wenn es herabstürzt, nichts anhaben kann.“

Während dieses Gespräches zwischen dem Bojaren und Maxym hatten sich die Mongolen weit vom Ufer zurückgezogen und standen, umgeben von Wasser, und wußten nicht, was sie tun sollten. Das Wasser reichte ihnen bereits bis an die Knie. Burunda schaute wutentbrannt auf diesen unerwarteten Feind, der weder vor seiner zornigen Stimme noch vor

seiner riesenstarken Hand Furcht hatte. Burunda zertrat den Feind — das Wasser — mit Füßen, bespuckte und bedachte ihn mit den verächtlichsten Worten. Der Feind jedoch rauschte still und leise durch das Tal, ließ sanfte Wellen aufkommen und stieg höher und höher. Das Wasser, das die Knie der Mongolen umspülte, machte das Bewegen schwer, nahm ihnen die Lust zum Kampfe und schwächte die militärische Disziplin. Was konnte daraus werden? Wird das Wasser etwa noch lange drohen? Wenn es bis zur Taille reichen wird, dann wird jegliches Bewegen sehr erschwert sein, und die Tuchljaer werden sie mit ihren Steinen wie Enten abschießen. Das Wasser war ringsum sauber und klar und nur dort, wo die Mongolen umherstapften, standen große Schmutzlachen.

Tuhar Wowk näherte sich Burunda.

„Großer Begadyr“, sagte er. „Wir befinden uns in großer Gefahr.“

„Warum?“ fragte drohend Burunda.

„Dieses Wasser wird nicht fallen, denn unsere Feinde haben den Strom gestaut, um das ganze Mongolenheer zu ertränken.“

„So also ist das!“ rief Burunda aus. „Und du elender Sklave, du magst mir das zu sagen, nachdem du uns selbst in diese Falle geführt hast?“

„Versteh doch, großer Begadyr, es war kein Verrat von mir, euch hierherzubringen, denn was euch droht, droht auch mir.“

„Oh, ich kenne dich! Du hast dich heute nacht aufgemacht, dich mit ihnen zu einigen. Ihr habt um unseren Tod gefeilscht.“

„Wenn ich zu diesem Zweck unterwegs gewesen wäre, so nimmst du doch nicht etwa an, Begadyr, daß ich, vom Tod der Mongolen wissend, ins Lager zurückgekehrt wäre, um gemeinsam mit ihnen zu sterben?“

Burunda beruhigte sich ein wenig.

„Was sollen wir denn nun tun?“ fragte er. „Sollten wir etwa hier sterben?“

„Nein, wir müssen uns verteidigen! Noch einen Augenblick, Begadyr, und von den Bergen stürzt eine richtige Sintflut herab, die dieses Tal schnell überschwemmen wird. Dagegen müssen wir vor allen Dingen ankämpfen.“

„Wie aber?“

„Befiehl deinem Heer, daß es, solange das Wasser klar ist, vom Grund Steine sammelt und sie zu Haufen schichtet, die über den Wasserspiegel hinausragen. Wenn wir darauf stehen, können wir uns gleichzeitig verteidigen, besonders vor einem schwächeren Feind, wie es die Tuchljaer sind.“

Burunda dachte nicht lange nach und gab seinem Heer den Befehl, Steine zu sammeln und sie zu Haufen zu schichten, für jede Abteilung getrennt. Dieser Befehl, von dem keinerlei Gefahr ausging, gefiel den Mongolen; die Hoffnung zudem, auf einem trockenen Fleckchen zu stehen und nicht bis zu den Knien im Wasser herumzuwaten, verlieh ihnen Munterkeit. Mit Freundengeschrei verstreuten sie sich über das Tal, sammelten Steine und schichteten sie zu Haufen. Die Tuchljaer, die oben an den Abhängen rings um den See standen, lachten, als sie diese Arbeit sahen.

„Hierher! Hierher!“ schrien sie den Mongolen zu. „Wir haben genug Steine, keiner von euch kommt zu kurz!“

Wenn jedoch irgendeiner der Mongolen zu nahe an sie herankam, begann sofort eine Maschine zu quietschen und ein wirrer Schwarm Steine traf den Unglücklichen, der gebückt durch das Wasser watete, sich zu verstecken suchte und doch nicht entkommen konnte. Ob sie es wollten oder nicht, mußten sich die Mongolen in der Mitte des Tales, weit genug entfernt von den Tuchljaer Wurfmaschinen halten. Burunda erstickte fast in dem Bewußtsein seiner Machtlosigkeit und beim Anhören des verächtlichen Spottes der Tuchljaer.

„Nein, so kann das nicht weitergehen!“ rief er. „Heda, zu mir, meine getreuen Turkmenen!“

Die wackerste Abteilung des Mongolenheeres scharte sich um ihn. Das waren Krieger, die Eichen oder Steppentigern, deren Felle sie sich übergeworfen hatten, ähnelten. Burunda

richtete diese Abteilung gegen eine der Tuchljaer Stellungen, die weit nach vorn geschoben und allein auf dem steilen Fels-abhang war. Eine kleine Gruppe von Tuchljaern stand dort neben der neuen Wurfmaschine.

„Los, schießt mit vergifteten Pfeilen auf sie!“ schrie Burunda. Wie Hornissen summten die Pfeile durch die Luft. Die verwundeten Tuchljaer schrien auf, zogen sich zurück, die Mongolen aber bewegten sich mit Freudengeschrei vorwärts.

„Laßt nicht zu, daß sie sich zusammenrotten!“ schrie Burunda. „Verhindert, daß sie Steine auf uns werfen! Hier können wir uns festsetzen!“

Er teilte seine Abteilung in zwei Gruppen: Die eine sollte den Gegner unter ständigem Beschuß halten, während die andere Steine als Schutz vor dem Wasser zu einem Haufen auftürmte. Tuhar Wowk und Maxym, die Burunda ständig bei sich hielt, beteiligten sich an der Arbeit, schleppten Steine und warfen sie auf den Haufen. Doch wurde die Arbeit immer schwerer. Das Wasser ging jetzt schon bis zur Taille. Die Steine reichten nicht aus, und der Steinhaufen ragte noch nicht über die Wasseroberfläche hinaus. Burunda kommandierte die Bogenschützen. Zehn Tuchljaer waren bereits verwundet. Sie starben an einem gefährlichen Schlangengift, das in ihr Blut gelangt war und gegen das sich alle Kräuter von Sachar Berkut als machtlos erwiesen.

„Kinder, verlaßt diese Stelle!“ sagte Sachar. „Soll der Feind ruhig vor dieser steilen Wand stehen bleiben. Hierher gelangen kann er ohnehin nicht, zumal sie schon im Wasser stehen!“

Die Tuchljaer verließen diese Stelle. Erfreut wateten die Mongolen durch das Wasser und fuhren fort, Steine zu häufen. Bald jedoch waren die Steine alle.

„Ihr Krieger, hört auf, Steine zu sammeln!“ sagte Burunda zu seinen Leuten. „Bogenschützen, stellt euch auf die Steine und schießt auf dieses Gesindel! Die anderen mir nach! Wir müssen diese Stelle einnehmen, die Wand erklimmen, möge

selbst der Himmel über uns zusammenbrechen! Ihr Sklaven, ebenfalls mir nach! Weist den Weg!“

„Begadyr,“ sagte zu ihm Maxym über Tuhar Wowk, „es ist vergeblich, dort hinaufzuklettern. Es gibt keinen Pfad nach oben.“

„Es muß einen geben!“ schrie Burunda und warf sich ins Wasser. Ihm folgten seine Turkmenen. An dieser Stelle war der Grund uneben. Die Mongolen rutschten aus, fielen. Das Wasser, auf dem eine Windbö leichte Wellen schlug, warf sich kraftvoll gegen den steilen Felsen und erschwerte den Weg. Obwohl es bis zum Ufer nicht mehr als 200 Schritt waren, brauchten sie doch fast eine halbe Stunde, um sich bis dahin durchzuschlagen. Direkt unter dem Felsen war es noch tiefer. Das Wasser reichte ihnen fast bis zu den Achselhöhlen; einen Weg nach oben gab es jedoch nicht. Unterdessen flogen von den benachbarten Tuchljaer Stellungen Steine auf die Waghalsigen, und obwohl ein großer Teil der Steine wirkungslos gegen den Felsen schlug und ins Wasser fiel, war dennoch Burundas Lage an dieser Stelle aussichts- und trostlos.

„Vielleicht können deine kühnen Burschen gut klettern?“ fragte Maxym spöttisch. „An dieser Wand kann man nach oben klettern.“

Keiner von den Turkmenen, die Steppenbewohner waren, konnte jedoch an einer überhängenden Steinwand hinaufklettern.

„Wenn es so ist“, sagte Maxym, „so erlaube mir, Begadyr, als erster hinaufzuklettern und euch den Weg zu zeigen!“

Burunda, der schon in anderen Gedanken war, hörte ihm jedoch nicht zu. Ernt teilte er seine Gefolgschaft in zwei Gruppen: Eine ließ er auf dem eroberten Abschnitt, gedeckt von dem hervorspringenden Felsen, zurück. Mit der anderen Gruppe, der Maxym und Tuhar Wowk vorangingen, machte er sich auf, eine bequemere Stelle zu suchen. Sowie aber dieses Häufchen, das bis zur Taille im Wasser watete, hinter der verdeckten Spitze auftauchte, kamen sofort von oben, von den Tuchljaer Maschinen, Steine auf sie herabgeflogen. Fast

die Hälfte der Gruppe fiel; die anderen waren gezwungen, zurückzukehren.

„Kehren wir zu der alten, ungefährlichen Stelle zurück, Begadyr“, sagte Tuhar Wowk. „Hörst du, was für ein Lärm und Geschrei im Tal ist? Da kommt wohl die Sintflut.“

Der Bojar hatte die Wahrheit gesagt. Ein schreckliches Getöse des Wasserfalles, das die Erde erbeben ließ, kündete davon, daß viel Wasser hinunterstürzte. Welle auf Welle rollte vom Wasserfall heran. Es waren riesige, trübe Wellen. Die gesamte Oberfläche des breiten Sees begann zu wallen und sich mit Schaum zu bedecken. Über den eben noch klaren, ruhigen See brausten jetzt wütende Wellen, zischten Strudel,



und das in Aufregung versetzte Meer schaukelte und brandete gegen die steinernen Ufer. Es war grauenvoll, jetzt in das Tal zu schauen. Hier und da ragten wie schwarze Inseln im Wasser Häufchen von Mongolen heraus. Keine Spur mehr von der früheren Heeresordnung. Wie Staub im Wind hatte sich das Mongolenheer über das Tal verstreut, kämpfte mit den Wellen und bewegte sich mit Mühe, schreiend und fluchend, irgendwohin. Keiner hörte den anderen, keiner kümmerte sich um den anderen. Die einen standen auf den aufgeschütteten Steinhaufen und waren glücklich darüber, daß sie, wenn auch nur für einen Augenblick, den Angriff des Wassers abgewehrt hatten. Die anderen gingen unter, tauchten bis zu den Schultern, bis zum Hals ins Wasser ein, stützten sich auf die im Grund steckenden Speere oder schwenkten ihre Bögen über dem Wasser hin und her. Die Mehrheit jedoch hatte ihre Bögen weggeworfen, die wie Strohhalme im Wasserwirbel kreisten. Einige hatten auch ihre Schafspelze abgeworfen, ließen sie stromab treiben, weil sie es sich auf eine beliebige Art und Weise leichter machen wollten, obwohl ihnen vor Kälte die Zähne klapperten. Wer klein von Wuchs war, der klammerte sich an die Größeren, brachte diese zu Fall, fuhr fort zu strampeln und mit ihnen im Wasser zu kämpfen. Einige verlegten sich auf Schwimmen, obwohl sie selbst nicht wußten, wohin und wozu sie schwimmen sollten, weil es nirgends Rettung gab. Auf den Steinhaufen, die inmitten des Wassers standen, konnte nur eine geringe Anzahl von Glücklichen Zuflucht finden und die waren der Gegenstand tödlichen Hasses der Ertrinkenden, die sie mit Wahnsinnsflüchen überschütteten. Um jeden Steinhaufen drängten sich Tausende Mongolen, welche den Verstand verloren hatten und schrien und versuchten, irgendwie noch ein sicheres Plätzchen zu erklimmen. Vergeblich erklärten die auf den Steinen Stehenden ihnen, daß hier nicht alle Platz finden können und daß irgendwer ja sterben muß. Niemand wollte sterben. Alle versuchten, auf die Steine hinaufzuklettern. Die dort standen, mußten sich vor diesen Angriffen schützen, um

nicht selbst zu sterben. Die Mongolen schlugen mit Hämmern und Äxten auf die Hände und Schädel ihrer Landsleute ein. In diesem höllischen, todesnahen Augenblick vergaß der Bruder den Bruder. Mit größerer Wut als den Feind erschlug der Kamerad den Kameraden. Jene von den Ertrinkenden, die sich hinten befanden, die dem nahen und unausweichlichen Tod im Wasser geweiht waren, drängten vorwärts; die, die direkt auf der Spitze solcher Steinhaufen standen, wichen unter Gejammer zurück; die, die in der Mitte standen, brüllten vor Schmerz und Angst, wurden von allen Seiten bedrängt und von den Hinteren und Vorderen ins Wasser hineingedrückt. Ertrinkende, die bereits unter Wasser waren, griffen krampfhaft nach Steinen und rissen sie aus dem Haufen. Fünf Steinhaufen brachen zusammen, und alle, die darauf standen, fielen ins Wasser und waren denen gleich, vor denen sie sich verteidigt hatten. Jene aber, die vor Todesangst schon wahnsinnig waren, stießen jedes Mal ein Freudengebrüll aus, wenn ein weiterer Steinhaufen einstürzte und neue Opfer in den Rachen des furchtbaren, gnadenlosen Feindes warf. Andere waren von einer wahnwitzigen Manie des Mordens und der Zerstörung befallen. Da ist einer, einer von riesigem Wuchs, mit bläulich angelaufenem Gesicht, klappernden Zähnen und blutig gebissenen Lippen, haut in blinder Wut seine Axt auf die Köpfe aller, die ihm unter die Hand kommen. Wenn sich mal niemand zeigt, schlägt er auf die blutigen, brodelnden und schaumigen Wellen ein. Ein anderer stößt unter hysterischem Gelächter jene ins Wasser, denen es gelungen war, irgendeine Erhöhung — einen Stein oder die Leiche eines Kameraden — zu ersteigen. Ein Dritter brüllt wie ein Stier und stößt die Ertrinkenden von hinten wie mit Hörnern. Wieder ein anderer, der die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, heult, stöhnt und quiekt wie ein Kind. Noch andere sehen nichts außer ihrem eigenen, unvermeidlichen Tod und klettern den Kameraden auf die Schultern, greifen nach den Haaren, beugen sie hinunter und gehen gemeinsam mit ihnen unter. Wie die Fische während der Laichzeit, die von der

stürmischen Strömung zusammengedrängt werden und planschen, nach Luft schnappen, wieder untertauchen, das Wasser trüben und wieder mit weitgeöffnetem Maul Luft schnappen. So ist es auch hier, mitten in diesem riesigen, trüben und brausenden See drängen sie sich, büßen ihre Kraft ein, gehen unter, um wieder für einen Augenblick aus dem Wasser aufzutauchen, strecken ihre Arme heraus, um wieder unterzutauen. So starben Hunderte und Tausende Mongolen. Stumm, bewegungslos, wie angewurzelt standen die Tuchljaer an den Ufern des Sees. Selbst die Mutigsten unter ihnen konnten nicht ohne Zittern, ohne Jammern und ohne Tränen dem Tod einer solchen Menge Menschen zusehen.

Erstarrt sah auch Burunda-Begadyr auf dieses schreckliche Bild. Obwohl ihm selbst nicht minder Gefahr drohte, obwohl das Wasser ihm und seinen Leuten bis an die Schulter ging und die im Wasser aufkommenden stürmischen Strömungen sie zu Fall brachten und sie an die Notwendigkeit erinnerten, an die frühere, sichere Stelle zurückzukehren, stand Burunda noch lange unbeweglich da, raufte sich die Haare und stieß beim Anblick des Untergangs seines Heeres ein schreckliches, zusammenhangsloses Geschrei aus. Niemand wagte sich in diesem furchtbaren Augenblick an ihn zu wenden. Alle umringten ihn, zitterten und kämpften mit dem unüberwindlichen Feind — dem Wasser.

„Gehen wir!“ sagte endlich Burunda. Sie bewegten sich auf den Steinhaufen zu, der von den Turkmenen gegen den von den Tuchljaern verlassenen Abhang angelegt worden war. Und es war höchste Zeit! Das Wasser stieg immer höher. Zwischen ihnen und ihrem vorigen Standort hatte sich ein großer Strudel gebildet, den sie nur überwinden konnten, indem sie einander bei den Händen faßten. Nur der Riese Burunda ging allein voran und zerteilte mit seiner mächtigen Brust die wütenden Wellen. Wie ein Inselchen inmitten des Meeres machte das Häufchen der Krieger auf diesem Steinhaufen halt. Sie standen bis zur Taille im Wasser, hielten immer noch ihre Bögen in der Hand und hielten sie auf den

von den Tuchljaern verlassenen Felsen gerichtet. Die Gefahr brachte die Kriegsdisziplin nicht ins Wanken. Zum Glück war dieser Steinhaufen größer als andere. Er war angelegt aus großen Gesteinsbrocken und Platten, die man nur im Wasser so leicht hatte bewegen können. Bis zu hundert Menschen konnten kampfbereit und mühelos darauf Platz finden, gerade eine solche Anzahl von Kriegern hatte Burunda jetzt noch, nicht mitgezählt die von ihnen unter dem Felsen zurückgelassenen. Nachdem Burundas Krieger auf diesem Steinhaufen Platz gefunden hatten, atmeten sie erleichtert auf. Sie sahen vor allen Dingen dorthin, wo unter dem Felsen vierzig ihrer Kameraden zurückgeblieben waren. Dort brausten jetzt grimme Wellen, die sich an den scharfen Kanten des Felsens brachen und weit mit silbrigem Schaume spritzten. Von den Turkmenen war schon keine Spur mehr zu sehen, nur von Zeit zu Zeit, wenn sich die Wellen für einen Augenblick legten, tauchte irgendetwas Schwarzes an dem grauen Stein auf; das war der einzige heilgebliebene und überlebende Mensch aus der ganzen Gruppe. Mit steifen Fingern klammerte er sich an den Felsen, trotzend den wütenden Wellen, die versuchten, ihn loszureißen. Er schrie nicht, rief nicht um Hilfe; doch jede Welle warf ihn hoch und runter, so lange, bis er letztendlich wie ein Blättchen im trüben Wasser unterging.

Burunda, empfindungslos, bläulich verfärbt vor Anspannung und Wut, besah sich das Tal. Das schreckliche Geschrei und Gejammer war bereits verstummt. In den Wasserwirbeln kreisten die Leichen zu Hauf, hier und da reckten sie mal ihre zusammengeballten Fäuste, mal die Füße und mal die Köpfe aus dem Wasser. Nur zehn Häufchen Menschen standen gleich zehn schwarzen Inselchen noch lebendig auf ihren Steintürmen. Das aber war kein Heer mehr, sondern aufgeschreckte, machtlose, unbewaffnete kärgliche Reste, die zitterten und von Verzweiflung geschlagen waren. Obwohl sie einander noch zurufen konnten, helfen konnten sie einander nicht mehr, und alle zusammen wie jeder Einzelne waren gleichermaßen hilflos in Anbetracht des unvermeidlichen Todes.

IX

„Was meinst du, Bojar“, fragte plötzlich Burunda Tuhar Wowk, „was mit uns geschehen wird?“

„Wir werden alle sterben“, antwortete Tuhar Wowk ruhig.

„Das denke ich auch“, bestätigte Burunda. „Am meisten kann ich mich aber darüber ärgern, daß wir ohne Kampf und ohne Ruhm wie in den Brunnen geworfene Katzenjunge verrecken!“

Darauf antwortete der Bojar nichts. Ein neues Ereignis zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Tuchljaer hatten es offensichtlich satt zu warten, bis das Wasser hoch genug gestiegen war, um die traurigen Überreste des Mongolenheeres still zu verschlucken. Sie wollten den Feind schneller vernichten. Im Wald, etwas höher über dem Strom, fällten die Tuchljaer Burschen dicke Tannen, spitzten sie von beiden Seiten wie Speere an und banden an die von den Ästen befreiten Stämme schwere Steine an, damit diese neuartigen Rammsporne unter Wasser schwämmen. Nachdem sie eine entsprechende Welle abgewartet hatten, bei der sich inmitten des Sees eine schnelle Strömung vom Wasserfall direkt zu den mongolischen Standorten gebildet hatte, ließen sie diese Stämme flußabwärts hinunter ins Wasser. Schon bald darauf schlug der erste Stamm mit riesiger Gewalt mit seinem spitzen Horn in einen der Steinhaufen, auf dem Mongolen standen. Die Steine unter Wasser begannen auseinanderzurollen, zumal sie noch von den Füßen der Mongolen bewegt wurden, und fielen auseinander. Unter lautem Geschrei stürzten die Mongolen ins Wasser. Zwei oder drei von ihnen stießen im Wasser auf einen der verräterischen Stämme und klammerten sich daran fest. Sogleich hatte sie die Strömung mitsamt dem Stamm ergriffen und trug sie in die Mitte des Sees, zum Wasserfall. Dort aber begann das Holz zu wirbeln und stellte sich hochkant. Die Mongolen versanken unter Wasser und wurden nicht mehr gesehen. Die übrigen Mongolen, die so plötzlich ihrer Zuflucht beraubt worden waren, zappelten noch

an derselben Stelle, ersäuften einander oder riefen um Hilfe. Zwei oder drei, offensichtlich gute Schwimmer, wollten zum Ufer schwimmen. Doch auch sie entgingen dem Tod nicht: Einige große Steine, die vom Ufer geworfen wurden, machten ihrer Schwimmerei ein Ende. Nur einige wurden von den Kameraden auf die benachbarten Standorte aufgenommen. Aber auch hier waren sie nicht lange sicher. Nachdem die Tuchljaer gesehen hatten, daß ihr erster Versuch erfolgreich war, begannen sie Rammsporn um Rammsporn hinabzulassen. Doch vermochten diese Rammsporne den Mongolen nicht mehr zu schaden: Die Strömung trug sie vorbei.

Daraufhin gab ihnen Myroslawa einen neuen Gedanken ein: Man sollte einige Stämme zusammenschlagen, derartige Flöße an Seilen den Wasserfall hinunterlassen und, nachdem man sie ans Ufer gezogen hat, auf ein jedes zehn der stärksten und bestausgerüsteten Burschen stellen. Zwei Männer sollten das Floß mit langen Stangen zu den mongolischen Standorten lenken. Schon bald waren zwei Flöße fertig. Sie wurden den Wasserfall hinabgelassen, der jetzt zweimal kürzer geworden war als bei niedrigem Wasserstand. Zwanzig mutige Burschen standen auf den Flößen und steuerten einem Kampf mit den Mongolen entgegen. Das war ein leichter Kampf, obwohl er die Entscheidung bringen sollte. Die erste Gruppe Mongolen, die sie schlugen, war fast unbewaffnet, aufgeschreckt und machtlos. Die Tuchljaer stießen die Unglücklichen schnell mit den Stangen ins Wasser; jene, die sich dagegen sträubten, stieß man mit Bögen und Speeren hinunter. Kläglich begannen die Mongolen auf den anderen Inselchen zu jammern, als sie den unvermeidlichen Tod vor sich sahen. Als Burunda den neuen Angriff der Feinde sah, knirschte er in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen und griff nach seiner Waffe. Doch sein Zorn war umsonst: Auch die vergifteten Pfeile seiner Turkmenen konnten die mutigen Tuchljaer nicht ereilen, Der wütende Begadyr mußte in völliger Untätigkeit bis zur Brust im Wasser stehen und zusehen, wie die Tuchljaer Inselchen um Inselchen mit den Resten des mongoli-

schen Heeres vernichteten. Unterdessen verrichteten die Tuchljaer auf der Wasserfläche ihr Vernichtungswerk. Sie bissen die Zähne zusammen, hockten sich auf ihre Flöße und näherten sich den Mongolen. Irgendwo trafen sie auf verzweifelten Widerstand. Blut floß, Stöhnen war auf beiden Seiten zu vernehmen, die Leichen fielen von den Flößen wie von den Steintürmen; doch war die Macht der Mongolen längst gebrochen und ihr Widerstand nur von kurzer Dauer. Wie ein Feuer, das über ein Stoppelfeld braust und von Stoppel zu Stoppel kriecht, Stroh puppe um Stroh puppe mit seinen Flammen beleckt, so säuberten die Tuchljaer ein Steininselchen nach dem anderen, indem sie die Mongolen ins Wasser, in die kalte Umarmung des Todes stießen. Alle, bis auf den Letzten, starben! Von der Gruppe der schwarzen Inselchen inmitten des Sees war keine Spur übriggeblieben. Nur weiter weg, an der Seite, in der Nähe des Ufers, stand noch ein Steinhaufen gleich einem heilgebliebenen schwarzen Felsen inmitten des Stromes. Das war Burundas Abteilung. Hundert Turkmenen, Tuhar Wowk und ihr Gefangener Maxym — das war alles, was von dem großen mongolischen Heer übriggeblieben war, das sich angeschickt hatte, auf dem Tuchljaer Weg ins Ungarland zu ziehen und hier nun, mitten in den Bergen, in einem ihrer Gewässer ein kaltes Grab fand, obwohl es doch den Ural und die Wolga, den Don und den Dnepr überwunden hatte. Als letztes Opfer des Todes stand dieses Häufchen von Mutigen inmitten des Wassers ohne Hoffnung auf Rettung und nur noch von dem einzigen Wunsch beseelt, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Die gesamte Tuchljaer Gemeinde hatte sich jetzt am Ufer gegenüber der letzten feindlichen Zufluchtsstätte versammelt. Sie ließen noch zwei weitere Flöße hinab, um den Feind zu umzingeln und ihn durch Pfeile von hinten in Unruhe zu versetzen. Aber auch von vorn, von den Ufern aus, ließen die Tuchljaer Steine und Pfeile auf die Feinde herniederhageln. Übrigens erreichte ein großer Teil der Pfeile Burundas Standort nicht. Und die, die ihr Ziel erreichten, konnten dem Feind

auch keinerlei Schaden zufügen. Doch die Tuchljaer hatten sich nicht entschließen können, näher heranzugehen, weil sie die vergifteten Pfeile fürchteten, und nachdem sie schon bald die Nutzlosigkeit ihres Schießens eingesehen hatten, hörten sie ganz damit auf. Hoch oben auf dem Felsen stand der alte Sachar und wandte kein Auge von seinem Sohn, der sich mitten unter den Feinden befand und gewandt den Pfeilen und Steinen auswich. Etwas entfernt von ihm stand unter den Schießenden Myroslawa. Ihre Blicke flogen schneller als ihre Pfeile zu den Feinden, unter denen sich die für sie im Leben Liebsten befanden: Der Vater und Maxym. Bei jedem aus den Tuchljaer Bögen abgeschossenen Pfeil blieb ihr fast das Herz stehen.

Die Burschen waren es überdrüssig, auf den Flößen zu stehen und aus der Ferne her ins Leere zu schießen. Sie gewannen an Mut und ruderten näher heran. Die Mongolen trafen sie mit ihren Pfeilen und verwundeten einige. Bald schon hatten die Tuchljaer bemerkt, daß beim Feind der Vorrat an diesen furchtbaren Waffen ausgegangen war, und unter wütendem Geschrei stürzten sie sich nun auf ihn. Schweigend erwarteten die dem Untergang Geweihten den Angriff; sich eng zusammendrängend, leisteten sie den Tuchljaern und den stürmischen Wellen Widerstand. Die Tuchljaer jedoch, die zwei Sashen entfernt vor ihnen halt machten, schleuderten ihre Wurfspeere, die bei einem jeden mit einem langen Riemen an der Hand befestigt waren. Zehn Mongolen schrien gleichzeitig auf. Zehn Leiber rollten ins Wasser. Und wieder schleuderten die kühnen Burschen ihre Jagdspeere und wieder fielen einige Feinde.

„Fluch über euch!“ schrie Burunda. „So machen sie uns allen den Garaus, diese ekelhaften Flegel!“

Sein Zorn jedoch glich jetzt einem Wind, dessen Mühsal vergeblich ist, der zwar heult, aber niemandem schadet. Mit Geschrei umflatterten die Tuchljaer Burschen wie die Raben den Standort ihrer Feinde, und hier und da versetzten sie ihnen mit ihren Wurfspeeren einen treffsicheren Schlag. Für

die Mongolen war es unmöglich, sich zu verteidigen. Sie waren gezwungen, unbeweglich wie Gefesselte dazustehen und auf den Tod zu warten.

„Begadyr“, wandte sich Tuhar Wowk an Burunda. „Sollten wir nicht versuchen, unser eigenes Leben zu retten?“

„Wozu?“ fragte Burunda verdrießlich.

„Immerhin ist das Leben doch besser als der Tod!“

„Du sprichst die Wahrheit“, sagte Burunda, und in seinen Augen leuchtete es auf; das war jedoch nicht die Begierde zu leben, sondern die nach Rache. „Nun, was sollen wir denn tun? Wie können wir uns retten?“

„Vielleicht sind sie jetzt geneigt, im Austausch gegen den Gefangenen uns das Leben und einen freien Abzug von hier zu schenken?“

„Versuchen wir es!“ sagte Burunda und nachdem er Maxym an der Brust gepackt hatte, zog er ihn aus der Menge heraus und stellte ihn vor sich. Daneben stand Tuhar Wowk und winkte mit einem weißen Tuch.

„Tuchljaer!“ rief er, sich zum Ufer wendend.

Ringsum wurde es still.

„Sage ihnen, wenn sie diesen Sklaven lebendig haben wollen, so sollen sie uns das Leben schenken und uns frei von hier abziehen lassen! Wenn nicht, dann vermögen wir zu sterben. Er jedoch wird dann auch sterben, hier, direkt vor ihren Augen!“

„Tuchljaer!“ schrie Tuhar Wowk. „Der Mongolenheerführer verspricht euch, den Gefangenen lebendig und gesund zurückzugeben und fordert, daß ihr dafür alle, die noch übriggeblieben sind, lebend und gesund aus diesem Tal herauslaßt! Ansonsten erwartet euren Sohn der unvermeidliche Tod.“

Und wie um den ganzen Ernst dieser Drohung vor Augen zu führen, schwenkte Burunda sein furchtbares Beil über dem Kopf des unbewaffneten Maxym.

Die ganze Gemeinde war erstarrt. Der alte Sachar begann zu zittern und wandte sein Auge ab, damit ihm nicht das Herz zerreiße.

„Sachar“, sagten die Greise, die ihn umringten, „wir denken, daß man diesen Vorschlag annehmen kann. Das Mongolenheer ist vernichtet, und dieses Häuflein von Menschen macht uns keine Angst.“

„Ach, Brüder, ihr kennt die Mongolen nicht! Unter diesem Häuflein Menschen befindet sich der entsetzlichste aller ihrer Heerführer, und er wird uns niemals den Untergang seines Heeres verzeihen. Er wird mit einem neuen Heer in unsere Berge kommen, und wer weiß, ob wir sie dann noch einmal schlagen werden?“

„Doch dein Sohn, Sachar, dein Sohn! Bedenke doch, daß ihn der Tod erwartet! Sieh nur das Beil über seinem Kopfe!“

„Möge mein Sohn lieber sterben, als daß auch nur ein Feind seinetwegen lebendig unser Land verläßt!“

Weinend näherte sich Myroslawa dem alten Sachar.

„Vater!“ rief sie weinend. „Was hast du dir gedacht? Wozu willst du deinen Sohn und... und mich zugrunde richten, Vater? Ich liebe deinen Sohn und ich schwöre, mit ihm das Leben zu teilen und ihm zu dienen! Sein Tod wird auch der meinige sein!“

„Armes Mädchen!“ sagte Sachar. „Womit kann ich dir helfen? Für dich existieren nur die schwarzen Augen und die geschmeidige Gestalt. Ich jedoch muß an das Wohl aller denken. Hier gibt es keine Wahl, Tochter!“

„Sachar, Sachar!“ sagten die Gemeindemitglieder. „Wir sind alle der Meinung, daß der Vernichtung genug getan ist, daß die Kraft des Feindes gebrochen ist. Die Gemeinde will nicht den Tod dieser Letzten, Übriggebliebenen. Schone dein eigenes Fleisch und Blut!“

„Schone unsere Jugend, unsere Liebe!“ rief Myroslawa weinend.

„Mit Worten kannst du ihnen doch alles versprechen, wenn sie dir nur deinen Sohn zurückgeben“, sagte einer der kühnen Burschen von jenseits des Gebirges. „Sowie Maxym frei ist, nicke uns nur zu, und wir schicken alle Mongolen den Krebsen zum Fraß auf den Grund.“

„Nein!“ sagte Sachar empört. „Das wäre unehrlich. Die Berkuts halten ihr Wort, sogar dann, wenn sie es einem Feind oder Verräter gegeben haben. Die Berkuts beschmutzen weder ihre Hände noch ihr Herz jemals mit durch Verrat vergossenem Blut! Kinder, hört auf mit diesen Reden! Wartet, ich selbst werde ihnen eigenhändig die Antwort schicken!“

Er wandte sich um und ging zu der Maschine, in deren Löffel ein gewaltiger Stein lag, und mit starker Hand, ohne Zittern, nahm er das Seil, das den Löffel in waagerechter Lage hielt.

„Vater, Vater!“ schrie Myroslawa, sich zu ihm drängend. „Was häst du vor?“

Sachar jedoch tat, als ob er ihr Geschrei nicht hörte und richtete die Schleuder auf die Feinde.

Unterdessen warteten Burunda und Tuhar Wowk vergeblich auf die Antwort der Tuchljaer. Mit gesenktem Haupt, ruhig und zu allem bereit stand Maxym unter dem über ihm schwebenden Beil Burundas. Nur Tuhar Wowk zitterte, wer weiß warum, am ganzen Leibe.

„Ach, was sollen wir noch lange warten!“ rief Burunda. „Einmal kommt man nur auf die Welt und einmal muß man sie auch wieder verlassen! Bevor du aber mich ins Verderben stürzt, stirb, du elender Sklave!“

Und mit schrecklicher Kraft schwenkte er das Beil, um Maxym mit einem Schlage den Schädel zu spalten.

Für einen Augenblick blitzte das Schwert von Tuhar Wowk über Maxyms Kopf auf und der furchtbare, todbringende Arm Burundas fiel samt Beil, durch einen einzigen Streich von der Schulter abgetrennt, blutüberströmt, gleich einem ausgetrockneten Holzscheit ins Wasser.

Burunda heulte vor Schmerz und Wut auf und griff mit der linken Hand nach Maxyms Brust; seine Augen loderten mit dem Ausdruck tödlichen Hasses dem ihn verratenden Bojaren entgegen.

In demselben Augenblick jedoch beugte sich Maxym und stieß ihn aus aller Kraft mit Kopf und Schultern in die linke

Seite, so daß Burunda durch diesen Stoß das Gleichgewicht verlor, ins Wasser rollte und Maxym mit sich zog.

Im nächsten Augenblick bereits brauste etwas durch die Luft. Es war ein großer Stein, der unter Sachar Berkuts Händen aus der Tuchljaer Wurfmaschine herausgeschleudert wurde und krachend auf den Haufen der Feinde herniederhagelte. Das Wasser spritzte hoch bis zu den Wolken, Steine klirrten und ein herzerreißendes Gejammer drang bis ans Ufer. Und nach einigen Augenblicken war die Oberfläche des Sees wieder glatt und ruhig und von Burundas Abteilung war nichts mehr übrig geblieben.

Totenstill und atemlos stand die Tuchljaer Gemeinde am Ufer. Der alte Sachar, der bis jetzt so stark und unbeugsam gewesen war, zitterte jetzt wie ein kleines Kind, hielt sich die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Zu seinen Füßen lag bewegungslos Myroslawa. Sie war ohnmächtig geworden.

Und plötzlich ertönte unten ein Freudengeschrei. Die kühnen Burschen, die auf den Flößen schwammen, näherten sich der Stelle, an der Maxym und Burunda ins Wasser gestürzt waren, und auf einmal sahen sie den aus dem Wasser auftauchenden Maxym gesund und munter wie immer und begrüßten ihn mit Freudenrufen. Die Freude machte sich auch bald in der ganzen Gemeinde breit. Sogar die, die ihre Söhne, Brüder oder Ehemänner verloren hatten, freuten sich über Maxyms Rettung, als ob sie damit die ihrem Herzen Teuren, die im Kampfe gefallen waren, wiedergewonnen hätten.

„Maxym lebt! Maxym lebt! Hurra, Maxym!“ verbreiteten sich die donnernden Rufe und widerhallten weithin in den Wäldern und Bergen. „Vater Sachar! Dein Sohn lebt! Dein Sohn kehrt zu dir zurück!“

Zitternd vor tiefer Erregung, mit Tränen in den alten Augen erhob sich Sachar.

„Wo ist er? Wo ist mein Sohn?“ fragte er mit schwacher Stimme.

Pitschnaß, jedoch mit einem Gesicht, das vor Freude glänzte, sprang Maxym vom Floß ans Ufer und warf sich dem Vater zu Füßen.

„Mein Vater!“

„Mein Sohn! Maxym!“

Mehr zu sagen vermochte weder dieser noch jener. Sachar schwankte und fiel in die kräftigen Arme Maxyms.

„Vater, was ist dir?“ rief Maxym aus, als er die tödliche Blässe auf dem Gesicht des Greises sah und das unbezähmbare Zittern spürte, das seinen Körper erfaßt hatte.

„Nichts, Söhnchen, nichts“, sagte leise, mit einem Lächeln, Sachar. „Der Wächter ruft mich zu sich. Ich höre seine Stimme, Söhnchen! Er ruft mich: ‚Sachar, du hast das deinige getan, es ist an der Zeit, auszuruhen!‘“

„Vater, Vater, sage so etwas nicht!“ rief Maxym weinend und schmiegte sich an ihn. Der alte Sachar lag ruhig lächelnd, mit ausgeglichenem Gesicht, das er der Mittagssonne zugewandt hatte, auf dem Rasen. Leicht nahm er die Hand des Sohnes von seiner Brust und sagte:

„Nein, Söhnchen, weine nicht um mich. Ich bin glücklich! Sieh hierher! Hier ist jemand, der deiner Hilfe bedarf.“

Maxym sah sich um und erstarrte. Auf dem Boden lag Myroslawa bleich, mit einem Ausdruck der Verzweiflung auf ihrem Gesicht. Die Burschen hatten Wasser herbeigebracht, und Maxym ging daran, seine Liebste ins Leben zurückzurufen. Da atmete sie, öffnete die Augen und ließ sie wieder zufallen.

„Myroslawa, Myroslawa! Mein Herz!“ rief Maxym und küßte ihre Hände. „Wach auf!“

Als ob Myroslawa aus tiefem Traum erwacht sei, so verwundert blickte sie Maxym ins Gesicht.

„Wo bin ich? Was ist mit mir?“ fragte sie kaum hörbar.

„Hier! Hier, bei uns! Neben deinem Maxym!“

„Maxym?“ rief sie, sich aufrichtend, aus.

„Ja, ja! Sieh, ich lebe und bin frei!“

Lange, lange schwię Myroslawa und konnte vor lauter Staunen nicht zu sich kommen. Dann plötzlich umarmte sie Maxym und heiße Tränen entströmten ihren Augen.

„Maxym, mein Herz!..“

Mehr konnte sie nicht sagen.

„Wo aber ist mein Vater?“ fragte Myroslawa ein bißchen später.

Maxym wandte sich ab.

„Erinnere dich nicht an ihn, mein Herz! Derjenige, der Recht und Unrecht abwägt, der wägt jetzt seine guten und bösen Taten ab. Wollen wir dafür beten, daß die guten überwiegen.“



Myroslawa trocknete sich die Tränen und schaute voller Liebe auf Maxym.

„Komm hierher, Myroslawa“, sagte Maxym, „das ist unser Vater. Aber auch er wird uns verlassen.“

Sachar sah mit hellem, freudigem Blick auf das junge Paar.

„Kniet neben mir nieder, Kinder!“ sagte er leise, mit schon versagender Stimme. „Myroslawa, meine Tochter, dein Vater ist tot und wir wollen nicht richten, ob er schuldig ist oder nicht. Er ist so gestorben wie Tausende andere auch. Sei nicht traurig, meine Tochter! Anstelle des Vaters gibt das Schicksal dir einen Bruder...“

„Und einen Gatten!“ fügte Maxym hinzu und drückte ihre Hand.

„Mögen euch, Kinder, die Götter unserer Ahnen segnen!“ sagte Sachar. „In schweren Tagen hat euch das Schicksal zusammengeführt und eure Herzen vereint. Ihr habt euch als würdig erwiesen und dem schrecklichsten Sturm standgehalten. Möge euer Bund am heutigen Siegestage eine Bürgschaft dafür sein, daß unser Volk ebenso sein schweres Unglück bezwingt und seinen Herzensbund von Ehre und menschlichem Gewissen nicht zerreißt!“

Mit schon kalten Lippen küßte er Myroslawa und Maxym auf die Stirn.

„Jetzt aber steht auf, Kinder, und richtet auch mich ein wenig auf! Ich möchte noch, bevor ich euch verlasse, der Gemeinde etwas sagen, der ich mein ganzes Leben hindurch ehrlich zu dienen bestrebt war. Väter und Brüder! Unser heutiger Sieg ist für uns ein großes Werk. Wodurch haben wir gesiegt? Nur durch unsere Waffen? Nein! Nur durch unsere List? Nein! Wir haben durch unsere Gemeindeordnung gesiegt, dadurch, daß wir alle wie ein Mann zusammenhielten und unüberwindlich alle für einen, einer für alle einstanden. Solange das so ist, kann euch kein Feind besiegen. Ich aber weiß, Brüder, und davon kündet mir auch meine Seele, daß das nicht der letzte Angriff auf unsere Gemeindefestung ge-

wesen ist, daß andere folgen werden, die am Ende unsere Gemeinde zerstören. Unser Volk steht vor schweren Zeiten. Der Bruder wird dem Bruder fremd werden, der Sohn wird sich vom Vater lossagen, großer Streit und Hader wird im russischen Land ausbrechen, die Kraft des Volkes wird aufgezehrt werden und dann wird das ganze Volk unter die Sklaverei fremder und seiner eigenen Gewalttäter kommen, und sie werden aus ihm einen gehorsamen Diener ihrer Launen und ein Arbeitstier machen. Inmitten dieses Unglücks jedoch wird sich das Volk einst seiner früheren Freiheiten erinnern und wohl ihm, wenn es sich ihrer schneller und klarer erinnert: Das errettet es vor einem ganzen Meer von Tränen und Blut, vor vielen Jahrhunderten der Sklaverei. Früher oder später wird es sich an das Leben seiner Vorfahren erinnern und wünschen, in deren Fußstapfen zu treten. Glücklich ist der, dem es beschieden ist, in jenen fernen Tagen zu leben! Das werden herrliche Tage sein, Tage des Frühlings, Tage der Wiedergeburt des Volkes! Überliefert den Kindern und Enkeln eure Legenden von vergangenen Tagen und vergangenen Ordnungen. Möge in ihnen das Gedächtnis an diese Tage während des künftigen Unglücks wach bleiben, so wie der lebendige Funken unter der Asche nicht erlischt! Es kommt die Zeit, da aus dem Funken die neue Flamme schlägt! Lebt wohl!“

Der alte Sachar atmete schwer, schaute zur Sonne, lächelte und einen Augenblick später hatte sein Herz aufgehört zu schlagen.

Weder die Söhne noch die Nachbarn noch die Dorfbewohner beweinten ihn, denn sie wußten gut, daß es eine Sünde wäre, einen Glücklichen zu beweinen. Man sang fröhliche Lieder, während man seinen Körper wusch. Dann trugen sie ihn zur Hellen Lichtung, der alten Wohnstätte der Götter der Ahnen, und legten ihn in dem steinernen Heiligtum mit dem Gesicht zum goldenen Abbild der Sonne an der Decke. Sie versperren mit einer großen Platte den Eingang und mauerten ihn zu. So ruhte der alte Sachar Berkut im Schoße jener

Götter, die in seinem Herzen gelebt und ihm sein ganzes Leben hindurch ehrliche, auf das Wohl der Gemeinde gerichtete Gedanken eingegeben hatten.

Vieles hat sich seit jener Zeit verändert. Ziemlich genau erfüllte sich die Prophezeiung des greisen Gemeindepredigers. Großes Unglück zog wie eine Hagelwolke über die russischen Lande. Die alte freie Gemeindeordnung ist längst vergessen und, wie es scheint, auch begraben. Doch nein! Sollte es nicht unseren Tagen beschieden sein, sie wieder auferstehen zu lassen? Leben wir nicht in jener glücklichen Zeit der Wiedergeburt, von der der sterbende Sachar gesprochen hatte, oder doch zumindest an der Schwelle zu dieser glücklichen Zeit?

Nagujewytschi, 1.X.—15.XI. 1882

ИВАН ЯКОВЛЕВИЧ ФРАНКО
ЗАХАР БЕРКУТ

Картина общественной жизни
Карпатской Руси в XIII столетии

Перевод с украинского *С. Г. Кузьминой*
и *А. А. Кузьмина*

Киев, издательство художественной
литературы «Днипро», 1982

(На немецком языке)

Редактор *В. В. Шелест*
Ілюстрації *В. В. Руденка*
Художнє оформлення *А. П. Відоняка*
Художній редактор *Т. О. Ковальова*
Технічний редактор *Л. І. Ільченко*
Коректор *С. І. Харчу*

ІБ № 1653.

Здано до складання 27.11.81.

Підписано до друку 31.05.82.

Формат 70×100¹/₃₂. Папір ілюстраційний.

Гарнітура звичайна нова.

Друк високий.

Ум.-друк. арк. 9,03.

Ум. фарб.-відб. 9,03.

Обл.-вид. арк. 11,335.

Тираж 1000. Зам. № 1—3013.

Ціна 1 крб.

Видавництво художньої літератури

«Дніпро»,

252601, Київ-МСП, Володимирська, 42

Головне підприємство

республіканського виробничого

об'єднання «Поліграфкнига».

252057, Київ, вул. Довженка, 3.

Франко І. Я.

Ф83 Захар Беркут: Повість / Перекл. з укр. С. і
О. Кузьміни.— К. : Дніпро, 1982.— 220 с. іл.

У повісті великого українського письменника Івана Франка (1856—1916) зображено боротьбу населення Карпатської Русі проти ординського нашестя 1241 р. Захар Беркут та його син Максим, згуртувавши жителів Тухольщини, мужньо відстоюють незалежність свого краю і перемагають.

Ф 70303—233 233.82. 4702590100 У1
М205(04)—82

